Vorwort

"Silent Hill - Zwielicht" ist ein Roman, der seine Inspiration in der gefühlsbetonten und psychedelischen Atmosphäre der bekannten Silent Hill-Videospielreihe fand und sich auch an den hohen Anforderungen der Fangemeinde an Silent Hill Projekte orientieren sollte.

Im Alter von 18 Jahren spielte ich bereits mit dem Gedanken, ein Buch zu schreiben, das gesellschaftskritische Aspekte vor dem Hintergrund einer dramatischen, emotional aufwühlenden und aufreibend spannenden Geschichte thematisieren sollte. Allerdings fehlten mir noch die erforderlichen metaphorischen Mittel und Gefüge, um diese Thematik ins richtige Licht rücken und die inhaltlichen Elemente innerhalb eines stimmigen und Atmosphäre erzeugenden Rahmens akzentuieren zu können. Die Videospielserie Silent Hill hat mich und die Geschichte in dieser Hinsicht sehr stark beeinflusst, wodurch es mir möglich war, all diesen Gefühlen die Ausdrucksstärke zu verleihen, die den Leser bis ins Innerste packen und prägen soll.

Ich möchte betonen, dass kein Vorwissen des Franchises „Silent Hill“ notwendig ist, um die Inhalte dieses Romans verstehen und nachvollziehen zu können, da es sich um ein eigenständiges Werk handelt, bei dem ich mir lediglich die fundamentalen Elemente von Silent Hill zunutze gemacht habe, um so den Rahmen der Handlung durch diese Fusion in ein rundum adäquates Setting zu betten und eine authentische Geschichte zu gestalten. Beeinflusst durch die Welt von Silent Hill bietet dieser Roman ein völlig neues Erlebnis, das in seiner emotionalen Wirkung eine unvergleichliche Erfahrung ermöglichen soll.

Ich hoffe, dass ich den Erwartungen der Leser und ihren Ansprüchen gerecht werden kann. Was zunächst den Anschein eines gewöhnlichen Psychothrillers macht, entpuppt sich mehr und mehr als Konstrukt zahlreicher Mysterien, die wie in einem Puzzle zusammengesetzt werden sollen, um so das Rätsel lösen zu können, das die Protagonisten umgibt. Mein Ziel war es eine besondere Thematik zu behandeln, die hoffentlich jeden Leser überrascht und vielleicht sogar nachdenklich stimmt.
Wer zwischen den Zeilen liest, wird in „Silent Hill – Zwielicht“ vermutlich mehr als nur einen Roman erkennen.

Jennifer Müller

Silent Hill – Zwielicht

Roman

3. Auflage
Silent Hill is registered trademark or trademark of KONAMI COMPUTER ENTERTAINMENT JAPAN, INC.
Druck und Bindung: Buch Bücher dd ag
Cover: Jennifer Müller, Jose Andres Guzman Torres, Michael Hartlapp
Printed in Germany

Kapitel 1

Es war an einem Montagabend, als ich erschöpft von der Arbeit nach Hause kam und mir - wie gewohnt - erst einmal eine kalte Dusche gönnte, bevor ich mich entspannt auf meinen Feierabend einließ. Meine liebreizende Freundin Anna saß im Wohnzimmer und sah sich eine dieser dilettantischen Soaps an. Das Fernsehprogramm ließ wie üblich sehr zu wünschen übrig, aber es half uns beiden dabei, die Anstrengungen des Alltags vergessen zu können. Umso mehr genoss ich den kalten Schauer des Wassers, der den Stress von meinem Körper geradezu abperlen ließ. Eine willkommene Abkühlung an diesen warmen Sommertagen.
Nachdem ich meinen Körper abgetrocknet hatte und einen Blick in den Spiegel warf, fiel mir auf, dass eine Rasur längst überfällig war. Im Spiegel beobachtete ich mein schmales, kantiges Gesicht, meine kurzen, kastanienbraunen Haare, die beim letzten Friseurbesuch etwas zu kurz geraten waren, und letztendlich meine grünen Augen. Ich mochte kein Adonis sein, aber im Großen und Ganzen war ich mit meinem Äußeren zufrieden.
Anna liebte meine grünen Augen und sprach immer davon, dass sie ein großes Maß an Stärke und Willenskraft ausstrahlen würden. Sie wusste schon immer ganz genau, wie sie mich verlegen machen konnte. Jedes ihrer schmeichelnden Komplimente machte mich stolz. Stolz, dass ich den großen Fang gemacht hatte, den Fang, auf den Jeder bei der Suche nach einer passenden Partnerin sehnsüchtig wartete. Von daher konnte ich es kaum erwarten, sie nach meinem langen Arbeitstag wieder in die Arme zu schließen. Meine Exfreundin hingegen hatte im letzten Jahr unserer dreijährigen Beziehung nichts Besseres zu tun, als mir ständig meine Fehler vor Augen zu halten. Dank ihrer Vorwürfe und Gemeinheiten bezüglich meiner Persönlichkeit büßte ich einiges an Selbstbewusstsein ein. Dabei fiel es mir ohnehin schon nicht leicht, mich auf neue Frauenbekanntschaften einzulassen, weswegen ich nach der Trennung lange Zeit allein war. Einst hatte sie mich als paranoid

bezeichnet. Vielleicht hatte sie Recht. Vielleicht war es aber auch nur eine emotionalbedingte Reaktion auf die Trennung, fällt mir schwer, das im Nachhinein zu beurteilen. Das war nicht mehr wichtig und das war auch gut so.
Wie auch immer, ich wollte mich nur schnell rasieren, damit ich wieder bei meiner geliebten Anna sein konnte. Sie war das Glück in meinem Leben, das ich so lange Zeit gesucht hatte. In Sachen Liebe hatte ich bis dahin ein unglückliches Händchen, aber scheinbar ging es nicht nur mir allein so. Ich wusste nicht viel von Annas Liebesleben, nur, dass sie scheinbar sehr verletzt wurde. Es dauerte, bis ich Annas Vertrauen und ihr Herz gewinnen konnte. Auch sonst war sie eine sehr ruhige und verschlossene Frau, die nicht viel von ihrer Vergangenheit preisgab. Aber das war vollkommen in Ordnung, schließlich wollte ich nicht irgendwelche alten Wunden aufreißen, die sie in Isolation und Verstörung zurückwerfen würden.

Anna war eine wundervolle Frau, ich wusste ihre Zuneigung zu mir sehr zu schätzen, ebenso ihren Charme, ihre gutmütige, hilfsbereite und aufopfernde Art, genauso ihren trockenen Humor, mit dem sie mich stets zum Lachen gebracht hatte. Alles in allem war sie ein lebensfroher, willensstarker und selbstloser Mensch, der sich eigenständig und zielstrebig seinen Problemen stellte und immer für andere da war, wenn sie Hilfe brauchten. Anna war mein wertvollster Schatz, ein Geschenk des Himmels, ein Wesen mit einer derart liebenswerten Art, wie ich sie zuvor nie kennen gelernt hatte. Aber warum war sie dann nur immer so selbstkritisch? Dauernd behauptete sie, sie würde meine Liebe zu ihr nicht verdienen, ich sei ein so herzensguter Mensch, der sein Leben nicht mit ihr verschwenden sollte. Und das Schlimmste: Sie sei es nicht wert. Wie konnte sie nur so etwas sagen? Es war nicht so, als ob sie deswegen ständig traurig gewesen wäre. Solche Gedanken äußerte sie nur mir gegenüber, was ein Zeichen dafür war, dass sie großes Vertrauen in mich hatte. Aber sie hatte stets Angst davor, dass sie mich verlieren könnte. Sie schien keinen blassen Schimmer zu haben, wie viel sie mir überhaupt bedeutete. Allein ihre Gegenwart ließ mich erblühen und gab meinem Dasein einen neuen Sinn, auch wenn das echt kitschig klingen mochte, aber als genau das empfand ich es.

Ich konnte es jedenfalls kaum erwarten, mit Anna einen wunderschönen Abend zu verbringen. Nachdem ich mich angezogen und mir die Armbanduhr angelegt hatte, die Anna mir zu meinem letzten Geburtstag geschenkt hatte, ging ich ins Wohnzimmer, wo ich ihre wunderbare Erscheinung auf der Couch erblickte. Sie aß gerade die Reste auf, die von ihrer selbst gemachten Pasta übrig geblieben waren und starrte gefesselt auf den Fernseher, auf dem sich gerade eine schluchzende Frau über einen regungslosen Mann beugte. Neben dem Fernseher standen unsere schwarzen, modischen Kommoden aus robustem Tannenholz, auf denen Bilder von uns und allerlei Dekoration zu sehen waren. Anna hatte einen guten Geschmack, was die Wohnungseinrichtung betraf, weswegen ich mich immer auf ihr Händchen verlassen konnte. Die Stehlampe links in der Ecke erzeugte mit ihrem gedämpften Licht eine gemütliche Atmosphäre.
„Oh, da bist du ja, Gordon! Erfrischung genossen, mein Bärchen?“
Anna hatte immer niedliche Kosenamen für mich, die selbst ich mochte. Bevor ich Anna kennen gelernt hatte, hielt ich nicht viel von solchen Liebkoseleien und machte mich ständig darüber lustig. Doch die Beziehung mit Anna hatte mir eine Seite meiner Persönlichkeit offenbart, von der ich niemals gedachte hätte, dass sie in mir schlummern würde. Schon faszinierend, was die Liebe so aus einem herauskitzeln konnte.
Erwartungsvoll lächelte sie mich an.
„Hattest du einen anstrengenden Tag? Ich hab die ganze Zeit an dich gedacht.“ Sie brachte mich mit ihren Worten zum Strahlen.
„Erging mir nicht anders mein Schatz, vor allem bei der zermürbenden Ackerei dort. Aber bald ist es geschafft, dann habe ich es endlich hinter mir.“
Bei meinem Job handelte es sich lediglich um einen Nebenjob, der dazu dienen sollte, mein finanzielles Polster aufzustocken.
Ich heiße Gordon Cooper, bin Student im letzten Semester und interessiere mich sehr für Mathematik und Chemie. Bislang wusste ich nicht, auf welches Ziel ich zusteuerte. Nicht, dass ich darauf hoffte, dass mir meine Bestimmung in den Schoß fliegen würde. Es ist nur so, dass ich noch nicht genau wusste, wie ich in naher Zukunft meine Brötchen verdienen sollte, ob als Lehrer, Ingenieur, oder was auch immer. Oberste

Priorität schrieb ich meiner Freundin Anna zu, Anna Mitchel. Aber auch diesbezüglich hatte ich noch eine Menge Zeit, schließlich war ich erst 25, zwei Jahre älter als Anna, die Auszubildende in einem Kindergarten war.
Anna liebte Kinder über alles. Sie wollte selbst irgendwann welche haben, aber erst wenn sie in der Lage war, ihren Kindern eine gesicherte Zukunft bieten zu können. Auch das faszinierte mich an Anna. Sie war stets eine verantwortungsbewusste und vorausschauende Persönlichkeit, die ihre Zukunft bis ins Detail plante.
„Willst du dich noch einen Moment zu mir setzen? Frisch geduscht mag ich dich am liebsten.“, kicherte sie und offerierte mir den Platz zu ihrer Rechten. Wie hätte ich da nein sagen können? Es ging nichts über einen gemütlichen Schmuseabend mit ihr auf der Couch. Mit ihr zusammen zu sein war wichtiger als alles andere. So kam es, dass ich mich zu ihr auf die Couch gesellte und sie in meine Arme schloss.
„Sag Gordon, was soll ich morgen für dich kochen? Mit welcher Delikatesse darf ich dich morgen verwöhnen?“, fragte sie, während sie mein frisch rasiertes Kinn kraulte. Annas Kochkünste waren weltklasse! Sie gab sich immer so viel Mühe, mir eine Freude zu bereiten, egal ob sie dabei den Kürzeren zog oder auf etwas verzichten musste. Und kochen konnte sie wie keine andere, aber das war nur einer ihrer zahlreichen Vorzüge. Diese gebratene Ente vom vergangenen Wochenende… Ein Gedicht! Allein beim Gedanken an diese Köstlichkeit lief mir das Wasser im Munde zusammen.
„Da mir bekanntlich alles mundet, was du kochst, darfst du mich gerne überraschen. Mach dir aber bitte nicht zu viel Arbeit, schließlich hast du tagsüber auch ne Menge am Hals, deine Kindermeute zum Beispiel.“
„Schooon, aber!“, unterbrach sie mich und stupste meine Nase.
„Ich weiß auch, wie sehr du dich darüber freust, auch mal verwöhnt zu werden. Und für mich allein zu kochen macht ohnehin keinen Spaß.“
Lächelnd sah ich ihr in ihre bezaubernden Augen und streichelte ihr zartes Gesicht.
„Ich liebe dich, Anna. Danke für alles, mein Schatz.“
Wie üblich folgte auf einen Einschub sprudelnder Romantik ein leidenschaftlicher Kuss, der mich wie immer restlos verzauberte, als existierten nur wir beide und sonst nichts. Danach sahen wir uns

stillschweigend und lächelnd an, bis Anna einen guten Vorschlag machte:
„Du bist sicher müde, Gordon. Sollen wir schlafen gehen?“ Es war, als ob sie meine Gedanken lesen könnte.
„Ah! Du sprichst mir aus der Seele!“

Doch aus irgendeinem Grund hatte ich an diesem Abend ein ungutes Gefühl. In dieser Nacht hatte ich kaum ein Auge zugetan, aber das lag nicht nur an dieser unbändigen Hitze, die uns Nacht für Nacht den Schlaf erschwerte. Annas Anblick beim Schlafen erfüllte mich jedoch mit Zufriedenheit und Stolz. Wie sie da lag, unbeschwert und entspannt. Anna war von großer, schmaler Statur. Es war nicht nur ihr Charakter, der mich im siebten Himmel schweben ließ, sondern auch ihre Schönheit, die mich regelrecht blendete. Wie kam sie nur immer darauf, sie sei hässlich? Wie konnte ein so wunderschöner Mensch wie sie nur glauben, hässlich zu sein? Ihr lockiges, aschblondes Haar, ihr schmales Gesicht, ihre grazile, zierliche Figur… Ihr ganzes Erscheinungsbild war schlichtweg umwerfend.
Sie musste bemerkt haben, dass ich sie beim Schlafen beobachtet hatte. Murmelnd drehte sie sich zu mir um und fragte:
„Gordon, ist alles ok?“
„Ja Anna, es ist nur… Ach, mir fällt es einfach nur schwer einzuschlafen. Diese Hitze bringt mich um. Außerdem…“ Ich blickte ihr verführerisch in ihre graublauen Augen. „Wie könnte man bei diesem wundervollen Anblick ans Schlafen denken?“ Und da war es wieder. Anna wandte verlegen und grinsend ihren Blick ab und errötete leicht. Das tat sie immer, wenn man ihr Komplimente machte und ich fand es unglaublich süß.
„Schatz bitte, das bin ich nicht, das wissen wir beide. Aber ich weiß das wirklich sehr zu schätzen.“ Sie warf mir sehr oft vor, ich sei blind vor Liebe und würde die Wahrheit nicht erkennen, aber ich wusste genau wovon ich sprach. Anna war einfach eine Augenweide, zweifellos, aber Schönheit liegt ja bekanntlich im Auge des Betrachters. Doch dann… Die Stimmung änderte sich schlagartig und Anna fing an zu weinen.
„Anna, was ist los? Sag mir bitte, was dich bedrückt. Warum weinst du?“ Draußen fing es an zu regnen. Ich hörte in diesem Moment nur das

Prasseln der Regentropfen auf dem Fenster und Annas leises Schluchzen, das mir einmal mehr große Sorgen bereitete.
„Gordon… weißt du…“ Sie zögerte einen Moment, bevor sie ihren Satz vollendete: „Ich denke oft darüber nach, ob mein Job wirklich das Richtige für mich ist. Es gibt Tage, an denen es mir sehr schwer fällt, mich… Hach, ich weiß ja auch nicht.“ Im Licht des Mondscheins sah ich, wie sie ihr Gesicht in ihren Händen vergrub. Ich wollte gerne wissen, worauf sie hinaus wollte und fragte nach, um ihre Reaktion besser nachvollziehen zu können:
„Ich bin ein wenig überrascht, dass du das sagst, weil ich immer davon ausgegangen war, dass du gerne mit den Kindern zusammen bist, Anna.“
„So ist es ja auch, aber…“, intervenierte sie, bis erneut ein Moment nachdenklicher Stille folgte. Ich hakte nach, um das Schweigen zu brechen: „Die Arbeit mit den Kindern ist sicherlich kein Zuckerschlecken, das kann ich mir gut vorstellen. Du weißt ja selbst, dass es solche und solche Tage gibt. Und wenn du auf Dauer nicht glücklich damit werden solltest, kannst du immer noch andere Wege einschlagen.“ Ob meine Worte sie tröstlich waren, konnte ich nur schwer einschätzen. Sie fuhr sich mit den Händen durch ihr güldenes Haar, das im Schein des Mondlichts schimmerte und starrte an die Decke: „Ja… Ich… Ja, du hast ja Recht. Es ist nur… Vieles geht mir in letzter Zeit durch den Kopf.“ Danach wandte sie ihren Kopf zu meiner Seite und sah mich mit ihren wunderschönen Augen an.
„Zu wissen, dass du immer für mich da bist, macht mich unfassbar glücklich und stolz, Gordon. Ich liebe dich über alles. Ich… kämpfe nach wie vor mit meinen Verlustängsten, weil ich dich brauche und nicht verlieren möchte.“ Erneut kullerte eine Träne über ihre geschmeidigen Wangen, die ich ihr liebevoll mit meiner Hand wegwusch.
„Gordon, glaub mir, ich würde dich niemals absichtlich verletzen oder enttäuschen. Du hast… das Beste vom Besten verdient.“ Daraufhin erwiderte ich, dass sie alles wäre, was ich in meinem Leben bräuchte, woraufhin sie mich anlächelte und leise schluchzte, untermalt von der Geräuschkulisse des Sommerregens. Anna sah mich mit ihren glasigen, tränengefüllten Augen an und antwortete:

„Bitte mach dir keine Sorgen. Du machst mich glücklicher als alles andere auf der Welt. Ich wüsste nicht, was ich ohne dich tun würde. Ich weine vor Glück, weil du mein Leben mit Freude bereicherst."
„Anna…"
Wenn ich gewusst hätte, dass dies meine letzten Worte an Anna gewesen waren, bevor…

Wir mussten direkt danach eingeschlafen sein, weil ich mich an kein Detail unseres weiteren Gesprächs erinnern konnte. Als ich erwachte, war es finster im Apartment. Ich dachte mir, dass ich diese Nacht nicht durchschlafen werden könnte, weil es auch in den vergangenen Nächten nahezu unerträglich schwül gewesen war. Aber in dieser Nacht war es erschreckend kühl. Wie war das möglich? Ich konnte sogar den Hauch meines Atems sehen. Besorgt wandte ich mich der rechten Seite des Bettes zu, doch Anna war nicht da. Wo könnte sie hingegangen sein? Vielleicht war sie gerade im Badezimmer? Vielleicht hatte sie nur kurz Luft geschnappt, aber vielleicht… Nein, daran durfte ich nicht denken. Es gab nur einen Weg, dies herauszufinden. Ich richtete mich auf, verweilte jedoch aus Furcht einen Moment lang auf der Bettkante, um in die Stille zu horchen.
Es war stockfinster, kein Mucks war zu hören. Lediglich die Blitzeinschläge des Unwetters schallten durch die Nacht und gewährten mir einen Blick in die Dunkelheit unseres Apartments. So kindisch das auch klingen mag: Diese Umstände bereiteten mir – anders als sonst – ziemlich große Angst, zumal ich solche Wetterlagen eigentlich als entspannend und beruhigend empfand, insbesondere wenn ich mit Anna einen gemütlichen Abend in unserem Apartment verbringen konnte. Aber sie war nicht da, ich war allein in dieser stockfinsteren, kalten Nacht.
Besonders unangenehm wurde die Situation, als plötzlich ein schriller Klang aus dem Flur ertönte. Ich erstarrte vor Angst, zumal ich mir nicht erklären konnte, woher dieser Klang kam, geschweige denn wer oder was ihn ausstieß. Es gab auch nichts, womit ich den Klang hätte assoziieren können, so unvertraut war er. Wie fest gefroren verharrte ich in meiner Sitzposition auf der Bettkante und lauschte verängstigt in das Dunkel der Nacht. Nie zuvor hatte ich einen solch beängstigenden Klang

vernommen, aber das war leider noch längst nicht alles. Es war furchtbar. Ich konnte nicht fassen, was ich an der Wand meines Zimmers sah. Spielten mir meine Augen einen Streich? Jedes Mal wenn es blitzte, sah ich unheimliche Schatten mit skurrilen Silhouetten an der gegenüberliegenden Wand des Bettes vorbeihuschen.
„Was zum…“, flüsterte ich verstört vor mich hin und sah dem bedrohlichen Schauspiel zu. Noch nie hatte mir etwas so viel Angst eingejagt. Waren Eindringlinge in unserer Wohnung? Anna war es jedenfalls nicht, davon konnte ich ausgehen. Wer oder was es auch immer sein mochte, es befand sich allem Anschein nach direkt im Schlafzimmer. Hatte der Eindringling meine Anwesenheit bereits bemerkt? Wollte man uns bestehlen? Uns vielleicht sogar etwas antun? Wie festgefroren saß ich noch immer auf der Bettkante, aus Angst entdeckt zu werden. Aber irgendwas musste ich doch tun. Ich musste meine Furcht überwinden, schließlich war mir das Wohl meiner geliebten Anna weitaus wichtiger. Vielleicht war ihr sogar bereits etwas zugestoßen… Ich musste meinen Mann stehen, der Gefahr ins Auge blicken und der ominösen Angelegenheit auf den Grund gehen.
„Was geht hier vor? Wer… seid ihr? ANNA? WO BIST DU?“, rief ich Richtung Tür, doch es kam keine Antwort. Stattdessen vermittelte mir ein erschütterndes Phänomen eine Art… „Botschaft“. Aus unerfindlichen Gründen zog sich das Licht des letzten Blitzeinschlags nicht zurück, sodass ich das Innenleben des Raums besser erkennen konnte. Blut strömte an der Decke entlang. Es war tatsächlich Blut! Ich wollte meinen Augen nicht trauen, aber es war dort, in meinem Zimmer und jagte mir eine Heidenangst ein. Wie von Geisterhand geführt, nahm es verschiedene Formen an, als ob es seinen eigenen Willen gehabt hätte. Träumte ich? War das wirklich real? Aber wo in Gottes Namen kam das Blut her? Es war wie ein wahr gewordener Albtraum. Nach und nach erkannte ich, dass die Formen zunächst Buchstaben und letztendlich sogar einen Satz bildeten. Die Botschaft lautete:

„Wer ist Anna?“

Daraufhin verschwanden die Schatten mitsamt der mysteriösen Lichtquelle und es herrschte Totenstille, bis… Noch immer starr vor

Schreck saß ich dort und wartete bis das Grauen ein Ende fand, doch dann ertönte plötzlich der Schrei eines Babys, der mir durch Mark und Bein fuhr. Mein ganzer Leib zitterte. Mut zu fassen und nachzusehen woher der Schrei kam, war zunächst ein Gedanke, der sich nicht in die Tat umsetzen ließ, doch ich schaffte es irgendwie doch noch mich zusammenzureißen und nachzusehen, auch übermannt durch meine Neugier. Ich konnte ohnehin nicht einfach dort herumsitzen und nichts tun. So kam es, dass ich mich langsam und vorsichtig der Tür näherte, die zum Flur führte, und dann den Schreien des Babys folgte. „Was zum…“ Ich bemerkte, dass der Boden nasser und haariger wurde. Der Fußboden war noch immer zu schlecht beleuchtet, als dass ich etwas mit bloßem Auge hätte erkennen können. Was hatte das bloß zu bedeuten? Neugierig, was es damit auf sich hatte, betätigte ich den Lichtschalter im Zimmer, allerdings ohne Erfolg. Wie man es aus klischeehaften Horrorfilmen kannte, blieb mir auch wirklich nichts erspart. „Verdammt… Was jetzt?“ Darüber hinaus wusste ich immernoch nicht, ob sich jemand in meinem Zimmer befand. Im Hintergrund hörte man noch immer das Donnern des Unwetters, das jedoch vom Geschrei des Babys übertönt wurde. Ich stand im Türrahmen, der zum Flur unserer 2-Zimmer-Wohnung führte und hatte den Eindruck, dass die Luft sogar zunehmend kälter zu werden schien. Angesichts meiner besorgniserregenden Lage war ich jedoch viel zu panisch, als dass ich gefroren hätte, ich war vollgepumpt mit Adrenalin. Als ich dann auf dem Flur ankam, sah ich es im wiederkehrenden, gleißenden Licht der Blitzlichtflut: Die schreiende Gestalt, die auf dem Flur stand und mir in der Dunkelheit den Rücken zuwandte war kein Baby, sondern ein kleines Mädchen. „Was… Wer… Wie bist du…“ Ich konnte meine eigenen Sätze nicht beenden, aber es kam ohnehin keine Antwort. Langsam näherte ich mich dem Mädchen, doch… Nein halt, es schien älter zu sein als ich dachte. Je näher ich ihr kam, desto mehr hatte ich das Gefühl, dass das Kind mehr und mehr wuchs und sich veränderte. Regungslos stand es mitten auf dem Flur in der Dunkelheit, beleuchtet von den Blitzen des Unwetters. Als ich dann direkt hinter der Gestalt stand, hörte sie auf zu schreien. Sie musste meine Anwesenheit bemerkt haben und drehte sich zu mir um. Bebend vor Angst sackte ich willenlos zusammen. Ich sah ein unheilvolles, rotes Leuchten in den

Augen der Gestalt, die dort im Flur lauerte. „Gott… W… Was… w… willst du?“ Wie gelähmt stützte ich mich auf dem nassen, haarigen Fußboden ab und flehte innerlich darum, dass es wirklich nur ein Traum gewesen war. Doch als ob es nicht schon schlimm genug gewesen wäre, fingen die Wände wie bei einem Erdbeben an zu wackeln. Es ertönte lautes Gepolter, das Klappern der Gläser im Schrank, das Krachen zusammenfallender Möbelstücke… Nichts war vor der vermeintlichen Naturkatastrophe sicher. Verängstigt stolperte ich durch den Flur und stützte mich an den Wänden ab. Als diese dann letztendlich auch noch zu brennen anfingen, verschlug es mir restlos die Sprache. Was immer dort auch geschah, es war nichts, was man sich rational hätte erklären können. Das Feuer offenbarte mir den entsetzlichen Zustand des Flurs. Im Licht des Feuers erkannte ich nun, wobei es sich bei der nassen Flüssigkeit am Boden handelte. Es war natürlich Blut, was sonst… überall war Blut! Meine Wohnung stand lichterloh in Flammen und ertrank nahezu in Blutlachen. „Grund… GÜTIGER! Was zum Teufel passiert hier?!“ Meine Nerven lagen blank. Das war zu viel. Wenn dies kein Traum gewesen war, was war es dann?
In meiner Panik vergaß ich, dass ich nicht allein in unserem Apartment war. „Sh… Shit, das… ist nicht… echt!“ Fassungslos starrte ich zum anderen Ende unseres Flurs und erblickte das dort stehende Ungeheuer, wie es sich immer stärker veränderte. Von einem Mädchen konnte da keine Rede mehr sein. Brüllend wurde dieses Wesen größer, immer größer und größer, die Beine weniger, der Rumpf und das Haupt dafür umso mehr, bis es völlig entstellt war. Lange Haare wuchsen aus seinem Brustkorb, die Nase der „Bestie“ stieß speerartig aus seinem Gesicht, scharfe Messer traten aus seinen klauenartigen Fingern, mit denen das Wesen wild und unkoordiniert durch den Flur fuchtelte und so teilweise den Putz von der Wand kratzte. Der Kiefer dieses Ungetüms zog sich mehr und mehr nach unten, der Buckel des Ungetüms ragte immer bestialischer aus seinem Rücken, bis es sich nur noch gekrümmt auf allen Vieren fortbewegen konnte. Das tiefe Gebrüll der Bestie war seltsamerweise zugleich schrill und scharf, als ob sich mehrere Stimmen überlagern würden. Die Laute des Unwesens wurden letztendlich so dröhnend und unerträglich, dass ich mir die Ohren zuhalten musste. Wie gelähmt starrte ich das Monster – als etwas anderes konnte man es nicht

bezeichnen – an, wie es mit einer seiner Klauen seinen Kopf packte und ihn mit brutaler Gewalt vom Hals riss. Der Anblick dieses Spektakels war widerwärtiger als alles, was ich jemals gesehen hatte. Es war zu viel. Ich konnte nicht mehr atmen, mir wurde schwarz vor Augen, bis… ich letztendlich in Ohnmacht fiel.

Kapitel 2

Schweiß gebadet erwachte ich erneut in meinem Bett, überzeugt davon, dass ich nur einen Albtraum hatte. Die Nacht war vorbei, das Tageslicht fiel ins Schlafzimmer und lenkte meinen Blick auf die andere Seite des Bettes. Anna war nicht da. Ich hatte so sehr gehofft, sie in meine Arme schließen zu können, doch meine Erwartungen wurden enttäuscht. Wo konnte sie nur sein? War sie vielleicht nur in einem anderen Zimmer? Oder hatte sie womöglich das Haus verlassen, als ich noch schlief? Besorgt verließ ich das Bett und sah im Flur nach dem Rechten. Alles war wieder beim alten, was mich im ersten Moment recht glücklich stimmte. Allem Anschein war es tatsächlich nur ein Traum gewesen, der Brand, das Ungeheuer, das Blut… Ich konnte mich nicht daran erinnern, einen Traum schon einmal als derart real empfunden zu haben.
Erleichtert setzte ich meine Suche im Badezimmer fort, doch auch da gab es keinerlei Spur von ihr, ebenso wenig in der Küche. Dauernd rief ich ihren Namen, leider vergeblich. Hatte sie mich verlassen? Hatte ich etwas getan, was sie verärgert hatte? Anna würde nie gehen, ohne mich davon in Kenntnis zu setzen. Vielleicht war ihr ja wirklich etwas zugestoßen. Vielleicht war meine Sorge aufgrund der Umstände aber einfach nur übertrieben und sie war nur unterwegs, um einzukaufen.
Für Spekulationen hatte ich keine Zeit, ich musste handeln. Hastig ging ich zum Kleiderschrank, um mich anzuziehen, doch erst dann fiel mir auf, dass ich bereits gekleidet war. Dabei konnte ich mich nicht daran erinnern, in meinen Kleidern eingeschlafen zu sein. Verwundert lief ich im Apartment auf und ab und entdeckte weitere Mysterien. Die Küche befand sich in einem chaotischen Zustand. Teller und Gläser lagen zerbrochen auf dem Boden, die Medikamente lagen im ganzen Flur verstreut. Was war dort vorgefallen? Warum hatte ich von dem ganzen Trubel nichts mitbekommen? War Anna tatsächlich etwas zugestoßen? Wurde sie womöglich sogar entführt? „Meine Güte…“ Verängstigt vergrub ich mein Gesicht in meinen Händen und malte mir die schrecklichsten Szenarien aus.
Voller Sorge stürmte ich den Flur entlang zur Tür hinaus und wurde mit einem schon fast übernatürlichen Zustand konfrontiert. Die Straßen

waren menschenleer und zu allem Überfluss war die Stadt in dichten Nebel eingehüllt. Die Umstände waren mehr als nur besorgniserregend. Nun gut, es war ein Dienstagmorgen, aber so still war es noch nie in unserem bescheidenen Wohnviertel. Waren wir vielleicht doch Opfer eines Einbruchs? Andererseits schien nichts von unserem Hab und Gut zu fehlen. Aber… Normalerweise ließ Anna mich immer wissen, wenn sie das Haus verließ, selbst wenn es bloß ein Kuss gewesen war oder eine kurze Nachricht auf Papier. Erneut kam mir der Gedanke, dass Anna mich verlassen haben könnte, aber das hätte ich niemals so ohne Weiteres zugelassen. Ich hoffte so sehr, dass Anna wieder zurückkommen würde. Vielleicht hatte sie wieder eine Phase, in der sie am liebsten alleine sein wollte. Oft hatte ich mich gefragt, was Anna solche Sorgen bereitete. Ich wollte ihr so gerne helfen und ihr beistehen, aber wie konnte ich das, wenn sie sich mir gegenüber verschloss? Tausende Gedanken kreisten in meinem Kopf umher.

Bekümmert und beunruhigt beschloss ich, bei ihrer Freundin anzurufen. Doch als ich mich in meine Wohnstube zurückschleppte und den Hörer des Telefons abnahm, stellte ich fest, dass die Leitung tot war. „Was soll das jetzt schon wieder?“ Verwundert ließ ich den Hörer fallen und dachte darüber nach, ob es an der Leitung oder womöglich an einem Stromausfall gelegen haben könnte. Postwendend eilte ich ins Wohnzimmer und schaltete den Fernseher ein, woraufhin nur ein rauschender „Schneesturm“ zu erkennen war. An einem Stromausfall lag es also nicht. Verblüfft ließ ich mich in meinen Sessel fallen und starrte besorgt in den Fernsehbildschirm. Angesichts der Häufung dieser mysteriösen Umstände war unzweifelhaft etwas Schreckliches vorgefallen. Anna war weg. Die Wohnung befand sich in einem besorgniserregenden Zustand, und für einen Sommertag, wie er in den Nachrichten als warm und schwül angekündigt wurde, war es eindeutig zu kalt und neblig. Aber was sollte ich tun? So gern ich mich auf die Suche nach Anna und nach Antworten machen wollte, was genau vorgefallen war, hätte es genauso gut sein können, dass Anna jeden Moment zurückkehrte. Da ich aber genauso wenig warten wollte, bis mir die Decke auf den Kopf fiel, beschloss ich, ihr eine Nachricht auf dem Bett zu hinterlassen:

„Mein lieber Engel,
bitte gib mir die Möglichkeit, für dich da zu sein, was auch immer geschehen sein mag. Wenn es etwas mit mir zu tun hat, dann lass es mich bitte wissen! Ich möchte immer für dich da sein und dich trösten können, egal worum es auch geht. Die Zustände hier verheißen nichts Gutes und lassen darauf schließen, dass etwas Schlimmes vorgefallen sein muss. Ich mache mich sofort auf die Suche nach dir und lasse die Vorlesungen heute ausfallen. Bitte ruf mich auf meinem Mobiltelefon an, egal wie teuer das Gespräch auch sein mag. Ich brauche dich so sehr, lass mich bitte nicht im Stich!
Dein dich über alles liebender Gordon.“

Ich las mir den Brief zweimal durch und starrte nachdenklich auf den kleinen Teddy, den sie mir bei unserem zweiten Date geschenkt hatte. Er saß auf dem Sessel gegenüber und schaute mich süß lächelnd an.
Anna und ich hatten eine wunderschöne Zeit zusammen und ich war zuversichtlich, dass wir noch lange unsere Zweisamkeit genießen würden. Ich kann mich noch gut an unsere erste Begegnung erinnern. Anna war gerade hergezogen. Es musste zwei Jahre her gewesen sein. Ich saß mit zwei Kommilitonen an einem Tisch in der Uni-Kneipe und erblickte ihr betörendes Antlitz zwei Tische weiter. Sie war damit beschäftigt, einige Unterlagen für ihre Ausbildung auszufüllen. Es fiel mir schwer, mich auf das altkluge Geschwätz meiner Freunde zu konzentrieren, da mich ihre äußere Erscheinung sofort in ihren Bann gezogen hatte. Es mochte wirklich kitschig klingen, aber wie man es auch aus diversen Liebesfilmen kannte, beauftragte ich den Kellner, ihr einen Drink zukommen zu lassen. Ungeduldig wartete ich auf ihre Reaktion. Würde sie mich zurückweisen? Würde sie mich vielleicht sogar auslachen? Die Sache mit dem Drink war ein wenig lächerlich und aufdringlich, aber in diesem Moment hatte sie mir schlagartig den Verstand geraubt. Ausrede? Wie auch immer, aber es hatte eingeschlagen wie eine Bombe, womit ich sicherlich nicht zum Ausdruck bringen wollte, dass sie Wert auf diese Art von Anmachen legte. Sie hatte gemerkt, dass ich es vollkommen ernst gemeint hatte. Anna hatte schon immer eine stark ausgeprägte Menschenkenntnis.

Sie schenkte mir an diesem Tag ihr erstes Lächeln, nie werde ich diesen Augenblick vergessen. Und je mehr Zeit wir miteinander verbracht hatten, desto mehr hatte ich das Gefühl, dass wir füreinander bestimmt waren. Es hört sich in der Tat äußerst kitschig an, aber angesichts meiner Erfahrungen, die ich in Sachen Liebe gesammelt hatte, hielt ich Anna für ein Geschenk des Himmels. Ich werde sie niemals aufgeben, für nichts auf der Welt.

Es war an der Zeit, mich auf den Weg zu machen. Auf dem Weg durch die Stadt würde ich schließlich noch genug Zeit haben, in schönen Erinnerungen zu schwelgen. Andererseits beunruhigte es mich zutiefst, dass die Stadt wie ausgestorben zu sein schien. Was war dort vorgefallen? Der ominöse Nebel zog sich wie ein Schleier durch die ganze Stadt, das konnte kein Zufall sein. Ich machte mich auf den Weg zu einem Freund und malte mir währenddessen die verrücktesten Dinge aus. Vielleicht war die Pest ausgebrochen und in Panik geratene Bürger brachen in meine Wohnung ein, um sich die Vorräte unter den Nagel zu reißen.
Es ist erstaunlich, wie schnell die Zeit verfliegen kann, wenn man mit den Gedanken ganz woanders ist. Perry Erson war einer meiner Kumpel auf der Highschool. Er war hin und wieder etwas durcheinander, aber trotzdem ein Geselle, auf den man sich immer verlassen konnte. Ich hoffte, dort meine Sorgen ausschütten zu können, aber vielleicht war auch er wie vom Erdboden verschluckt.

Auf dem Weg zu meinem Freund erblickte ich viele Schauplätze der Stadt und assoziierte sie mit diversen Ereignissen aus meiner Vergangenheit. Es war, als ob mein ganzes Leben an mir vorbeiziehen würde. Der Spielplatz, der für mich und meine Freunde in meiner Kindheit große Bedeutung hatte; Der Park in der Stadt, wo ich als kleines Kind ins Wasser gefallen war… Mann, ich wusste noch genau, wie sich alle über diesen Patzer köstlich amüsiert hatten. In diesem Park hatte ich auch mein erstes Rendezvous und für das erste Mal hatte ich mich erstaunlicherweise gar nicht so dusselig angestellt. Ja, die Zeit verging wie im Flug. Und die Zeit, die mir noch blieb, wollte ich mit Anna verbringen und ich hoffte, dass es ihr genauso erging.

Doch egal wo ich hinging, von Menschen gab es keine Spur. Selbst von der Tierwelt war kein Mucks zu hören, geschweige denn zu sehen. Meine Güte, was war das nur? War ich ganz allein? Einsam und verlassen in dieser Stadt?
„Hallo?“, rief ich erwartungsvoll in das Dickicht des Nebels, in der Hoffnung eine Rückmeldung zu erhalten.
„Hallo! Ist jemand hier? HALLO?“ Es hatte keinen Sinn. Die Stadt schien tatsächlich verlassen zu sein. Äußerst verängstigt setzte ich meinen Weg fort und bog in die Palmerstreet ein, in der sich mein Kumpel niedergelassen hatte. Auch dort waren die Vorgärten trüb und leblos. Die Häuser wirkten allesamt gräulich und fad, die Äste der Bäume hingen regungslos in den Baumkronen und selbst auf den Straßen war keine Menschenseele zu sehen. Aber vielleicht hatte ich Glück und würde zumindest von meinem Kumpel ein Lebenszeichen erhalten. Und so dauerte es nicht lange, bis ich am Haus von Perry angekommen war, doch auch dort war es still. Verdutzt stieg ich die Treppen zum Eingangsbereich hinauf, vorbei an einem Beet aus verdorrten Tulpen und Azaleen, und polterte erwartungsvoll gegen die Tür. „Perry? Perry! Perry, mach auf!“ Zwecklos. Allem Anschein nach war ich tatsächlich mutterseelenallein in dieser Stadt. Verwirrt drehte ich mich zur Veranda um, wo mir ein Gegenstand ins Auge stach, der mir sehr bekannt vorkam. „Hm?“ Bei näherer Betrachtung stellte ich dann fest, dass es sich um eine Armbanduhr handelte, die meiner verblüffend ähnlich sah. Erst dann stellte ich fest, dass ich meine Armbanduhr gar nicht trug, obwohl ich ohne sie eigentlich nie das Haus verließ, zumal sie ein Geschenk meiner Liebsten war. Als ich die Uhr vom Boden auflas, traf mich der Schlag! Es war sogar meine eigene Armbanduhr, was ich an der persönlichen Gravur erkennen konnte: „Alles Gute zum Geburtstag, mein Bärchen. Auf dass unsere Liebe ewig währt.“
Fassungslos starrte ich ins Leere und dachte darüber nach, wie sie dort hingekommen sein könnte, schließlich hatte ich sie am Abend zuvor noch nicht einmal abgelegt, ja sogar im Bett trug ich sie. „Was um alles in der Welt hat meine Uhr hier zu suchen?“
Bewegungslos stand ich noch einen Moment im Garten meines Freundes und betrachtete die Armbanduhr. „11:36 Uhr“, die Uhrzeit, in der sie allem Anschein nach stehen geblieben sein muss. War sie mir

womöglich in der Nacht entwendet worden? Dies könnte ein weiteres Anzeichen dafür gewesen sein, dass Anna und ich einer Gewalttat zum Opfer fielen. Um 11:36 Uhr müssten wir bereits geschlafen haben. Nachdenklich ließ ich meine Blicke über die Veranda meines Freundes wandern, vorbei an den verdorrten Primeln seiner Großmutter, der das Haus eigentlich gehörte. Anders als sie, hatte Perry überhaupt keinen grünen Daumen. Inmitten des Beets lag sogar noch die Zeitung des Vortages: „Montag, 25.7."
Verwirrt schleppte ich mich zurück auf die Straße und sah mich um. Eines war klar, hier stimmte etwas nicht. Träumte ich noch immer? Lag ich vielleicht noch immer im Bett neben Anna und hatte nur wieder einen Traum? Aber es schien alles so echt zu sein. Was in Gottes Namen ging da nur vor sich? Jetzt kam mir wieder Anna in den Sinn. Es war Dienstag, also war sie womöglich bei der Arbeit im Kindergarten. Gegen 12 Uhr mittags hatte Anna immer Mittagspause. Sonderlich spät schien es zu dieser Zeit nicht gewesen zu sein, zumindest sah es nicht so aus, als würde es bald dunkel werden.
Wie spät es auch gewesen sein mochte, nichts hinderte mich daran, zum Kindergarten zu gehen und nach dem Rechten zu sehen.

Hoffend, eine Antwort auf alle meine Fragen zu finden, lief ich so schnell ich konnte zur Kindertagesstätte. Es musste eine plausible Erklärung für all diese Mysterien gegeben haben und ich wollte nicht eher ruhen, bis ich darüber im Bilde war.
Doch auf dem Weg zum Kindergarten blieb ich mitten auf der Straße stehen. Ich wusste nicht mehr, ob ich meinen Augen noch trauen konnte. Nur wenige Meter entfernt spielte ein Junge, etwa acht bis zehn Jahre alt, mit einer Puppe mitten auf der Straße! Was hatte der denn plötzlich dort zu suchen?
„Hey! Kleiner!" Ich war erleichtert, dass ich in dieser Stadt doch nicht allein zu sein schien. Doch der Junge ließ die Puppe sofort fallen und lief ängstlich davon.
„Warte! Ich tu dir nichts, ich brauche deine Hilfe!" Es hatte keinen Zweck, denn hinter der nächsten Ecke war der Junge bereits über alle Berge. Bei näherer Betrachtung bemerkte ich, dass die Puppe völlig entstellt war. Allem Anschein wurden ihr die Augen entfernt und auch

der Mund war seltsamerweise zugenäht. Entsetzt ließ ich die Puppe wieder fallen und überlegte, warum sich ein Kind mit solch einem Schrott beschäftigte. Möglicherweise hatte der Junge diese Puppe so übel zugerichtet, der Gedanke daran war ziemlich gruselig.
Egal, vielleicht fand ich im Kindergarten weitere Kinder und möglicherweise sogar Anna.

Es waren nur ein paar Straßen weiter, wo sich die kindgerecht gestaltete Institution befand, in der sich meine Anna hoffentlich aufhielt. Aber wenn sie nicht dort war, wo könnte sie sonst noch gewesen sein? Vielleicht bei ihrer Freundin Susan, wenn sie nicht auch gerade spurlos verschwunden war. Die beiden trafen sich des Öfteren zum Kochen und… was auch immer Frauen sonst so tun, ich wusste nicht viel über Susan, mochte sie auch nicht sonderlich. Andererseits könnte sie aber auch genauso gut im städtischen Park gewesen sein. Sie liebte es am Weiher zu sitzen und die idyllische Atmosphäre der Natur auf sich wirken zu lassen.
Im Grunde genommen gab es viele Möglichkeiten, wo sie hätte sein können, doch der Aufenthalt im Kindergarten schien mir zu dieser Zeit am wahrscheinlichsten. Ich klammerte mich so sehr an diesen Gedanken fest, weil ich auch nicht wahrhaben wollte, dass sie womöglich entführt worden sein könnte.
Einsam und verlassen tappte ich auf dem Weg zum Kindergarten durch die Straßen unseres Städtchens, das gänzlich in diesen unheilvollen Nebel eingetaucht war und wie eine Geisterstadt wirkte.
„Wo sind nur alle hin?“, murmelte ich wieder und wieder vor mich hin, während ich ängstlich und behutsam meine Umgebung erkundete. Menschenleere Supermärkte, kahle Bushaltestellen und wie ausgestorbene Fußgängerpassagen. Orte, an denen sonst reges Treiben herrschte, waren restlos verlassen. Selbst das Haus von Mr. und Mrs. Graham war still und friedlich wie nie. Die beiden waren für ihre überflüssigen und niemals endenden Streitereien bekannt, die sie auf obszöne und äußerst vulgäre Art und Weise lautstark austrugen, sodass selbst die ganze Nachbarschaft Zeuge dieser unsinnigen und zum größten Teil lächerlichen Auseinandersetzungen werden konnte. In der vorigen Woche hatte Mrs. Graham ihrem Mann die Hölle heiß gemacht,

weil er ihr im Haushalt angeblich nicht zur Hand gehen, sondern stattdessen faul auf der Haut liegen würde. Das Gespräch schaukelte sich dermaßen hoch, dass die Situation eskalierte und sich die beiden ungeschlacht gegenseitig mit Schimpfwörtern beworfen hatten, die insbesondere auf ihre ästhetischen Defizite abgezielt waren. Ich war mir sicher, dass es bei mir und Anna nie soweit kommen würde. Konnte es in einer solch abgestorbenen Beziehung überhaupt noch einen Ausweg geben? Wie kam es dazu, dass zwei sich derartig gegenseitig anwidernde Menschen keinen Schlussstrich ziehen konnten? Aus gegenseitiger Abhängigkeit? Konnte Liebe wirklich so drastische Formen annehmen, dass sie nur noch Mittel zum Zweck war und lediglich der Absicherung diente, sei es aus finanziellen Gründen oder was auch immer? Gerade in unserer Beziehung konnte ich mir eine solche Wandlung in meinen schlimmsten Albträumen nicht vorstellen, zumal unsere Zweisamkeit stets wie das reinste Paradies für mich war.
Aber es war still. Selbst von diesem kläffenden Köter der Nachbarn fehlte jede Spur. Es war jedes Mal eine Tortur, an diesem tobsüchtigen Dobermann vorbei gehen zu müssen, aber an diesem Tag war es mucksmäuschenstill. Keine Autos! Kein Vogelgezwitscher! Nichts! Es war schlichtweg furchteinflößend und ich hoffte so sehr, dass meiner geliebten Anna nichts zugestoßen war.

An der nächsten Straßenmündung bog ich rechts in den St. Nicholas Pfad ein, in dem sich ausschließlich der Kindergarten und ein Zugang zum Schulhof der Sherman Connery Grundschule befand. Der schmale Pfad führte mich vorbei an großen Büschen und weiß gestrichenen Zäunen, die den Pfad von den Gärten der benachbarten Häuser abgrenzten, bis hin zu der bescheidenen Institution, die aufgrund ihrer langen Fensterfront und dem liebevoll gestalteten Eingangsbereich sehr einladend und freundlich wirkte. Das Gebäude war einstöckig und gänzlich in einem warmen, gelborangefarbenen Ton angestrichen. Farbenfrohe, selbst gemalte Blumenmuster und zahlreiche Tiere zierten die Wände unterhalb der Fensterfront, was den leutseligen Charakter der Einrichtung verstärkte. Doch zu meiner Enttäuschung wurde ich selbst dort mit Stille und Einsamkeit konfrontiert.

Die Eingangstür stand offen, der Flur war ebenfalls in dichten Nebel gehüllt.
„Hallo?“ Mein Ruf hallte im ganzen Gebäude.
„Hallo, ist da jemand? Anna?“ Keine Antwort. Zimmer für Zimmer untersuchte ich das Gebäude nach Lebenszeichen, doch die Zimmer des Kindergartens waren menschenleer. Diese bedrückende Stille war überall im Kindergarten zugegen. Kein Kindergeschrei, kein Herumtollen, nichts! „Was zum Henker ist hier los…“ Ich war verwirrt und starrte auf eine der Spielecken, in der noch Bauklötze auf dem Boden verstreut waren. In der Mitte des Raums waren die Stühle in einem Sitzkreis angeordnet, als ob dort kürzlich noch ein Gruppenspiel stattgefunden hätte. Auf einem der Stühle war eine Kinderzeichnung zu sehen, die ein kleines Mädchen mit ihren Eltern zeigte. Während die Mutter liebevoll die Hand ihrer Tochter hielt, war der Vater völlig in schwarz gekleidet und trug eine weiße Augenbinde. Kinder waren dafür bekannt, dass sie durch ihre Bilder Bände sprechen konnten. Die ganzen Wände waren geschmückt von Kinderzeichnungen, von denen die meisten Tiere darstellen sollten. Nachdem meine Blicke auch über die Spielregale wanderten, verließ ich auch dieses Zimmer und ging zur Kantine der Institution, wo ich dann letztendlich doch noch Erfolg hatte, dort saß doch tatsächlich ein Mensch! Ich konnte meinen Augen kaum trauen, endlich! Die erste Person, weit und breit. Schweigsam und still saß eine junge, wie eine Nonne gekleidete Frau mit geneigtem Blick auf einem Stuhl neben der Küchenzeile. Sie starrte betrübt auf den mit Fliesen bedeckten, staubigen Boden, der vom Fenster auf der anderen Seite des Raums erhellt wurde.
„Eine Menschenseele! Dem Himmel sei Dank!“, sprach ich und schlug voller Freude die Hände über meinem Kopf zusammen, woraufhin sie allerdings nicht reagierte.
„Öhm… Entschuldigen Sie? Darf… ich Sie kurz stören? Hören Sie mich?“ Zögernd wandte sie ihren Blick wortlos nach oben. Sie hatte glasig blaue Augen, schmale Lippen und eine besorgniserregende Wunde an ihrer Stirn.
„Oh, ist alles in Ordnung? Haben Sie sich verletzt?“ Dann ertönte ihre leise, monotone Stimme:

„Es geht mir gut… Es ist nur halb so wild. Sie hat es nicht mit Absicht getan.“, entgegnete sie und griff sich sichtbar schmerzerfüllt an ihren Kopf.
„Das sieht nicht gut aus. Wir sollten umgehend einen Arzt rufen, meinen Sie nicht?“ Besorgt legte ich meine Hand auf ihre Schulter und bemerkte, wie stark sie am ganzen Körper zitterte.
„Nein, schon gut, … Sie kann ja nichts dafür. Die Oberschwester sollte davon besser nichts erfahren. Erzählen Sie ihr bloß nichts davon!“, bat sie mich eindringlich. Verdutzt trat ich einige Schritte zurück und merkte an:
„Seit wann gibt es in dieser Kindertagesstätte eine Oberschwester? Ich weiß lediglich von einer Kindertagesstättenleitung namens Hermanotta, mal abgesehen davon, dass dieser Kindergarten keiner kirchlichen Gemeinde angehört.“ Aufbrausend erhob sich die verletzte Schwester aus ihrem Stuhl und wollte mich eines Besseren belehren:
„Was fällt Ihnen eigentlich ein? Dies ist ein Ort für Gotteskinder! Dies zu bestreiten ist in meinen Augen Frevel! Für wen halten Sie sich eigentlich? Die Gesinnung dieser Gemeinde in Frage zu stellen und an meinem Verstand zu zweifeln.“ Daraufhin entgegnete ich möglichst rücksichtsvoll und appellierend an ihre Vernunft:
„Bei allem Respekt junge Schwester, aber glauben Sie nicht, dass Ihnen diese Verletzung nicht doch ein wenig zugesetzt haben könnte? Allem Anschein nach liegt hier ein Missverständnis vor. Nichts liegt mir ferner, als sie zu beunruhigen. Eigentlich bin ich hierher gekommen, um meine Freundin Anna…“ Noch bevor ich meinen Gedanken zu Ende führen konnte, intervenierte die Schwester und machte den Eindruck, als ob sie nun doch klar sehen könnte:
„Anna… Ich verstehe nun.“ Altklug nahm sie wieder ihren Platz ein und fuhr fort: „Diese Welt ist faszinierend. Unglaublich, wie sie dazu imstande ist, Erlebnisse und Gedanken zu vermischen, unabhängig von Zeit und Raum, die normalerweise an Betroffene gebunden sind.“
Ein weiterer Kommentar, der mich zunächst verstummen ließ. Was zum Geier ging nur im Kopf dieser verwirrten Frau vor sich? Es war offensichtlich, dass sie nicht ganz bei Trost war, angesichts ihrer Verletzung auch nicht verwunderlich. Ihr Anblick war besorgniserregend.

„Ich… werde jetzt einen Arzt rufen, ob Sie wollen oder nicht. Warten Sie hier, in Ordnung?“ Gerade, als ich mich auf den Weg machen wollte, sagte sie etwas, was mich sprachlos machte:
„Sie sind Gordon, nicht wahr?“ Ich wandte mich zu ihr und ging misstrauisch ein paar Schritte auf sie zu, während sie fortfuhr:
„Anna war ein Kind meiner Gruppe. Sie erinnert mich an das Mädchen, das mir diese Wunde zugeführt hat. Ein Mädchen mit einer bemerkenswert faszinierenden Aura und einem… Nun gut, mir obliegt es nicht, darüber zu sprechen.“ Nach einem kurzen Moment der Stille veränderte sich der blasierte Gesichtsausdruck der Schwester. Sie starrte nun viel mehr traurig und erschüttert auf den Schirmständer an der Tür zu meiner Rechten. Da ich beim besten Willen nicht wusste, was ich sagen sollte, beendete sie das Gespräch:
„Bitte… Sie sollten jetzt besser gehen. Ich werde jetzt selbst einen Arzt rufen und mich darum kümmern. Sie sind hier jedenfalls fehl am Platz, zumindest hier in diesem Kindergarten. Dass Sie überhaupt… hier sind… das ist nicht richtig. Sie sollten nicht hier sein.“
„Ich… Sie kennen Anna doch, aber wie…“ Doch gerade als ich wieder imstande war, ihr zu antworten, unterbrach sie mich erneut:
„Gordon, gehen Sie jetzt bitte. Es obliegt nicht meiner Verantwortung, ich kann Ihnen nicht helfen. Sie werden Ihren Weg schon noch finden.“ Währenddessen ertönte das Pfeifen eines herannahenden Zuges. Noch immer verblüfft, woher sie meinen Namen kannte, verließ ich langsam den Raum und warf einen Blick zurück. Wer war diese Frau? Ihre geheimnisvollen, schleierhaften Äußerungen bezüglich Anna, ihre Verletzung an ihrer Stirn…
Auf dem Weg nach draußen fiel mir ein, dass sie telefonisch sowieso niemanden erreichen konnte, genauso wenig wie ich. Daher entschloss ich kehrt zu machen und die Gute selbst zu einem Notarzt zu bringen, sofern sich überhaupt noch einer in dieser Stadt aufhielt, aber… Als ich den Raum ein weiteres Mal betrat, war sie bereits weg, wie vom Erdboden verschluckt.
„Fräulein? Hallo?“ Besorgt rief ich nach ihr, aber es kam keine Reaktion. Alles war so verwirrend. Und was war aus Anna geworden? Wenn sie nicht in der Kindertagesstätte war, wo in Gottes Namen war sie dann? Was hatte das nur zu bedeuten? Und warum riet mir diese

Frau, zu gehen? Auch wenn mir diese seltsame Idee nicht wirklich schlüssig erschien, leistete ich ihrem Rat Folge und machte mich auf den Weg zum nahe liegenden Bahnhof, woher ich das Pfeifen eines Zuges vernommen hatte. In einem fahrenden Zug musste ja zumindest eine Menschenseele sein, die mir vielleicht auch sagen konnte, was in dieser Stadt vorgefallen war. „Die Hoffnung stirbt zuletzt." Und womöglich handelte es sich bei diesem Zugpfeifen um ein Zeichen. War Anna vielleicht außerhalb der Stadt? Es gab nur einen Weg, das herauszufinden.

Die Straßen waren noch immer trüb und leer. Der graue Asphalt bildete mit dem unheilvollen Nebel eine Einheit, als ob sie ineinander übergingen. Was mich aber weitaus mehr beunruhigte, war die Tatsache, dass der Nebel dichter zu werden schien. Aber all diese Eindrücke sollten mich nicht daran hindern, den Bahnhof aufzusuchen und Licht ins Dunkel zu bringen. Welche Überraschung wohl dieses Mal auf mich warten würde? Worüber ich mir die meisten Sorgen gemacht hatte, war der Verbleib von Anna. Irrte sie auch einsam und verlassen in dieser geisterähnlichen Gegend umher?
In der Hoffnung, am Bahnhof eine Antwort zu finden, folgte ich dem Rauschen des einfahrenden Zuges in der Ferne. Währenddessen ging mir ein weiterer Gedanke durch den Kopf. Ich wusste nicht einmal, wie viel Uhr es genau gewesen war, schließlich blieb meine Uhr um 11:36 Uhr stehen und dieses Problem schien nicht nur meine eigene Uhr zu betreffen. Beim Anblick der Uhr am Bahnhofseingang lief mir ein eiskalter Schauer über den Rücken. Die Uhr blieb zum selben Zeitpunkt stehen wie meine Armbanduhr, nämlich um 11:36 Uhr. Nicht, dass es nicht auch ein Zufall gewesen sein könnte, aber das fand ich schon sehr verdächtig. Und in dieser Situation würde wohl jeder misstrauisch werden. Andererseits konnte diese Besonderheit auch als Zeichen gedeutet werden, dass ich auf dem richtigen Weg war. Klar war jedenfalls, dass diese Uhrzeit von Bedeutung zu sein schien.
Und da stand der Zug auch schon, als ob er nur so auf mich gewartet hätte. Die Anzeigetafeln waren natürlich ausgefallen, sodass ich nicht einmal wusste, wohin der Zug mich bringen würde. Geld für eine Fahrkarte hatte ich keins, aber nach dem ganzen Hokuspokus hatte ich

keine sonderlich große Angst davor, beim Schwarzfahren erwischt zu werden. Was würde ich dafür geben, mit einer Menschenseele reden zu können, die noch bei Verstand war? Nun gut, auch wenn ich das Gefühl hatte, dass der Zug meinetwegen gekommen war, durfte ich nicht riskieren, den Zug ohne meine Wenigkeit abfahren zu lassen, schließlich war meine Neugier grenzenlos, ebenso mein Bestreben danach, Anna wieder in meine Arme schließen zu können.

Der Bahnhof war, wie sonst auch, in einem dürftigen Zustand. Die Bahnsteige waren verdreckt, die Bänke hatten auch schon bessere Tage erlebt und auch ansonsten hatte der Bahnhof eine Renovierung nötig. Von dem alten Bahnhofsgebäude blätterte stellenweise sogar schon der Putz ab und auch die brüchigen Streben über dem Eingang zeugten davon, dass es ein baufälliges Gebäude war. Meine Blicke schweiften ab und fielen auf die Waggons des Zuges, von denen jeder leer zu sein schien. War ich wirklich allein? Diese beiden Gestalten… Das Kind auf der Straße, die Schwester im Kindergarten… Die werde ich mir doch wohl kaum eingebildet haben. Bei all den Gedanken widerstrebte es mir plötzlich, den Zug zu betreten, aber was blieb mir anderes übrig? Es ging nicht anders. Ich näherte mich dem Zug und hatte ein wenig Angst davor, einen der Waggons zu betreten. Ein Teil meines Bewusstseins warnte mich davor, diesen Schritt zu wagen, aber der andere Teil zog mich geradezu in den Waggon hinein, als sei es meine Bestimmung gewesen, ein sonderbares Gefühl. Und wie ich es nicht anders erwartet hatte, fuhr der Zug direkt nach meinem Einstieg los. „Na, wenn das mal kein „Zufall“ ist!“

Dem Interieur nach zu urteilen, schien alles in Ordnung zu sein, trotzdem war ich skeptisch. Kein Fahrplan, keine Uhrzeit, kein Mensch, und das an einem Dienstag, wo dort sonst immer die Hölle los war. Na wenn das nicht mal zum Himmel stank. Aber es musste zumindest jemanden gegeben haben, der den Zug steuerte. Ich klapperte einen Waggon nach dem anderen ab, keiner schien sich vom anderen zu unterscheiden. Hin und wieder konnte man an den vergilbten Wänden sinnlos erscheinende Sprüche entdecken, die ich nicht als sonderlich wichtig erachtet hatte. „Surrender girl“; „Highway to hell“; „Dreh dich

nicht um!“; „Vorsicht! Zug bremst!“ Belanglose Kritzeleien, teilweise sicherlich von pubertierenden Möchtegern-Raudis und Spaßvögeln. Auf den blauen Plastiksitzen lagen hin und wieder alte Zeitungen, Klatschmagazine und sogar Müll aus diversen Imbissbuden. Allem Anschein nach legte man dort keinen besonders großen Wert auf Sauberkeit und Ordnung, aber mein Augenmerk lag ohnehin auf dem Verbleib des Zugführers, der mir sicherlich weiterhelfen konnte. Es war nur so, als ob der Zug gar kein Ende zu nehmen schien. Ich hatte einmal sogar das Gefühl, auf einer Fensterscheibe das gleiche Bild einer mit Fingern gezeichneten Katze kurz zuvor schon einmal auf einer anderen Fensterscheibe gesehen zu haben. Waggon für Waggon torkelte ich an den zahlreichen Sitzgelegenheiten vorbei, sah, wie die Landschaft an den Fenstern des Zuges vorbeirauschte, und hangelte mich von Stange zu Stange zu den Türen, die mich in das nächste Abteil führten. Erst neun oder zehn Waggons später traf ich dann letztendlich auf die Tür des Führerabteils. Beim Greifen des Türgriffs fiel mir eine Notiz an der Tür auf:
„Niemand kann die Tür ins Ungewisse öffnen. Der Wissende selbst hält das Innere verborgen und schließt sich selbst aus, den Schlüssel zur Wahrheit und somit den Schlüssel zu sich selbst versteckt, in den Tiefen der gespaltenen Seele.“
„Aha!“, dachte ich mir. „Natürlich wieder mysteriös daher gelabert, was soll das ganze „Katz-und-Maus“-Spiel eigentlich?“ murmelte ich genervt vor mich hin. Aber von dieser Botschaft wollte ich nicht daran hindern lassen, meine Suche fortzusetzen, weswegen ich an die Tür hämmerte und vehement am Türgriff rüttelte.
„Hallo? Ist da jemand? Bitte öffnen Sie die Tür!“ Entweder konnte oder wollte man mich nicht hören, oder ich lag mit meiner Annahme, dass jemand den Zug steuern würde, falsch. Und wie auch immer diese Botschaft zu deuten war, einen Schlüssel zu dieser Tür hätte ich dort wohl nicht finden können. Ich entschloss mich also, auf einem der Sitze Platz zu nehmen und zu warten, denn mehr konnte ich zu diesem Zeitpunkt nicht tun.

Ich blickte zum Fenster hinaus und beobachtete die Landschaft, die in dem gleißenden Nebel zu versinken schien. Häuser waren nicht mehr zu

sehen, ein kleiner Fluss verzweigte sich in einem Hain dicht gewachsener Buchen, die herannahenden Felder waren vom Nebel durchflutet, ebenso der Himmel, der geradezu erdrückend bedrohlich auf mein Gemüt wirkte. Der Nebel wurde dichter und dichter und ehe ich mich versah, konnte man durch das Fenster nur noch eine graue Wand bewundern.
Aber was war das? In der Ferne stach mir mitten in der nebligen Landschaft eine pechschwarze Gestalt ins Auge. Sie schien erstaunlich groß zu sein. Der Zug behielt seine Geschwindigkeit bei und die schwarze Gestalt… Es war, als schwebte sie in der Luft, als würde sie sich der Geschwindigkeit des Zuges anpassen, aber sie stand doch einfach regungslos da. Wie konnte das sein? Es machte mir tierische Angst, und dennoch konnte ich meinen Blick nicht abwenden, als ob mich die Aura dieser Gestalt fesselte. Je länger ich sie ansah, desto mehr schwanden meine Sinne, die Konturen der Umgebung wurden schwammiger, bis sie letztendlich ineinander übergingen. Nur noch das schwarze Wesen war scharf, klar und deutlich zu sehen. Meine Augen tränten, mein Bewusstsein trübte, das Wesen wurde zum Zentrum meiner Gedanken und ich konnte nicht mehr klar denken. Sein Anblick versetzte mich in einen nahezu hypnotischen Zustand, bis ich erneut diesen schrecklichen, schrillen Klang hörte, der mir bereits in meinem Albtraum eine schreckliche Angst eingejagt hatte. Ich schrak auf und war panisch! Spielte mir mein Bewusstsein einen Streich? „Was ist nur mit mir los? Wieso nur…“ Wie ein kleines Kind sah ich mich im ganzen Waggon nach Gefahren um, um mir Sicherheit zu verschaffen. Das hatte ich auch als kleiner Junge getan, bevor ich mich schlafen gelegt hatte. Blauäugig und naiv wie ich war, warf ich stets einen Blick in den Kleiderschrank und unter das Bett, um sicher sein zu können, nicht von Monstern oder dergleichen angefallen zu werden. Wenn ich nur wüsste, woher ich diese paranoiden Verhaltensmuster hatte. „Sicher ist sicher!“, sagte ich mir immerzu, schließlich konnte man nie genau wissen, was auf Einen zukam, aber in diesem Fall war meine Vorsicht nicht von Nöten. Ich war noch immer allein im Zug, ein unwissender Passagier auf einer mysteriösen Reise.

Mein Gefühl der Sicherheit war jedoch leider nicht von Dauer. „Was soll das jetzt schon wieder…“ Der Waggon fing plötzlich an zu wackeln, das ganze Interieur polterte im Abteil, als ob ein Erdbeben gewütet hätte. „Nicht schon wieder, nein!“ Es war genau wie in meinem Traum, den ich in der vorangegangenen Nacht hatte. Musste ich nun doch um mein Leben bangen? War es vielleicht doch keine so gute Entscheidung, den Zug zu betreten? Als der ganze Waggon dann anfing, schrecklich laut zu rumpeln, war mir klar, dass der Zug entgleist sein musste. Die Fensterscheiben brachen ein, einige Stangen wurden aus ihren Verankerungen im Boden gezerrt, das Klirren der Scherben dröhnte unerträglich in meinem Kopf. Panisch versuchte ich mich an einer Stange festzuhalten, doch der Zug verlor mehr und mehr die Balance und überschlug sich letztendlich mehrere Male, sodass es mir kaum möglich war, mich festzuhalten. Meine Schreie konnten das laute, schreckliche Gepolter kaum übertönen. Die Inneneinrichtung wurde quer durch den ganzen Waggon geschleudert und letzten Endes wurde auch ich das Opfer der heftigen Erschütterungen. Als die Stange, an der ich mich festklammerte, auch aus der Verankerung gerissen wurde, stieß ich mit dem Kopf gegen die Tür des Zugführerabteils und wurde sofort ohnmächtig. Meine Überlebenschancen waren gering und es war davon auszugehen, dass ich dieses Zugunglück nicht überleben würde.

Kapitel 3

Als ich mein Bewusstsein wieder erlangte, hatte ich furchtbare Kopfschmerzen. Ein Wunder, dass ich diesen Unfall lediglich mit einer Wunde am Kopf und einigen Prellungen überlebt hatte. Mein Bein war unter einer Sitzvorrichtung eingeklemmt. Trotz der misslichen Umstände war ich sehr erleichtert, dass es doch noch relativ gut ausgegangen war. Vielleicht war es Fügung, dass ich diesen Unfall überlebt hatte. „Gott… sei Dank…“, seufzte ich erleichtert vor mich hin und schob mit aller Kraft einen der blauen Plastiksitze von meinem Bein weg. Vielleicht hatte ich innere Verletzungen davon getragen, schließlich konnte niemand einen Unfall solchen Ausmaßes unbeschadet überstehen. Aber was sollte ich dann tun? Es war eher unwahrscheinlich, dass ich einen Arzt finden würde, der sich meiner annahm. Zumindest konnte ich dank des Unfalls nun einen Blick in das Führerabteil werfen, das schräg über mir aus den Trümmern empor ragte. Zu sehen war jedoch nicht mehr als im Waggon, nämlich Zerstörung und Chaos. „Hätte ich doch nur vorher…“ Ohne meinen Gedanken weiterzuführen, klopfte ich den Dreck von meiner Kleidung ab und stieg über die Trümmer zur zerstörten Fensterfront, die mir die Freiheit gewährte. Durch das Fenster konnte man das Dickicht erkennen. Scheinbar lag der Waggon in einem Graben eines Waldes. Mühsam kletterte ich aus dem Wrack und erblickte das neue Terrain.
„HILFE! Ist da jemand? Ich brauche Hilfe!“ Stille… Allem Anschein nach war ich noch immer mutterseelenallein, mitten in einem Wald, völlig auf mich allein gestellt.

Trotz des nicht mehr ganz so dichten Nebels konnte man erkennen, dass sich der Tag dem Ende zuneigte. Das abendliche Flair der untergehenden Sonne tauchte die Bäume in ein dunkles, romantisches Rot. Trotz meiner misslichen Lage empfand ich diese Stimmung zunächst als besänftigend, aber diese Impressionen waren nur von kurzer Dauer, schließlich hatte ich keinen blassen Schimmer wo ich gelandet war, geschweige denn, wie es meiner geliebten Anna erging. Ja, ich

weiß, ich wiederhole mich, aber das ist nun mal der Grund, warum ich all das überhaupt auf mich genommen hatte.
Ich musste mich beeilen, denn ohne Tageslicht wäre ich der Dunkelheit der Nacht schutzlos ausgeliefert gewesen. Es war nicht so, als ob eine dunkle Nacht an für sich eine Gefahr dargestellt hätte, aber der Gedanke daran, in einem stockfinsteren Wald umherzuirren, war angesichts der Umstände äußerst besorgniserregend. Ich war vielleicht doch ein Angsthase, aber ich glaubte nicht, dass ich mir in einer solchen Situation Gedanken darüber machen musste.

Es war seltsam, aber ich spürte, dass ich in diesem Wald nicht sicher war. So friedlich der Wald zunächst auch wirkte, er hatte eine gewisse ominöse Aura, die eine starke Verunsicherung in mir hervorrief. Mühselig stieg ich durch das Dickicht, über Stock und Stein, den Hang hinab bis zu einem kleinen Fluss und warf dort einen letzten Blick auf den zertrümmerten Waggon, der aufgrund seiner Größe aus dem Graben ragte. Wo war der Rest des Zuges abgeblieben? Gab es vielleicht doch noch Überlebende bei diesem Unfall? Aber selbst von Gleisen gab es weit und breit keine Spur. Was hatte das nur zu bedeuten?
Es half nichts. Dort herumzustehen und zu grübeln brachte mich auch nicht weiter, also wandte ich mich erneut meiner seltsamen Odyssee zu. Der kleine Fluss plätscherte friedlich vor sich hin und schlängelte sich tiefer in den Wald hinab. Vor mir sah ich, wie sich der Wald mehr und mehr verdichtete. Durch die hohen Baumkronen über mir fiel nur spärlich das Licht des Sonnenuntergangs. Mir schlotterten die Knie, aber mutig setzte ich meinen Weg entlang des Flusses fort, in der Hoffnung, dass er mich an einen Ort geleiten würde, wo ich Antworten auf meine Fragen finden konnte.
Es war verdächtig still. Ich hörte nur das Plätschern des Wassers und das Rauschen eines schmalen Wasserfalls ganz in der Nähe. Die Pracht des Waldes erinnerte mich aber auch an meine Kindheit. Ja, ich hatte es geliebt, mit meinen Kumpanen in den Wäldern herumzutollen und ihn in verschiedene Territorien einzuteilen. Es steckte schon immer ein kleiner Pfadfinder in mir. Ich war schon immer ein Kind der Natur und bewunderte schon damals die Wunder der farbenprächtigen Flora. Aber ich wusste auch, dass ich mich von diesem Eindruck nicht täuschen

lassen durfte. So faszinierend die vor Pracht strotzende Kulisse auch war, der Gedanke daran, mitten in den Wäldern allein zu sein und ein Opfer der Dunkelheit zu werden, jagte mir eine Heidenangst ein. Ich konnte schließlich auch nicht wissen, ob in diesem Wald wilde Tiere hausten, aber zumindest mal ein Tier zu sehen, wäre schon ein willkommener Anblick gewesen. Zu hören war dort jedenfalls auch keine Tiergeräusche. Naja, war vielleicht besser so.

An den Felsen des kleinen Wasserfalls entdeckte ich einen besitzerlosen Rucksack. „Oh… Na sieh mal einer an." Weniger verwundert, sondern viel mehr neugierig untersuchte ich die Tasche nach nützlichen Utensilien. Sofort fiel mir ein Jagdnicker ins Auge. Mit einem scharfen Messer in der Tasche fühlte ich mich zumindest ein wenig sicherer, auch wenn ich einem Bären dennoch hilflos ausgeliefert gewesen wäre. In der Tasche fand ich auch einige Kleidungsstücke, eine Brotbox und einige Seiten eines Notizblocks, der in der Tasche leider nicht aufzufinden war. Ein Blick auf die einzelnen Seiten konnte trotzdem nicht schaden. Der Besitzer schien sein Eigentum ja nicht sonderlich zu vermissen, davon zeugten jedenfalls die verdorbenen Fressalien in der Brotbox. Das Haltbarkeitsdatum der Fleischwurst war bereits seit vielen Monaten abgelaufen, sehr eigenartig.
Doch die Zeilen auf den Notizblättern bereiteten mir weitaus mehr Sorgen:

„Eintrag vom 13. November:
Wieso glaube ich, ich würde dort Antworten auf meine Fragen finden? Fragen, die mich schon seit einer Ewigkeit beschäftigen. Ist diese Stadt wirklich ein Ort unsäglichen Leids, das friedlich wirkende Erscheinungsbild nichts weiter als eine Fassade? Was versteckt sich wirklich hinter dem Namen „Silent Hill"? Wälder, in denen es spukt? Die geisterhaften Erscheinungen, die mysteriösen Vorfälle auf dem Toluca-See… Wie lange beschäftigt mich dieser Fall bereits? Fünf Jahre? Sechs Jahre? Wie konnte dieses Schiff nur verschwinden?"

Ja, ich erinnerte mich, einen Artikel über diesen Vorfall gelesen zu haben. 1918 soll ein Schiff auf dem Toluca-See in Silent Hill im dichten

Nebel spurlos verschwunden sein. Weder die Überreste des Schiffs, noch die Vermissten wurden je gefunden. Ich fragte mich, ob diese Stadt wohl auch eine Bedeutung für mich haben würde. Vielleicht gehörte dieser Wald zu Silent Hill, der Stadt, von der hier die Rede war.
Ich wandte mich erneut den Notizen des Besitzers zu:

„Ist es möglich, dass dieser Stadt noch immer übernatürliche Kräfte innewohnen? Die alten einheimischen Völker hielten an diesem Glauben fest und preisten die Götter dieses unheilvollen Landes in okkulten Zeremonien, bis sie von den Siedlern aus ihrem Land vertrieben wurden und das Land entweihten. Ich werde selbst nach Silent Hill gehen müssen, um meine Studien auf eigene Nachforschungen und Erkenntnisse stützen zu können.
Martin Sein“

„Hm…“ Ich wusste, dass Silent Hill allgemein als Urlaubsort bekannt war, aber viel mehr wusste ich nicht über diesen Ort. Ob dieser Fund eine Bedeutung für mich haben würde, war mir bis zu diesem Zeitpunkt nicht klar. Nahezu platzend vor Neugier las ich den zweiten und leider letzten Eintrag der vorhandenen Seiten.

„Eintrag vom 25. November:
Heute begebe ich mich erneut nach Silent Hill, um weitere Informationen für mein Projekt zu sammeln. Ich bat Bobby, an meiner Exkursion teilzunehmen, aber aus unerfindlichen Gründen lehnte er mein Angebot ab. Er sagte, er wäre einer größeren Sache auf der Spur. Auch wenn ich nicht weiß, worum es da gehen soll, habe ich kein gutes Gefühl dabei. Jedenfalls scheint es für ihn und Jasper von großer Wichtigkeit zu sein, schließlich ist gerade Bobby eigentlich sehr an paranormalen Aktivitäten interessiert.
Ich befinde mich zurzeit inmitten der Wälder von Silent Hill. Ein Bauer am Rande des Waldes warnte mich davor, alleine in die Wälder aufzubrechen, aber auch jemand wie ich muss Opfer bringen, um der Nachwelt hilfreiche Dienste erweisen zu können. Nicht, dass ich mir etwas darauf einbilden würde oder keine Angst hätte, aber die Aura des Waldes zieht mich geradezu in seine Tiefen.“

Die letzten Einträge schienen zu fehlen. Ich fragte mich, warum er seinen Besitz dort zurückgelassen hatte. Weitere Fragen schossen mir durch den Kopf. War ich tatsächlich in den Wäldern dieser Stadt Silent Hill? Wenn ja, warum? Und vor allem wie? Dafür war die Fahrtzeit mit dem Zug doch viel zu kurz, das ergab überhaupt keinen Sinn. Was sollte ich denn hier? Wie lange sollte mein Marsch durch diesen Wald andauern? Ging ich überhaupt in die richtige Richtung? Ich war überhaupt nicht auf solch einen Waldmarsch vorbereitet, hatte nicht einmal einen Kompass dabei. Und wenn ich nicht schleunigst eine Taschenlampe oder eine Unterkunft fand, würde diese Nacht zu einer womöglich schauerhaften und gefährlichen Erfahrung werden. Also ging ich hurtig weiter und folgte dem kleinen Weg am Fluss, der sich in den Wald erstreckte. Irgendwohin musste der Fluss schließlich führen.

Je weiter ich in den Wald vordrang, desto dichter und unheilvoller wurde die Umgebung. Dauernd hatte ich das Gefühl, verfolgt zu werden. Hinter jedem Baum konnte eine Gefahr lauern. Was sollte ich nur tun? Ich hatte ja gar keine andere Wahl, ein Lager konnte ich nicht aufschlagen. Es war ein Wettrennen gegen die Zeit, wenn ich vor dem Einbruch der Nacht in Sicherheit gelangen wollte. Ich nahm also all meinen Mut zusammen und folgte dem Weg in die Tiefen des Waldes. Doch dann... Mir blieb fast das Herz stehen. Ich hörte Schritte. Bildete ich mir das nur ein? Sobald ich einen Fuß vor den anderen setzte, ertönte das Rascheln des Laubes auf dem Waldboden. Und es wurde lauter und lauter. Was immer es auch war, ich durfte mein Ziel nicht aus den Augen verlieren und mich davon ablenken lassen, ich musste einen kühlen Kopf bewahren. In der Hoffnung, mir das nur eingebildet zu haben, setzte ich meinen Weg fort.
Schon bald zweigte sich der Weg vom Fluss ab und führte noch tiefer in den Wald hinein. Ich war mir nicht sicher, ob ich vielleicht nicht lieber dort bleiben und auf den nächsten Morgen warten sollte. Es gab nur diesen einen Weg, den ich hätte gehen können, als ob es meine Bestimmung gewesen wäre, diesem Weg zu folgen. Dem Fluss zu folgen wäre schwierig gewesen, da das Gelände dort sehr felsig wurde und ich im Dunkeln nicht sehen können würde, wohin ich trat. Darüber hinaus hatte ich nicht sonderlich große Lust, kreuz und quer durch den

Wald zu laufen. War wohl doch keine so gute Idee, dass ich mir in der Woche zuvor gemeinsam mit Anna diesen Horrorfilm angesehen hatte. „Ok, nach diesem Horrorstreifen kriegen mich keine zehn Pferde jemals wieder in einen Wald!“, zitierte ich Anna, als ich meinen Weg auf einem steinigen Hang hinab entlang des Weges fortsetzte. Als sie das sagte, musste ich schon ein wenig schmunzeln.

Der Himmel verfärbte sich in ein tiefes, trübes Blau, die Nacht brach herein. Bäume, Büsche und Sträucher wurden allmählich dunkler und unkenntlicher, sodass es mir hin und wieder schwer fiel, diese als Teile der Pflanzenwelt zu erkennen. Meine Augen gewöhnten sich an die Dunkelheit, stockfinster war es noch nicht. Oft bildete ich mir ein, Silhouetten einer unbekannten Gestalt sehen zu können, die es nur darauf abgesehen hatte, mich aus dem Hinterhalt anzugreifen. „Gordon, bilde dir keinen Unsinn ein. Das ist nur Gestrüpp, nichts weiter!“, redete ich mir immerzu ein und folgte behutsam dem steinigen Weg.
Etwas tiefer im Wald stieß ich dann auf einen alten, abgenutzten Brunnen. Was der wohl dort zu suchen hatte? Würde ich bald auf andere Mitmenschen stoßen? War meine Situation vielleicht doch nicht so aussichtslos wie ich es zunächst angenommen hatte? Wie gern wäre ich zu Hause gewesen. Sogar mein Skript aus der Uni wäre mir alle Male lieber gewesen als das hier, doch der Geruch, der aus dem Brunnen kam, riss mich in die Realität zurück. Es war, als ob ein Kadaver vor sich hinfaulen würde, ekelerregend. Der faulige Geruch wurde intensiver und unerträglicher, daher beschloss ich fürs Erste weiter zu gehen und mir keine weiteren Gedanken darüber zu machen. Schließlich konnte es genauso gut ein totes Tier gewesen sein, das vor seinem Ableben in den Brunnen gestürzt war.

Es war wirklich grausam. Ich war ganz allein. Noch nie zuvor hatte ich solche Angst, mit Ausnahme dieses grauenhaften Traums zuhause. Der Wald war dicht und finster, seichter Nebel bedeckte den Boden des Waldes. Ich hörte wieder äußerst beunruhigende Schritte in meiner Nähe, was mich dazu veranließ, stehen zu bleiben und nach dem Rechten zu schauen. Aber alles was ich sah, waren Bäume in einer

hereinbrechenden Nacht, hinter mir ein langer Weg den ich bereits zurückgelegt hatte, vor mir ein Weg der kein Ende zu nehmen schien. Es war wieder still. Zitternd beobachtete ich meine Umgebung. Es wurde eiskalt, aber vielleicht war es auch der Schauer, der über meinen Nacken lief. Doch dann… Wieder das Geräusch! Was war das? Ich… Ich war eindeutig nicht allein! Oder spielten mir meine Sinneswahrnehmungen einen Streich? Mucksmäuschenstill stand ich mitten auf dem Waldweg, drehte mich um meine eigene Achse und beobachtete behutsam meine Umgebung, in der ich nur noch Silhouetten erkennen konnte.
„H…Hallo? I… Ist da wer?“ Vielleicht war es auch nur ein Tier, das durch die Wälder streifte, mir aber auch womöglich auflauerte. Gut, dass ich zumindest den Jagdnicker hatte. Sich in der Dunkelheit damit zu verteidigen wäre allerdings schwierig gewesen. Immerhin gewöhnten sich meine Augen mehr und mehr an die Dunkelheit, sodass ich zumindest den steinigen Weg vor mir relativ gut erkennen konnte.

Stille. Kein Rascheln, keine wehenden Baumkronen, nichts. Wenn ich still stand, herrschte absolute Totenstille, was genauso beängstigend war. Ich drehte mich wieder um, doch dann… All meine Hoffnung versiegte, als ich es sah. In knapp 100 Metern Entfernung stand eine schwarze Gestalt auf dem Waldweg. Sie rührte sich kein Stück und erinnerte mich an das schwarze Wesen, das ich vom Zug aus in weiter Ferne erblicken konnte. „Oh G…Gott!“ Ich war starr vor Schreck, das war zu viel für mich! Ich wollte nur nach Hause, nach Hause in mein warmes, gemütliches Wohnzimmer, wo ich bei einer warmen Milch mit Honig das dümmliche Fernsehprogramm konsumieren konnte. „Nein!“ Mutig zog ich mich in die Realität zurück und näherte mich dem schwarzen Schatten. Es galt jetzt, wahren Mut und Stärke zu zeigen, schließlich war ich kein kleines Kind mehr.
Was war das nur für eine Gestalt? Je näher ich kam, desto mehr erkannte ich, dass es sich an Ort und Stelle skurril bewegte. So bizarr bewegte sich nichts, was ich kannte. Das konnte doch kein menschliches Wesen sein. Es zuckte und flackerte am ganzen Körper, als ob es eine Art Hologramm gewesen wäre.

Und dann plötzlich wieder diese Schritte hinter mir. Ich zweifelte an meinem Verstand. Waren das wieder Anzeichen einer möglichen Paranoia, von der ich glaubte, dass ich sie hinter mir gelassen hätte? „Shit, shit, shit...“ Das Wesen flackerte auf mich zu. Ich hörte ein grauenhaftes Schreien! Es war das zuckende Wesen vor mir! Schreiend näherte es sich im Schritttempo meinem paralysierten Körper, sodass ich den Schrei immer lauter und lauter vernehmen konnte. Steif vor Angst starrte ich das Wesen an und stotterte vor mich hin. „A…a…“ Was zum Teufel war das bloß? Es gab keinen Ausweg! Mein Herz raste, mein Atem stockte. Ich konnte mich kein Stück rühren, so gelähmt war ich. „W… AAAHHH!“ Völlig unerwartet wurde ich aus dem Hinterhalt überrascht. Eine Hand auf meiner rechten Schulter. Ich… Etwas stand hinter mir. Es jagte mir derart Angst ein, dass mir richtig schlecht wurde und mir das Herz schlagartig fast stehen blieb. Ich sackte an Ort und Stelle zusammen und schien erneut ohnmächtig zu werden.

Als ich meine Augen öffnete, fand ich mich auf einem Bett wieder, auf meiner Stirn ein kalter Waschlappen. War es wieder nur ein Albtraum? Lag ich in Wirklichkeit in meinem kuscheligen, komfortablen Bett, neben mir meine bezaubernde Schönheit Anna, die ich liebevoll wach küssen wollte? Oder lag ich vielleicht noch immer im Zugwaggon? Das war bereits das dritte Mal, dass ich mein Bewusstsein verloren hatte. War meine körperliche Konstitution derart angeschlagen, dass mein Herz-Kreislauf-System gleich drei Mal zum Erliegen kam?
Ich richtete mich auf und betrachtete meine Umgebung. Neben dem Bett stand eine alte Holzkommode. Die ganze Einrichtung sah sehr rustikal aus, sogar ein wenig gemütlich. Gegenüber vom Bett befand sich ein großes, hölzernes Rad und eine hölzerne Stange, die nach draußen führte. Ich schien in einem alten Mühlhaus gelandet zu sein, aber wie war ich dorthin gelangt? Eine Lampe auf einem Schreibtisch vor dem Fenster war die Lichtquelle des Raumes.
Erst dann sah ich einen Mann, Mitte 50, sitzend auf einem hölzernen Schaukelstuhl. Er hatte braungraues, kurzes Haar und einen Schnauzer. Er trug eine seltsame Kutte, die seinen wohlgeformten Bauch bedeckte, vom Erscheinungsbild her alt und abgenutzt, dennoch fühlte ich mich sehr wohl in der Gegenwart des Mannes, auch wenn seine Mimik nichts

Gutes verheißen ließ. Er starrte wie besessen auf den Fußboden, sein linkes Auge zuckte unaufhörlich und sein Mund wippte kontinuierlich auf und ab.

„Du… Du bist wach." Er erhob sich aus seinem Stuhl und hinkte durch den Raum. Seine Erscheinung war bemitleidenswert, aber dann doch auch irgendwie bedrohlich, was größtenteils an den Umständen lag, unter denen ich ihn kennenlernte. Möglicherweise konnte er mir Antworten auf einige Fragen geben.
„Wer sind Sie?", waren meine ersten Worte an den Mann, dessen Kutte mich an die Aufmachung eines Mönchs erinnerte. Daraufhin blieb er wie angewurzelt stehen, als ob ihn eine Schlange gebissen hätte. Nach einer kurzen Gesprächspause erwiderte er:
„Wer ich bin, spielt eigentlich keine Rolle, sondern warum ich überhaupt noch hier bin." Er stand mit dem Rücken zu mir und bewegte sich kein Stück. In diesem Moment ging mir eigentlich nur ein Gedanke durch den Kopf: „Bin ich eigentlich nur von Irren umgeben?"
„Nun ja, wissen Sie… Mein Name ist Gordon. Ich bin mit dem Zug angereist und hatte einen Unfall. Jetzt irre ich in diesen Wäldern umher und weiß noch nicht einmal, wo genau ich mich befinde." Der Mann zeigte keinerlei Reaktion.
„Ich weiß nicht genau, was vorgefallen ist, aber alles woran ich mich erinnern kann, ist diese schwarze… Gestalt, die auf mich zukam, bevor ich in Ohnmacht gefallen bin. Haben Sie mich aus dieser aussichtslosen Lage befreit?" Wieder keine Reaktion. Er stand einfach nur da, regungslos.
„Wenn… Sie mich… gerettet haben, dann… haben Sie vielen Dank!"
„Ich habe keine schwarze Gestalt gesehen.", kam es wie aus der Pistole geschossen. Endlich ertönte eine halbwegs vernünftige Antwort aus dem Mund des unheimlichen Gesellen. Er drehte sich zu mir um und blickte nachdenklich auf den Boden.
„Klingt ja nach einer nervenaufreibenden Erfahrung, die du da gemacht hast. Warum du wohl hier bist?", fragte er mich verwundert.
„Ja, da fragen Sie mich was. Als ob… man mich hierher geführt hätte, seltsam. Ich bin auf der Suche nach meiner Freundin. Sie ist 23 Jahre alt, aschblondes gelocktes Haar, von dünner Statur… Nun, Sie haben sie

nicht zufällig gesehen?“ Dann veränderte sich plötzlich sein Blick. Seine Augenbrauen zogen sich zusammen und er öffnete schwerfällig seinen Mund, als ob ich etwas Verblüffendes von mir gegeben hätte. Er starrte mir tief und lange in die Augen, als ob er in meine Seele hineinschauen könnte.
„Oh Junge, du tust mir leid.“ Gemächlich schüttelte er seinen Kopf.
„W… was?“ Ich hatte ja alles erwartet, aber all das wurde mir wirklich zu ungeheuer. Er kratzte sich am Kopf und setzte sich wieder auf den Stuhl.
„Als ich in deinem Alter war… Ha!“ Den Blick von mir abwendend schwelgte der verrückte alte Kerl in Erinnerungen und lachte:
„Ja, schon faszinierend, wie trügend und grausam die Natur sein kann. Hach ja, Frauen haben schon einen besonderen Zauber an sich. Aber verstehen kann sie wirklich keiner. Meeeine Frau!“ Er erhob Stimme und Zeigefinger: „Sie konnte mich um den Finger wickeln wie niemand sonst. Dieses Teufelsweib… Die Unschuld ins Gesicht geschrieben, hatte es aber faustdick hinter den Ohren, dieses Biest! Ja… Mein Biest… Unverwechselbar und einzigartig.“ Er stand auf und blickte mit einem zufriedenen Lächeln – verloren in seinen Erinnerungen – zum Fenster hinaus. „Frauen haben Ihre Geheimnisse. Geheimnisse, denen wir oft einen zu großen Stellenwert zuschreiben, auch wenn sie im Grunde genommen berechtigt sind. Das ist das Problem bei Geheimnissen. Wären sie nicht geheim, würden sie an Bedeutung verlieren.“ Ich saß noch immer auf dem Holzbett in der Ecke des Raumes und betrachtete verwirrt, aber auch nachdenklich den angegrauten Mann, der in die Dunkelheit der Nacht starrte und dabei seine Arme gescheit verschränkte. „Beth hatte auch Geheimnisse. Zumindest dachte ich das, als sie sich mit diesem Mann traf, von dem ich nichts wusste. Dabei… wollte sie ihm nur helfen. Dem Jungen, der uns so oft besucht hatte. Und ich dachte dabei nur an mich selbst.“ Plötzlich fing er an zu schluchzen. Beschämt begrub er sein Gesicht mit einer Hand, stützte sich mit der anderen auf der Fensterbank ab und kämpfte mit den Tränen. Ich hingegen wusste nicht, wie ich darauf reagieren sollte, zumal mich die Vergangenheit dieses Mannes auch nichts anging. Meine Angst legte sich. Es war, als stünde vor mir ein ganz anderer Mensch, ein armer Tölpel. Seine Situation schien trauriger

zu sein als meine. Er lebte wohl ganz allein in diesem Wald, ohne Freunde, ohne Familie. So wie er von seiner Frau sprach, war davon auszugehen, dass sie verstorben war. Nachzufragen, wie sie gestorben war, war allerdings unangemessen, zumal auch er da sicher einige Geheimnisse hatte, die ihn plagten.
„Wollen Sie… Wollen Sie mich vielleicht begleiten? Ich möchte Sie nur ungern hier alleine zurücklassen und würde mich über ein wenig Gesellschaft freuen. Sie wären mir sicherlich eine große Hilfe! Ich könnte Ihre Unterstützung wirklich gut gebrauchen.“ Ich erhob mich vom Bett, ging auf ihn zu und legte meine Hand tröstend auf die Schulter des gedrückten Mannes, der seinen Kopf wieder aufrichtete, mir aber nicht in die Augen sah, sondern weiterhin aus dem Fenster.
„Ach lass nur, Junge. Dein Mitleid weiß ich zu schätzen, aber du hast es da nicht einfacher, glaub mir. Es gibt keinen Weg heraus aus diesem Wald, zumindest nicht für mich. Hinzu kommt, dass ich sie jeden Tag besuchen möchte, auch wenn ich sie in der Dunkelheit nicht sehen kann.“ Der Mann senkte seinen Blick wieder. Man konnte ihm deutlich anmerken, dass er sich aufgegeben hatte und sich an den Erinnerungen an seine Frau festklammerte.
„Ich denke, ich kann Sie verstehen. Anna ist mir genauso wichtig und steht bei mir auch an erster Stelle, egal wie gefährlich diese Suche nach ihr auch sein mag.“
„So ist es richtig, mein Junge.“, antwortete er, nun erneut mit kräftiger Stimme, woraufhin er sich mir zuwandte. „Die Stadt ruft dich. Du hast eine Chance, verspiele sie nicht und nutze sie weise. Wir alle machen Fehler, wir sind schließlich auch nur Menschen.“ Der Mann schleppte sich zurück zum Schaukelstuhl und setzte sich schwerfällig hin, ganz so als ob ihn seine Beine nicht mehr tragen konnten, den Blick zum Boden gerichtet. „Nicht alles ist, wie es scheint. Finde sie, folge den Hinweisen, die diese Stadt für dich bereithält. Dann wirst du die Wahrheit schon ergründen.“ Langsam wandte er mir seinen Blick zu und legte ein zufriedenes Lächeln auf:
„Sie liebt dich sehr. Darauf kommt es an. Oft weiß man das Glück erst zu schätzen, wenn es nicht mehr da ist.“
So verwirrend das alles auch klang, so zusammenhangslos und unbefriedigend diese Konversation auch war, es ergab alles irgendwie

einen Sinn. Obwohl ich keinen blassen Schimmer hatte, wovon er sprach und warum er mir diese Worte mitteilte, hatte ich das Gefühl, zu verstehen, was er damit meinte.
„So gerne ich dir auch anbieten würde, die Nacht in meinem Haus zu verbringen… Du bist in einer Situation, in der nur du selbst Licht ins Dunkel bringen kannst. Die Nacht wird erst dann weichen, wenn es für dich vorgesehen ist. Wir alle müssen uns unseren Dämonen stellen, nicht wahr? Und das weiß auch diese Stadt, auch wenn du das mit deinen Vorstellungen über die Realität womöglich nicht vereinbaren kannst."
Es war erstaunlich, dass auch er mehr über mich zu wissen schien, als es eigentlich möglich war. Nach seinen Worten dachte ich darüber nach, wer er eigentlich wirklich war. Was hatte ein Mann wie er noch hier zu suchen? Im Laufe unseres Gesprächs kam mir mehr und mehr der Gedanke, dass auch er im Grunde nur eine Botschaft vermitteln sollte, die für mich bestimmt war. Plötzlich hatte ich das Gefühl, dass sich tatsächlich alles um mich und Anna drehte, als ob es sich um ein inszeniertes Theaterstück handelte. Seinem Gerede über die „nicht weichende Nacht" konnte ich zunächst nichts abgewinnen. Viel mehr glaubte ich, dass es andere Gründe gab, die Nacht inmitten der Wälder zu verbringen. Was immer mich dort erwarten sollte, war nur für meine Augen bestimmt. Daher nickte ich dem alten Herrn freundlich, aber auch argwöhnisch zu und öffnete die Tür nach draußen.
„Warte! Du solltest vielleicht doch besser diese Dinge hier mitnehmen."
Zwinkernd reichte er mir stolz eine Taschenlampe und eine Pistole, deren Trommel noch alle zehn Patronen fasste.
„Das ist eine „44er Smith & Wesson, Model 29"! Sie ist mein ganzer Stolz. Selbst wenn du nicht darauf angewiesen sein solltest, wirst du dich damit einfach sicherer fühlen. Ich hingegen brauche sie nicht mehr. Es gibt niemanden mehr, den ich beschützen könnte, nicht einmal mich selbst." Erneut senkte er seinen Kopf wehmütig zu Boden. „Pass gut auf dich auf, Junge! Ich komme zurecht." Äußerst erfreut über sein Geschenk bedankte ich mich für seine Unterstützung, auch wenn ich noch immer nicht sicher war, was ich von ihm halten sollte. So verlies ich das kleine Wasserradhaus und bereitete mich geistig auf den nächsten Teil meines Abenteuers vor, unwissend darüber, ob ich den werten Gesellen jemals wieder sehen würde.

Kapitel 4

Im Wald war es noch finsterer geworden, sodass man kaum die Hand vor Augen sah. Noch mehr Angst machte mir allerdings der Gedanke, dass dieses schwarze Wesen irgendwo sein Unwesen trieb. Zumindest hatte ich nun eine Taschenlampe, die mir bei meiner Suche nach einem Ausweg sicher treue Dienste erweisen würde. Ich musste unaufhörlich an den netten Kerl denken, der mir trotz seines unheimlichen Verhaltens neuen Mut und Motivation geschenkt hatte. Aus irgendeinem Grund fühlte ich mich mit ihm sehr verbunden. Schon interessant, wie ein erster Eindruck täuschen konnte, wie vielseitig Menschen sein können, und wie das Äußere eines Menschen innere Werte zu verschleiern vermochte. Meine Menschenkenntnis ließ manchmal scheinbar doch etwas zu wünschen übrig.
Meine neu erworbene Selbstsicherheit war jedoch nur von kurzer Dauer. Es wurde plötzlich wieder nebliger und nebliger, ein weiteres Sichthindernis, das mir selbst mit Taschenlampe die Sicht erschwerte. Wieder befand ich mich auf dem Pfad, auf dem mich diese schwarze Gestalt heimgesucht hatte. Dementsprechend lief es mir auch eiskalt über den Rücken. Würde dieses Wesen wieder kommen? War es vielleicht doch nur ein Traum oder eine Einbildung?

Der Wald war nach wie vor düster, kalt und unberechenbar. Die Bäume ragten nahezu über dem Pfad zusammen, so dicht wurde er. Schritt für Schritt entfernte ich mich von dem Wasserradhaus und erschrak jedes Mal, wenn ich auf einen Stock trat, doch das war noch längst nicht das Schlimmste. Erneut fuhr ich zusammen, weil ich das Geräusch vernommen hatte, das mir bereits vor meiner Ohnmacht im Wald eine schreckliche Angst eingejagt hatte. Der Albtraum nahm erneut seinen Lauf. Je weiter ich in den Wald hervordrang, desto regelmäßiger und lauter vernahm ich Geräusche, deren Herkunft ich lieber nicht in Erfahrung bringen wollte.
Ein luftzerreißendes Geräusch kam aus den Tiefen des Waldes, wie das Rattern einer Säge, ein wenig auch dem Schrei eines Menschen

gleichzusetzen – äußerst unheimlich. Es wurde lauter und lauter. Für den Schrei eines Menschen klang es aber zu lang und zu eintönig. „Warum kann das nicht aufhören?!“, wimmerte ich vor mich hin. Auf einen Schlag war meine Selbstsicherheit wieder wie weg geblasen. Und dieses Rascheln, das fortwährend aus allen möglichen Richtungen kam, machte mich verrückt. Ich leuchtete mit meiner neu erworbenen Taschenlampe alle sichtbaren Winkel am Wegrand ab. Ständig hatte ich das Gefühl, einen Schatten gesehen zu haben, der blitzschnell an mir vorbeihuschte. Ich war mir darüber im Klaren, dass der Trip durch den Wald kein Zuckerschlecken werden würde, aber ich hoffte so sehr, dass ich mir diese unheimlichen Erscheinungen nur eingebildet hatte. In diesem Wald gingen schreckliche Dinge vor sich, daran bestand kein Zweifel. So stand ich da und traute mich nicht weiter in den Wald hineinzugehen.
„W… Was willst du!?“, rief ich angsterfüllt und schweißgebadet in den Wald hinein. Das Wasserradhaus war längst nicht mehr zu sehen. Wenn dort im Wald wirklich eine Gefahr lauerte, war eine Flucht aussichtslos. Ein Wunder, dass ich überhaupt etwas sagen konnte. Doch dann…
„Oh nein… Es… Es ist echt…“ Da sah ich es wieder auf dem Weg vor mir. Das flackernde, zitternde Schattenungeheuer! „N… Nein, es existiert!“ Verstörend zuckte und flackerte es im Schein meiner Taschenlampe und lauerte mir auf. Was sollte ich dieses Mal tun? Eine Pistole in der Hand war gut und schön, aber hierbei konnte es sich doch nicht um eine physische Gestalt handeln, schließlich hatte ich es mit einem Wesen zu tun, das vermutlich nicht einmal greifbar war. Existierte es tatsächlich? Wie konnte man sich so eine Gestalt nur erklären? Ich war doch ein rational denkender Mensch! Zeit zum Nachdenken blieb mir ohnehin keine, da es langsam und zielstrebig auf mich zuflackerte. Ich glaubte den Ursprung des Schreis gefunden zu haben, aber dieses Mal wollte ich nicht zu Grunde gehen, sondern tapfer gegen das Wesen und meine Angst kämpfen.
„Ok Gordon, bleib ruhig. Es gibt für alles eine Erklärung. Ich muss… jetzt einen kühlen Kopf bewahren, ich muss einfach!“
Äußerst nervös und zitternd vor Angst richtete ich die geladene Pistole auf das zuckende, schreiende Ungeheuer und ließ meinen Drohgebärden zunächst einmal freien Lauf: „Wenn… du ein Mensch bist, dann bleib stehen! SOFORT! Sonst muss ich schießen!“ Aber es reagierte nicht. Es

zuckte am ganzen „Körper“, flackerte wie ein Hologramm und wurde zu einer zunehmend gefährlicheren Bedrohung. „HALT! Bleib wo du bist! Ich warne dich… ein letztes Mal!“ Es war fraglich, ob die Gestalt überhaupt hören oder verstehen konnte, was ich sagte, aber noch einmal wollte ich nicht kleinbeigeben. Der Zeitpunkt war gekommen! Konsequent schoss ich auf das Schattenwesen, das immer näher kam und vermeintlich nach meinem Leben trachtete. Jeder Treffer ließ es noch skurriler zucken und schriller schreien, als es ohnehin schon der Fall gewesen war. „Lass mich in RUHE!“ Schreiend versuchte ich den Knall meiner abgegebenen Schüsse zu übertönen, allerdings kam mir nicht in den Sinn, dass ich dadurch weitere Gefahren in den Tiefen des Waldes alarmieren und auf mich aufmerksam machen könnte. Was, wenn es noch mehrere dieser albtraumhaften Gestalten gab? Ich hatte nur diese zehn Kugeln und meinen Jagdnicker. Aber meine volle Aufmerksamkeit galt in diesem Moment nur dieser schrecklichen Kreatur, die ich dank meiner Jagderfahrung relativ zielsicher traf. Und so zwang ich es letztendlich nach drei Treffern in die Knie, woraufhin es sich noch eine Weile auf dem Boden krümmte und dann vor mir auf dem Boden verendete. Anhand der Silhouette ließ sich erkennen, wo sich Kopf und Extremitäten des Wesens befanden, was es zumindest in seiner Form human wirken ließ. Adrenalingeladen verpasste ich dem schwarzen Ungeheuer schreiend einen letzten Tritt, der dem Graus tatsächlich ein Ende bereitete. Allem Anschein nach hatte es doch einen verletzlichen, angreifbaren Körper, wie ein Schatten der bei Berührung einen Widerstand erzeugt, ein unerklärliches Phänomen. „Weg! WEG!“ Wimmernd und mit pochendem Herzen starrte ich das pechschwarze Scheusal an, das noch immer vor sich hin zitterte, obwohl es bereits tot zu sein schien. Der Schrei des Monsters verklang, mein Herzschlag normalisierte sich allmählich, aber meine Hände zitterten wie Espenlaub.

„Was zum… Teufel…“ Ein Traum war es also nicht. Dieses Wesen war echt! War ich in einem Wald gelandet, der vor schauderhaften Kreaturen nur so wimmelte? Wenn das kein Traum war, dann konnte Anna bereits etwas zugestoßen sein. Und nach diesem Schrecken war es mir mehr als zuwider, weiter in den Wald hinein zu gehen.

„Ich will doch nur nach Hause…“

Doch kurz daraufhin ertönte das Heulen einer Sirene in der Ferne. „Vom Regen… in die Traufe. Was soll das… jetzt schon wieder?“, stammelte ich vor mich hin. Sirenen hatten mir bereits in meiner Kindheit große Angst bereitet. Ein bedrohlicher, zerreißender Laut, der mich an Vorfälle wie einen Super-Gau erinnerte. Was genau konnte also die Ursache dieses nervenzerreißenden Geräusches gewesen sein? Das Ertönen der Sirene erklang zunehmend lauter, als ob sie sich mir nähern würde. Wie in einem Gruselkabinett folgte eine Tortur der nächsten. So aussichtslos die Situation auch zu sein schien, nichts sollte mich daran hindern, meine Suche nach Anna fortzusetzen.

Der neue Pfad wurde noch düsterer und steiniger. Pfad konnte man das nicht mehr nennen. Er wurde schmaler und zudem mehr und mehr von den Bäumen überdacht, die an den Fußweg grenzten, bis er einige Meter weiter nach rechts tiefer in den Wald führte. Dort stieg ich einen felsigen Abhang hinab, während das Heulen der Sirene immer lauter und unerträglicher wurde. Wann hatte dieser Spuk endlich ein Ende? Der Klang der Sirene drehte mir den Magen um.
Die Felsen waren ziemlich rutschig und glitschig. Als ich sie mit der Lampe beleuchtete, bekam ich einen Schreck. Sie waren völlig mit Blut überströmt. „Nein… Das ist alles nicht wahr!“ Doch woher kam dieses Blut? Es schien von weiter oben auf die Felsen herabzutropfen, aber ich hatte Todesangst, die Quelle ausfindig zu machen. „Mein Gott…“ Da war tatsächlich überall Blut, das im Lichtschein meiner Lampe geradezu glänzte. Ich wollte es gar nicht wahrhaben, geschweige denn erfahren, woher es kam, schließlich hatte ich tierische Angst davor, mich in die gleiche Gefahr zu begeben, ohne zu wissen was mich dort erwarten würde.
Langsam richtete ich die Taschenlampe auf den Ast eines Baumes, der über den Felsen hing. Dann… Der schrecklichste Anblick meines Lebens! Ich konnte mich nicht länger beherrschen, stieß einen lauten, entsetzten Schrei aus und ließ vor Schreck die Taschenlampe zu Boden fallen. Im Baum hingen zwei stark blutende Leichen, bei denen der einen alle Glieder abgetrennt wurden, während es bei der anderen der Kopf war.

Ich hatte Angst, Angst davor entdeckt zu werden und meine eigenen Schreie in den Tiefen des Waldes zu hören, aber ich konnte es nicht zurückhalten. Meine Nerven waren am Ende, mein Körper wehrte sich mit allen Mitteln, diesen Albtraum länger ertragen zu müssen. Verzweifelt und weinend sank ich zu Boden und kauerte mich dort zusammen. Mein Leben zog schlagartig an mir vorbei. Ich war mir sicher, dass ich diese Nacht nicht überleben würde.
„Anna… oh… Anna…" Ich wusste noch nicht einmal, ob Anna eine der beiden Leichen war. Ohne Anna hatte mein Leben keinen Sinn mehr. Doch ein kleiner Funken Hoffnung sagte mir, dass es Anna gut ging. All das musste doch eine Bedeutung haben, eine natürliche Erklärung gab es dafür sicherlich nicht mehr.
„Was… Wer… könnte in der Lage sein, etwas derart… Schreckliches zu tun…" Ich wollte nur schnell weg von diesem Ort, trotzdem brauchte ich die Sicherheit, dass meiner Anna nichts zugestoßen und meine Hoffnung nicht vergebens war.
Aus diesem Grund riss ich meinen ganzen Mut zusammen, packte die Taschenlampe, stand auf und klopfte den Dreck von meinen Hosen ab, die zum Teil aber bereits mit dem Blut am Felsen verschmiert war. Ich musste die hängenden Leichen über dem blutigen Felsen nach Hinweisen untersuchen. Da die beiden toten Körper sehr entstellt waren, war es nahezu ein Ding der Unmöglichkeit, überhaupt jemanden identifizieren zu können. Der Gestank von verwestem Fleisch war unerträglich. Mit der einen Hand hielt ich mir die Nase zu, während ich mit der anderen die Kadaver der beiden Opfer beleuchtete. Bei der linken Leiche konnte ich mir sicher sein, dass es nicht Anna war, aber da die zweite Leiche zum Einen keine Glieder mehr und zum Anderen ein zerfetztes Gesicht hatte, blieb mir nichts anderes übrig, als die Jackentasche der Leiche zu untersuchen. Alles was ich darin finden konnte, war lediglich eine Notiz mit folgender Aufschrift:

„Warum lassen sie mich nicht in Ruhe? Wir wurden alle getäuscht, aber wenigstens ich hatte noch genug Verstand um zu erkennen, dass es sich bei dieser „Zeremonie" um ein abgekartetes Spiel handelte. Ha! Und jetzt wandeln meine ach so „vertrauenswürdigen Kameraden" auf dem Pfad zur Hölle, ohne zu wissen wie ihnen geschieht. Ich habe sie

gewarnt, ich habe sie alle gewarnt! Diesem Tölpel konnte man nicht trauen. Er hat sich mit dieser verrückten Hexe verbündet, weil er genau wie sie nur an sich selbst dachte. Wie konnte ich diesem Mistkerl nur Vertrauen schenken? Wenn ich nur vorher gewusst hätte, welche Absichten dieses kranke Pack wirklich verfolgt. Ich war so naiv, wollte das Glück meiner Familie, erreichte jedoch genau das Gegenteil. Doch es scheint bereits zu spät zu sein. Wir schweben in Lebensgefahr, werden geradezu terrorisiert! Die Schreie aus dem Wald jagen mir eine Todesangst ein. WAS ZUM TEUFEL GEHT DA NUR VOR SICH? Ich schreibe diese Zeilen, um dich zu warnen: Wer auch immer diese Notizen findet. Geh, geeeh fort! Bring dich in Sicherheit. Sei nicht so starrsinnig wie ich. Die Wahrheit ist es nicht wert. Doch eines solltest du wissen: Im Wald..."

„Mist!", dachte ich. „Gerade jetzt schien es interessant zu werden." Aber ich konnte wohl davon ausgehen, dass Anna diese Zeilen nicht geschrieben hatte. Es gab also noch Hoffnung.
Nur wohin sollte ich gehen? Ich stand inmitten dieses Waldes und wusste nicht, in welche Richtung ich zuerst gehen sollte. Außerdem konnte hinter jedem Baum eine Gefahr lauern, die mein Schicksal besiegeln sollte. Ein Anblick der entstellten Körper genügte und ich wagte nicht einmal mir auszumalen, welches Biest etwas derartig Schreckliches tun konnte. So frisch wie das Blut war, streifte dieses Unwesen sicherlich noch durch die Wälder.
„Gott, wo bist du nur… Bitte lass mir das nicht widerfahren. Nicht mir! Nicht Anna! Ich will sie doch nur wieder sehen. Bitte…"
Ich war kein sonderlich frommer Mensch. Ich hatte schon immer meinen eigenen Glauben, was Gott und die Welt betraf. Meine Mutter hatte mir damals immer Geschichten aus der Bibel vorgelesen, um mir diesen Glauben nahe zu bringen, aber in meinen Augen waren das nichts weiter als Märchen. Was „Gott" betraf, so war ich sicher, dass es ein höheres Wesen gab, dem wir unsere Existenz zu verdanken hatten, schließlich musste es stets eine Kraft geben, die eine bestimmte Aktion in Gang brachte. Es musste doch einen Urheber gegeben haben, der all diese Wunder bewirkte, sodass weitere Lebensformen entstehen konnten. Zumindest war es das, was ich glaubte, mein eigenes Weltbild. Nun

stellte sich die Frage, ob diese Kette von Ursache und Wirkung in sich geschlossen war und der Unendlichkeit des Universums gerecht wurde, oder ob es tatsächlich eine Macht gab, die über allem stand und selbst keinen Urheber hatte. Meiner Meinung nach nennen die Menschen diese Macht Gott, weil sie nicht in der Lage sind, dieses Phänomen zu erklären. Je länger ich darüber nachdachte, desto verwirrender war der Gedanke, dass es kein Anfang und kein Ende in dieser Kette zu geben schien.

Plötzlich kam mir ein Geistesblitz. Als ich mich auf die Suche nach Anna begab, hinterlegte ich ihr eine Nachricht, sie könne mich auch von zu Hause aus auf dem Mobiltelefon anrufen. Hastig griff ich also nach dem Telefon und entdeckte das Icon auf meinem kleinen, grauen Display. Ein Glück, dass ich mir eines dieser neueren Modelle gekauft hatte. Auf der Uni konnte ich damit angeben wie kein Zweiter.
Wie es der Zufall so wollte, hatte mich tatsächlich jemand angerufen und eine Nachricht für mich hinterlassen. „Oh! Anna? Bitte lass es Anna sein…“ Gespannt wie ein Flitzebogen rief ich das entsprechende Menü auf und hörte mir die Nachricht an, in der Hoffnung, Anna hätte meine Nachricht zu Hause erhalten.
Eine weinende Stimme ertönte am Telefon.
Ich kannte Annas Weinen, und es tat jedes Mal weh, sie weinen zu sehen, bzw. zu hören. Ein so wundervoller Mensch wie sie sollte nicht traurig sein, deswegen versuchte ich ihr so gut es ging, ein schönes Leben zu bereiten und ihr all meine Liebe zu schenken. Sie schluchzte am Telefon und gab kein einziges Wort von sich, aber wieso?
„M… Mein Schatz… warum?“ Sie schien schrecklich traurig zu sein und bekam kaum ein Wort heraus:
„Warum… hast du das getan? Es ist meine Schuld!“ Nach diesem Satz weinte sie schlimmer denn je.
„Oh Anna. Warum weinst du? Warum nur? Was habe ich getan? Ich will so gerne mit dir reden. Anna…“ Ihr Weinen war so erschütternd, dass mir sogar selbst die Tränen kamen. Die Umstände, in denen ich mich befand, leisteten sicher auch ihren Beitrag zu meinem Gefühlsausbruch, ich war aufgrund der Ereignisse emotional total instabil. Aber der Trauerakt war nur von kurzer Dauer. Das Weinen meiner Freundin

verklang, bis das Mobiltelefon plötzlich schreckliche Geräusche von sich gab und der rauschende Ton letztendlich verschwand. Daraufhin hörte ich ein unheimliches, schweres Atmen am Telefon.
„Ha… hallo? Wer ist da?“ fragte ich verängstigt. Es schien ein Mann zu sein. Er stöhnte kontinuierlich weiter. Aber was daran am erschreckendsten war: Es war keine Nachricht, sondern man hatte mich angerufen. Kurz daraufhin wurde das Gespräch abgebrochen, bis erneut Totenstille herrschte. Nicht einmal die Sirene war noch zu hören. Panisch wählte ich die Nummer des Notrufs, bis ich zu meiner Enttäuschung feststellen musste, dass ich keinen Empfang hatte.
„Verdammt! Was um alles in der Welt…“ Konnte man mich vielleicht erreichen, ich hingegen aber niemanden? Das war doch nicht möglich. Es grenzte ohnehin schon an ein Wunder, dass ich in einem tiefen Wald wie diesem überhaupt angerufen werden konnte. Verzweifelt steckte ich das Mobiltelefon zurück in die Tasche und versuchte eine logische Erklärung dafür zu finden, leider erfolglos.
Ängstlich leuchtete ich meine Umgebung ab, weil ich mich beobachtet fühlte. Vorsichtig setzte ich einen Schritt vor den anderen, während ich weiterhin mit der Taschenlampe die Gegend ableuchtete. Jedes Mal wenn ich auf einen Stock getreten war, bekam ich einen Schrecken. Es war verdächtig still. Diese Schritte schon wieder… Jemand spielte ein Spiel mit mir. Ich blieb auf der Stelle stehen und leuchtete alles ab, aber es war kein Mucks zu hören, als ob mir jemand schlichtweg einen makaberen Streich spielen wollte.

Es war sehr kühl geworden, oder war es vielleicht doch das Blut, das in meinen Adern gefror? Vorsichtig erkundete ich das neue Areal und achtete vor allem auf die Bäume, die sich über mir zusammenwucherten. Vielleicht wäre es doch besser gewesen, wenn ich oben auf dem Pfad geblieben wäre, aber ich wollte mich auch nicht allzu weit vom Flusslauf entfernen und dessen Richtung zumindest grob folgen. Und warten, bis die Nacht vorbeizog, war auch keine Option, ich war nirgends sicher. Untätig auf das Morgengrauen zu warten wäre zudem ohnehin sinnlos gewesen, zumal dieser Wald seine eigenen Gesetze zu haben schien.

Der Boden war mit Laub und Ästen übersät. Ich hatte nicht wirklich das Gefühl, dass mich dieser Weg zu einem Ziel führen würde. Wie angewurzelt stand ich auf dem mit Laub überdeckten Boden und richtete meine Taschenlampe zitternd wie ein Aal auf jeden Winkel meiner Umgebung. Es war stockfinster. Hinter mir die blutüberströmten Felsen und die hängenden Leichen im Baum, rechts, links und vor mir Wald, nichts als Wald! In der Ferne war alles schwarz. Die Baumkronen verwehrten mir den Blick auf das Himmelszelt, sodass es gleich noch dunkler und einengender wirkte. „Ich muss mich zusammenreißen." Ich suchte nach der Nadel im Heuhaufen, pure Lebensmüdigkeit und völliger Irrsinn!
Doch dann kam auch schon der nächste Schock. Ein paar Schritte weiter entdeckte ich weitere Leichen, die in den Bäumen hingen. „Shit… Das darf… alles nicht wahr sein…" So etwas Grauenhaftes konnte doch nicht Wirklichkeit sein! Wer war für ein solch krankes Horrorkabinett überhaupt verantwortlich? Wieder erinnerte mich dieses Ereignis an diesen Horrorfilm, den ich mir gemeinsam mit Anna angesehen hatte. Ausreichend Zeit, um mir darüber Gedanken zu machen, hatte ich nicht, da ich mich offenbar nicht geirrt hatte, was die Schritte betraf. „Oh nein. Nicht schon wieder…" War es wieder eines dieser Schattenwesen? Nein, die Schritte waren überall, als ob ein Bär durch den Wald gerannt wäre, auf der Jagd nach frischer Beute. Einmal war es vor, dann unmittelbar hinter mir. Ich war total paralysiert und wimmerte wie ein kleines Kind.
„Warum… Ich will hier raus… So schnell wie möglich! Gleich…" Ein Bär war das definitiv nicht. Ich konnte keinen einzigen Schritt gehen, geschweige denn mich zu irgendeiner Bewegung ermutigen, doch plötzlich! Als ich einen lauten, schmerzerfüllten Schrei hörte, lief ich so schnell wie ich nur konnte um mein Leben!
Ziellos rannte ich unkoordiniert über Stock und Stein, so schnell mich meine Beine tragen konnten. Ich lief und lief und konnte nur noch meinen schweren Atem und mein pochendes Herz hören. „Lauf… Lauf… Einfach nur Wegrennen!", stammelte ich vor lauter Panik vor mich hin und ließ mich von meinen Beinen tragen, als ob ich nicht Herr meiner Sinne gewesen wäre. Doch dann blieb ich letztendlich doch an einer Baumwurzel hängen und purzelte einen kleinen Pfad hinab, völlig

orientierungslos und ohne den Hauch einer Ahnung, wo ich gelandet war.

Bei der Hatz durch den Wald hatte ich mir einige Verletzungen zugezogen, aber das war mir völlig egal, denn ich schien in Sicherheit zu sein. Das Ungetüm war nicht mehr zu hören. Ich kauerte mich in einer Mulde hinter einen Baum zusammen, schloss meine Augen, schaltete die Taschenlampe aus und verhielt mich still. Ich saß einige Minuten in der Mulde am Baum und konnte keinen Mut fassen, meinen Weg fortzusetzen. Vielleicht sollte ich dort auf Hilfe warten. Vielleicht wäre es klug gewesen, die Nacht an diesem Platz zu verbringen und Ruhe zu bewahren.
Als ich dann jedoch meine Augen öffnete, lenkte das Licht einer schimmernden Kerze in der Nähe meine Aufmerksamkeit auf den kleinen Platz gleich neben dem Baum. Seltsam, ich konnte das Licht der Kerze nicht übersehen haben. Jemand musste sie kurz zuvor angezündet haben.
Ich musste mittlerweile damit rechnen, dass hier nicht alles mit rechten Dingen zuging, also wandte ich mich der leuchtenden Kerze zu und ging davon aus, dass man mir – wie üblich – vielleicht etwas mitteilen wollte.
Die Kerze war vor einem Grabstein platziert. Da stellte man sich die Frage, was ein einziger Grabstein inmitten eines Wald zu suchen hatte und wie ich in einem riesigen Wald ausgerechnet an diesem Ort landen konnte. Möglichst unauffällig kroch ich leise zum Grabstein und sah mir die Inschrift der Ruhestätte genau an:

„Andrew
Gestorben im jungen Alter von 18 Jahren.
Getötet? Vergessen? Möge er in Frieden ruhen…“

„Was hat das denn jetzt schon wieder zu bedeuten? Muss ich jetzt noch mit Geistern rechnen? Oder soll mir das einfach sagen, dass das lauernde Ungeheuer keine Gnade kennt und sogar vor Kindern und Jugendlichen nicht halt macht?“ In diesem Moment gab es tausende Möglichkeiten, die mir durch den Kopf schossen, aber eines war klar: Dieser Grabstein

war eine Botschaft, vielleicht ein Teil des Puzzles, das es zu lösen galt, vielleicht aber auch ein Hinweis darauf, was dort eigentlich geschah. Diese Erkenntnis gab mir tatsächlich neuen Mut und Kraft, diesen Wald zu bezwingen, kostete es was es wolle.
Nur was sollte ich als nächstes tun? Dieser… kleine „Friedhof“ schien eine Sackgasse gewesen zu sein. Ich leuchtete meine Umgebung ab und stellte fest, dass dieser Teil des Waldes von Felswänden umgeben war, so hoch, dass ich mit der Taschenlampe nicht einmal einen Felsvorsprung erkennen konnte. Dort gab es nichts mehr zu tun. So sehr mich dieser Gedanke auch beängstigte, ich hatte keine andere Wahl, als kehrt zu machen.
Fest stand jedenfalls, dass ich mich verlaufen hatte. Auch wenn es zumindest ruhig gewesen war, konnte ich dieser Stille nicht trauen. Ständig musste ich auf der Hut sein. Da rannte ein mir unbekanntes Wesen durch den Wald, das auf der Suche nach mir war und mir nach dem Leben trachtete. Es muss groß gewesen sein, den Schritten nach zu urteilen so groß, dass es zweifelhaft war, ob ich ihm mit meinen verbleibenden Kugeln ausreichend Schaden zufügen konnte.

In der Ferne hörte ich plötzlich das Rauschen eines strömenden Flusses. War es der gleiche Fluss, dem ich auch zuvor schon gefolgt war? Ich folgte dem Geräusch durch die schauderhafte Kulisse des Waldes. Noch immer war es stockfinster. Unzählige Bäume, Dickicht... Ich fühlte mich einsam und verloren. Das stapfende Ungetüm konnte jeden Augenblick wieder auftauchen und mich erneut durch diesen Irrgarten jagen, der sich „Wald“ schimpfte. Ob ich jemals wieder das Tageslicht erblicken würde? Fragen, die ich mir in dieser Situation ernsthaft stellen musste. Diese Stille machte mich mindestens genauso wahnsinnig, wie die Geräusche meiner eigenen Schritte. Ein Stein hier, ein knacksender Stock dort… Ein nervenzerreißender Horrortrip durch einen von Monstern und Leichen überwucherten Wald. Ich hatte sogar Angst, meine Taschenlampe einzuschalten. Im Dunkeln konnte zumindest niemand ahnen, ob es sich bei meiner Wenigkeit nicht doch um ein wildes Tier handelte. Naja, als ob das einen Unterschied gemacht hätte… Andererseits sah ich in dieser pechschwarzen Nacht noch nicht einmal die Hand vor Augen. Wie ein Blinder tastete ich mich an

Bäumen und Büschen voran und folgte dem Rauschen des Flusses, der nicht mehr weit entfernt zu sein schien. Hin und wieder blieb ich stehen und lauschte der ominösen Stille, die im Inneren des Waldes zugegen war. Ich hörte nur mein angstumwobenes Schnaufen.

Dann endlich! Nur wenige Meter weiter erreichte ich eine kleine Quelle. Ich schaltete meine Taschenlampe ein und sah… Ich traute meinen Augen nicht! Dort war ein Junge, der mit dem Rücken zu mir kniete und mir einen Mordsschrecken einjagte. Starr vor Verwunderung blieb ich stehen. Kein Mensch, der bei Verstand war, würde einer solchen Begegnung trauen. Was in Gottes Namen hatte ein Junge in einem Wald wie diesem zu suchen? Vorsichtig näherte ich mich dem Jungen, der… jedenfalls kein Kind mehr zu sein schien und sprach ihn zögerlich an: „Hallo? … Hey!“ Neugierig näherte ich mich an, um mehr über die Erscheinung des Jungen zu erfahren. Der Junge erhob sich langsam, ohne seinen Blick von der kleinen Quelle abzuwenden. Es war etwas unheimlich, den Jungen mit der Taschenlampe zu beleuchten. Er drehte sich langsam zu mir um. Allein die Art, wie er sich mir zuwandte, demonstrierte mir, dass es kein gewöhnlicher Junge war, aber was war dort schon gewöhnlich? Der ganze Wald war übertreibungslos ein Albtraumwald mit allen Schikanen.
Der Junge starrte auf den Boden und blieb eine Weile regungslos stehen, was beängstigend und bedrohlich auf mich wirkte. Das Erscheinungsbild des Jungen ließ darauf schließen, dass er sich im Alter eines Teenagers befand. Sein Haar war dunkelblond und etwa fingerlang, seine Figur war schmächtig und lang, seinem Gesicht nach zu urteilen, hatte der Junge relativ blasse Haut, etwa 16 bis 17 Jahre alt. Viel mehr konnte ich auch nicht erkennen. Seine Kleidung war modisch relativ aktuell, lange blaue Jeans, die seine weißen, stumpfen Turnschuhe leicht bedeckten. Über seinem engen, weißen, langärmeligen Shirt trug er eine grüne, ärmellose, offene Jacke.
„Warum redest du nicht mit mir? Ist dir etwas zugestoßen? Alles in Ordnung mit dir? Wie bist du hierher gekommen?“ Nachdem ich ihm Löcher in den Bauch gefragt hatte, senkte der Junge nicht länger seinen Kopf, sondern starrte mir viel mehr in die Augen und fesselte mich mit seinem starrenden Blick. Seine Augen waren groß, gläsern und blau.

„Liebe ist nie bedingungslos. Sie ist eine Lüge, ein Hirngespinst.“, sagte der Junge mit einer sanften Stimme und löste sich ad hoc in einem gleißenden Licht auf, direkt vor meiner Nase. Ich wusste nicht, wie mir geschah und starrte unwissend auf die kleine Quelle, vor der soeben noch der Junge stand, völlig bewegungslos und stotternd vor Angst: „Ugh…W…“ War der Junge ein Geist? Vielleicht war er der Geist des Jungen auf dem Grabstein, vielleicht auch nicht. Nun war klar, dass diese Erfahrung der eindeutige Beweis dafür war, dass ich es mit übernatürlichen Kräften und Phänomenen zu tun hatte. Keine vernünftigen Erklärungen mehr, keine Spekulationen, keine Hoffnung auf kleinere Übel. Zitternd wie Espenlaub stotterte ich weiter vor mich hin und fixierte kopfschüttelnd und ungläubig die Quelle, vor der soeben noch die geisterhafte Erscheinung stand. Als die kleine Quelle plötzlich auch noch anfing zu brodeln, wurde ich aus meinen Gedanken an den Jungen gerissen. Konnte es wirklich noch schlimmer kommen? Wann hatte dieser Wahnsinn endlich ein Ende? Ich sah das sprudelnde Wasser der Quelle, das sauber und rein zu sein schien, aber ich wurde blitzartig eines Besseren belehrt.
Das Wasser verfärbte sich rot. Ich traute meinen Augen nicht! Aus der Quelle floss plötzlich frisches, dickflüssiges Blut! „WAS… DAS DARF NICHT WAHR SEIN!“ Ich trat angsterfüllt einige Schritte zurück und konnte es einfach nicht fassen. Ich wusste nun, dass mir alles blühen konnte und dieser krankhaften Szenerie keine Grenzen gesetzt waren. Und nur einen Moment später kam es auch schon wieder: Die Sirene in der Ferne ertönte schriller und lauter denn je. Mein Kopf… Mir wurde schwindelig, sodass ich mich kaum auf den Beinen halten konnte. Das Heulen der Sirene schallte durch meinen ganzen Kopf, es war so unerträglich. Mir wurde dermaßen schwindelig… Es dauerte nicht lange, bis ich die Kontrolle verlor und infolge meiner Schwächeerscheinungen einmal mehr das Bewusstsein verlor.

Kapitel 5

Ich sah eine junge Frau. Ich wusste nicht, wo genau ich mich befand, alles war dunkel. Ich näherte mich der jungen Frau und erkannte, dass es Anna war. Sie saß mit gesenktem Blick auf dem Boden und weinte. Vor ihr lag ein zerbrochener Spiegel.
„Anna!“ Euphorisch lief ich auf sie zu und drehte sie zu mir. Dann sah ich ihr Gesicht und war atemlos. Es waren keine Tränen, die aus ihren Augen flossen, es war zähflüssiges, feuerrotes Blut!
Mit einem lauten Schrei erwachte ich schließlich aus diesem seltsamen Traum und fand mich auf dem Boden des Waldes wieder. So sehr ich über diese merkwürdige Vision auch nachdenken wollte, die Realität war abstoßender und erschreckender als je zuvor.
Rein gar nichts mehr entsprach der Normalität eines Waldes.
„Agh….Um Himmels… Willen… Nein! Das MUSS ein Traum sein!“
Der Waldboden war mit Blut und Ketten übersät, die von sämtlichen Bäumen hingen. Tausende Leichen hingen in den Bäumen und der faulige Geruch des Todes lag in der Luft. Aber das Verwunderlichste: Ich erwachte nicht an der Quelle, sondern augenscheinlich auf dem Pfad in der Nähe des Brunnens, da wo ich schon einmal in Ohnmacht gefallen war. Allerdings war es nur eine Vermutung, schließlich war es anlässlich der Verwandlung meiner Umgebung auch nicht einfach Parallelen zu erkennen. Aber wie konnte das sein? Lag ich die ganze Zeit dort? Fand das Treffen mit dem älteren Herrn nur in meinen Hirngespinsten oder in meiner Bewusstlosigkeit statt? War das alles nur ein Traum? Aber es konnte kein Traum gewesen sein. Ich hatte noch immer sowohl die Taschenlampe, als auch die Pistole in meinem Gepäck. Es war grauenhaft! Konnte ich jetzt noch nicht einmal mehr meinem eigenen Verstand trauen? Ich konnte Traum und Realität nicht mehr auseinander halten. „Was geschieht mit mir? WAS?“
Erschöpft von den Bürden, die mich in den letzten Stunden ereilten, erhob ich mich in die aufrechte Position und erkundete meine neue Umgebung, die schlimmer war, als ich es mir jemals hätte vorstellen können. Der Himmel war pechschwarz, der Nebel war verflogen. Umso

besser konnte ich nun den Boden des Waldes erkennen, zumindest das, was davon übrig geblieben war. „Das glaub ich einfach nicht!“ Wimmernd und fassungslos stand ich mit weit aufgerissenen Augen und offener Kinnlade auf diesem „Waldpfad“. Nie zuvor hatte ich so etwas Entsetzliches gesehen. Fassungslos und angewidert klopfte ich den „Dreck“ von meiner Kleidung ohne dabei meinen Blick vom Boden abzuwenden. Mein erster Schritt wurde von einem krachenden Geräusch begleitet. Ich dachte, es sei ein brüchiger Ast gewesen, aber ich lag falsch. Das knacksende Geräusch kam von einem dünnen Knochen. Es hätte wirklich nicht schlimmer kommen können. Neben dem zerbrochenen Knochenstück lagen weitere längere Knochenstücke, die in einer Reihe angeordnet waren. Erst dann fiel mir auf, dass die Anordnung der Knochen zwei ineinander liegende Kreise bildeten. Im Inneren dieses Kreises war wohl eine weitere bestimmte Anordnung zu sehen, die ich beim Aufstehen jedoch durcheinander gebracht haben musste und daher nicht mehr erkennen konnte. Die Vorstellung, dass ich soeben noch inmitten dieses unheilvollen Gebildes lag, jagte mir einen eiskalten Schauer über den Rücken. Es musste doch eine Erklärung für all diese Vorfälle geben.
„Was… WAS PASSIERT MIT MIR? WAS WOLLT IHR?“ Ich war verzweifelt. Nie hätte ich von mir gedacht, dass ich in einer solchen Situation auch noch schreien könnte, schließlich konnte man mich hören und dann…. Dann würde mit mir wohl das gleiche passieren, wie mit all den toten Körpern in den Bäumen. Im Grunde sahen diese toten, entstellten Menschen in den Baumkronen alle gleich aus. Sowohl ihre Münder, als auch ihre Augen… Meine Güte… Sie waren alle zugenäht. Es war wie in einer krankhaften Vision eines psychisch gestörten Serienkillers. Wer oder was könnte so etwas Schreckliches nur getan haben? Wie sind diese Leichen dort in die Baumkronen geraten? Wieso hängen dort diese Ketten? Wurden sie an den Ketten dort hinauf gehievt? Macht es auch nur irgendeinen Sinn, einen Gedanken daran zu verschwenden? Und warum wurde ausgerechnet ich dieser abstoßenden Wirklichkeit ausgesetzt? Warum? „AHHH!“ Ich schrie hemmungslos in den Wald hinein und trat die herumliegenden Knochen mitten in das Dickicht dieser verwucherten Hölle.

„Verdammt! Dieser verdammte… ARGH!“ In diesem Moment war mir alles egal. Ich ließ meiner Verzweiflung, meinem Frust, meiner Hilflosigkeit und Wut freien Lauf und brüllte umher wie ein Irrer. Erschöpft von der Raserei sank ich weinend zu Boden. Warum musste so etwas ausgerechnet mir passieren? Womit hatte ich das nur verdient? Doch dann… Dann hörte ich diese Schreie, die mitten aus dem Wald hallten. „Himmel nein… Was zum…“ Ich schrak auf und horchte den leiderfüllten Schreien in der Ferne. Man hatte mich sicher gehört. Wie konnte ich nur so unvorsichtig sein und meine Beherrschung verlieren? Es hörte sich so an, als ob jemand einer brutalen Folter unterliegen würde. „Nein… Gordon, du hörst das nicht! Du träumst!“, redete ich mir immer und immer wieder ein und erlitt Todesangst. Vielleicht würde es mir bald genauso ergehen und dann war es vorbei, alles. Aber ich durfte jetzt nicht an mich denken, schließlich brauchte jemand meine Hilfe, aber… konnte ich das überhaupt? War ich imstande, jemandem zu helfen, wenn ich mir nicht einmal selbst helfen konnte? Ich war doch selbst in dieser ausweglosen Situation. „Wer könnte das schon?“, murmelte ich vor mich hin und fühlte mich im gleichen Moment seltsam belehrt, merkwürdig…

Mit der Taschenlampe in der einen Hand und der Pistole in der anderen, folgte ich auf dem blutigen Pfad zielstrebig den Schreien des gequälten Opfers aus der Ferne.
Immer dann, wenn ich dachte, es könnte nicht schlimmer kommen, belehrte mich diese verzerrte Realität eines Besseren. War all das überhaupt real? Das war kein Wald mehr, sondern eine mit Blut überströmte Folterkammer, aus der es kein Entrinnen zu geben schien. Auch von dem Haus, in dem der alte Tölpel wohnte, war nur noch ein Haufen Schutt und Asche übrig. Stattdessen standen Käfige mit geschwärzten Leichen auf dem Fundament. Sie trugen seltsame, weiße Augenbinden, die keineswegs geschwärzt oder ansatzweise verbrannt waren.
So musste man sich eine „Hölle“ vorstellen, einen besseren Vergleich gab es nicht. So gut wie alles war feuerrot, rostig und blutüberströmt, egal wo ich mit meiner Taschenlampe hin leuchtete. Aus den Tiefen des Waldes kamen diese furchtbaren Schreie, als ob jemand Todesqualen

erleiden müsste. Als ich meinen Weg auf dem Pfad in die Tiefen des Waldes fortsetzte, hörte ich plötzlich auch das Jammern einer etwas tieferen Frauenstimme:
„Ich will hier raus! Ich will frei sein! Bitte lass mich raus!“ Das jammernde Flehen hallte, als ob es aus einer Höhle gekommen wäre. „Warum kann mich niemand hören? Lasst mich in Ruhe! Lasst mich alle endlich ruhen!“ Mir fiel es schwer, die Rufe der schreienden Frau zu orten. Einmal kam es aus weiter Ferne, ein anderes Mal kam es aus unmittelbarer Nähe, es war wirklich überall, aber anders als das vor Leid und Pein strotzende Geschrei mitten aus dem Wald, war das Jammern der Frau vertraut, aber zugleich unscheinbar und geheimnisvoll.

Nach wenigen Minuten erreichte ich auch den felsigen Abhang, wo ich zuvor die beiden hängenden Leichen im Baum entdeckt hatte. Die Felsen waren – wie zu erwarten – noch immer blutig und glitschig, doch mit Hilfe der herunterhängenden Ketten konnte ich unbeschadet den abgelegenen Boden erreichen, auch wenn es mir zuwider war, diese rostigen Ketten überhaupt anzufassen. Wo kamen diese Ketten bloß her? Welchen Sinn hatte es, einen Wald damit einzudecken und sie wie Fesseln aus den Baumkronen herabhängen zu lassen? Was wollte man damit zum Ausdruck bringen? Es war, als ob sich die Natur in ein blutüberströmtes Gefängnis verwandelt hätte, äußerst abstrakte „Kunst“. Nun, es hatte keinen Sinn, sich weitere Gedanken darüber zu machen. Es war schlichtweg verstörend und absolut grausam.
Als ich unten angekommen war, war es wieder still. Der Wald war auch dort mit Leichen übersät. Wie auch bei den anderen Verstorbenen, waren Münder und Augen zugenäht, sodass mir gleich klar wurde, dass jemand nach striktem Motiv gnadenlos gemordet hatte. Die abgrundtiefe Bosheit, die den nun toten Menschen zuteil wurde, konnte nur das Werk des Teufels sein. Beinahe wäre mir die Galle hochgekommen. Wie zuvor ragten die mit Blut verschmierten und rostig erscheinenden Bäume dicht nach oben und verwehrten mir den Blick in den düsteren Himmel, der mir ohnehin kein Licht gespendet hätte. Zwischen dem rötlichen Laub auf dem Boden erstreckten sich die langen rostigen Ketten bis tief in den Wald. Es war, als ob mich die Ketten zu einem bestimmten Ort führen würden, der von großer Bedeutung für mich sein

könnte. So kam es, dass ich diese Ketten vielmehr als wegweisende Begleiter wahrnahm. Es dauerte auch nicht lange, bis die Ketten, die aus den verschiedenen Baumkronen ragten zusammenführten und sich bündelten. Mir war klar, dass ich mich meinem Ziel zu nähern schien, was auch immer dort auf mich wartete. Angespannt und verkrampft krallte ich mich an Pistole und Taschenlampe fest und horchte der unheilvollen Stille, die mit jedem Schritt immer unerträglicher wurde. Schuld daran waren unter anderem die Ketten, die sich zunehmend dichter unter meinen Füßen ansammelten. Ich blieb an Ort und Stelle stehen, um mich umzusehen und so auf jede Gefahr gefasst zu machen. Totenstille! Kein Geraschel, keine Schritte hinter mir, keine metallenen Kettenklänge… Nicht einmal mein Schnaufen konnte man hören, weil ich es mir aus Angst, gehört zu werden, verkneifen wollte. Vorsichtig drehte ich mich um meine eigene Achse und leuchtete jeden Winkel des Waldes genau ab, bis ich wieder in meiner Ausgangsposition stand und den Kettenweg sehen konnte, der sich vor mir erstreckte. Es war nicht nur der Kettenweg. Mein Herz stand still, als ich die Bedrohung erblickte, die sich unmittelbar vor mir befand. Bis dahin war mir nicht klar, dass Angst tatsächlich schmerzhaft sein konnte. Es nahm einfach kein Ende, wie ein niemals endender Albtraum.

Vor meinen Augen erstreckte sich ein Weg, der von mehreren Wesen geradezu eingezäunt wurde. Bei jedem dieser Wesen handelte es sich um eines dieser Schattenwesen, von denen mich eines bereits zuvor überrascht hatte. „Das Ende… Mein Ende!“ Schon fast gleichgültig stand ich der drohenden Gefahr gegenüber und akzeptierte mein Schicksal, von dem ich glaubte, dass es mein Tod sein würde. Mit dem einen Ungeheuer führte ich schon einen Kampf ums nackte Überleben. Und nun waren sie sogar in der Überzahl, gierig lechzend nach ihrer Beute. Die schwarzen Schattenwesen hatten zwar kein Gesicht, zumindest konnte man keines erkennen, aber trotzdem spürte ich, dass sie mich anstarrten. Regungslos flackerten die schwarzen Ungeheuer vor sich hin und gaben hin und wieder einen dieser schrecklich schrillen Laute von sich. Als mir dann klar wurde, dass die Gestalten von mir den ersten Schritt erwarteten, konnte ich mich aus meiner Starre lösen und folgte dem Weg, der sich mir durch die Menge offenbarte. Es gab kein

Entrinnen, keine Fluchtmöglichkeit. Ich war den lauernden Gefahren hilflos ausgeliefert. Am Ende des „Schattenweges“ befand sich eine Lichtquelle, ein großes Lagerfeuer, das – nicht zuletzt aufgrund der gegenwärtigen Schattenhorde – nichts Gutes verheißen ließ. Langsam und behutsam näherte ich mich dem Feuer, während ich versuchte, all diese Kreaturen im Auge zu behalten, aber was hätte mir das schon genützt? Sie waren in der Überzahl und hätten mich jederzeit angreifen können. Zu meiner Verwunderung hingegen taten sie es jedoch nicht, aus welchen Gründen auch immer. Aber da erweckte etwas anderes meine Aufmerksamkeit. Inmitten des Feuers am Ende des Weges war ein riesiges Monster zu sehen, das ich aufgrund der Flammen nicht richtig erkennen konnte. War es tot? Oder… Langsam wurde mir klar, dass mich diese Schattenwesen wie Schaulustige in eine Art Arena führten. „Ist es das was ihr wollt? Nein, ich will nicht dorthin! Vergesst es!“ Nie hätte ich geglaubt, dass ich diese Missgestalten auch noch ansprechen würde, aber ich war sicher, dass sie mich verstehen konnten. Als ich kehrt machen wollte, stieß jedes einzelne dieser Biester einen bedrohlich, schrillen Schrei aus, der mir durch Mark und Bein floss, sozusagen eine Warnung, um mich von meiner Flucht abzuhalten. Es war wieder still. Misstrauisch drehte ich mich um meine eigene Achse und beobachtete jedes Einzelne dieser Ungetüme, bis ich nach einer Weile erneut das „Gespräch“ suchte: „Wieso? Ob ich dort sterbe oder hier durch eure Hand… Welchen Unterschied macht das? Bringt ihr das nicht fertig?“ Es war still. Ich wartete einen Moment auf eine Antwort, in welcher Art und Weise diese auch immer erfolgen sollte, aber es folgte keine Reaktion. Noch immer stand ich inmitten der Menge auf dem Pfad zum Platz, wo das Licht des Lagerfeuers den „Wald“ in all seiner blutigen und rostigen Erscheinung zeigte. Als ich über meine Optionen nachdachte, blitzte ein Funken Hoffnung in mir auf, dass mich dort am Lagerfeuer eine Erklärung für all das erwarten könnte. So würde ich zumindest nicht ahnungslos sterben, ein schwacher Trost. Verzweifelt schüttelte ich den Kopf und marschierte zielstrebig zum Lagerfeuer am Ende des Weges, wo ich das brennende Ungetüm betrachten konnte. Die Ketten des Waldes trafen an genau diesem Ort inmitten des Feuers zusammen und fesselten die Kreatur, als ob sie gegen ihren Willen ein Opferritual über sich habe ergehen lassen

müssen. Schrecklich… Es hätte auch eine entstellte Menschenleiche sein können, aber dafür war das Wesen einfach zu riesig. Ein schrecklicher Gedanke, dass so viele, lange Ketten nötig waren, um diese Kreatur zu bändigen. Doch wer hatte dieses Lagerfeuer entfacht? Hatte ich etwa eine Art Zeremonie gestört? Die Zeremonie, von der in der Notiz die Rede war?
Vorsichtig sah ich mich um und beleuchtete jeden Winkel des Areals, das mich umgab. Die schwarzen Schatten starrten mich noch immer begierig an und beobachteten jeden meiner Schritte. Die Bäume wucherten mitsamt Kadavern, die darin verzweigt waren, über mir zusammen. Jenseits des Lagerfeuers war alles pechschwarz, die Tiefe einer endlos erscheinenden Dunkelheit.
Um das Feuer herum waren mehr oder weniger okkulte Utensilien verstreut, unter anderem ein Skalpell, mehrere Medikamente, eine Kette, an der ein „Yin und Yang"-Anhänger hing, ein Kelch mit weißem Pulver und eine Notiz, die mit Blut auf ein Blatt geschrieben wurde:

„Warum starren sie mich an? Ist mein Äußeres wirklich so befremdlich und furchtbar? Von meinem schweren Leid haben sie keinen blassen Schimmer, geschweige denn von Anstand und Rücksichtnahme. Dieses Tuscheln… Dieses Anstarren… Ich hasse es! Es ist so ungerecht! Gott, ich ersuche Dich. Bitte gebäre einen Richter und erlöse mich von dieser Qual. Der, der Böses tut und das Leben nicht zu schätzen weiß, soll gerichtet werden, meine Schmerzen und Qualen erdulden, bis er für seine Sünden bestraft wird und Buße tut. Dieses sündige Pack, benebelte Gier, die Narren der Pseudo-Glückseligkeit, ihr seid alle blind und unwissend! Der Zorn meiner Rache ist unermesslich, eine Sünde, die meine Mutter mir niemals vergeben wird, eine Sünde, die sich niemals bereinigen lassen wird. Doch Gott weiß, dass Opfer nötig sind und die Welt von ihrem Unheil befreit werden muss. Genugtuung ist es, die mir nun den Weg weist und mir das Glück schenkt, nach dem ich viele Jahre vergeblich gesucht habe. Der Tag der heiligen Mutter wird kommen. Möge Gott meiner Seele gnädig sein."

Mit der Notiz in der Hand ließ ich das Gelesene in Gedanken Revue passieren. „Rache…", murmelte ich vor mich und dachte darüber nach,

was das Wort genau bedeutete. Rache ist ein Motiv, das in besonderem Maße von Boshaftigkeit umwoben ist. „Hass und Rache, ohne Rücksicht auf Verluste.“ Zunächst wusste ich nicht, was ich mit den Zeilen anfangen sollte. Es war nicht nur die Notiz, die äußerst starke Emotionen zum Ausdruck brachte. Dieser Hass manifestierte sich im gesamten Wald, egal wo man hinschaute. Blutrünstige Rache, soweit das Auge reichte.

Nach einem Moment emotionaler Betroffenheit riss mich ein beunruhigendes Geräusch, das Rasseln einer Kette, aus meinen Gedanken. Offenbar riss eine der Ketten, an die das Monster gefesselt war. Wie bereits erwartet blieb es nicht nur bei dieser einen Kette. Ein lauter, luftzerreißender Schrei ertönte aus der Mitte des Lagerfeuers. Das Monster war nicht tot. Nachdem alle Ketten von der Kreatur abgesprungen waren, trat es bei vollem Bewusstsein mit einem großen Schritt aus dem Feuer. Mein Herz raste vor Aufregung und Angst. Der Schrei musste auch den Schattenwesen ordentlich zugesetzt haben. Lautlos lösten sich die schwarzen Wesen in Luft auf, als ob das riesige Monster sie darum gebeten hätte. Hatte ich es hier mit einem Oberhaupt zu tun? Paralysiert vor Angst betrachtete ich das Monster, das nun in voller Größe vor mir stand und gierig schnaufte. Das linke Bein des Monsters war kürzer als das rechte, weswegen es das rechte Bein leicht anwinkeln musste. Anstelle von Füßen hatte es Hufe am Ende jeden Beines. Des Weiteren hatte das etwa drei Meter große Ungetüm ein riesiges Loch im Bauch, durch das ich die Flammen des Feuers empor steigen sah. Das Monster hatte eine schrecklich stark nach vorn gekrümmte Haltung. Der Kopf war weit nach vorne gebeugt und die Schultern der albtraumhaften Gestalt waren über dem Hinterkopf miteinander verwachsen. Der Anblick seines Gesichts war aber am widerwärtigsten. Ich musste mich fast übergeben, so widerlich war es. Der Kopf des Monsters saß schief auf dem Rumpf, der Hals und der untere Teil des Gesichts fehlte völlig. Anstelle eines Kiefers war dort nur eine Einkerbung zu sehen, aus der pausenlos Blut strömte, das sich auf dem ganzen Körper verteilte. Die Augen des Monsters waren zugenäht, was mich stark an die Leichen aus dem Wald erinnerte. Es wunderte mich, dass ich bei diesem Anblick nicht sofort in Ohnmacht

gefallen war. Es war wie eine außerkörperliche Erfahrung, ganz so, als wäre ich gar nicht mehr ich selbst. Innerlich hatte ich ohnehin schon kapituliert, wie sollte ich das überleben?
Schockiert ließ ich die Taschenlampe fallen und trat einige Schritte zurück, bis ich über einen Stein stolperte und infolgedessen zu Boden fiel. Nun war es aus! Ich war der Bestie schutzlos ausgeliefert. Hilflos hielt ich meinen linken Arm über mein Gesicht und wartete auf den Angriff des Monsters.
Einen kurzen Moment später stellte ich jedoch fest, dass alles anders kam. Ich öffnete meine Augen und beobachtete verschwitzt und bebend vor Angst das Verhalten der Kreatur. Es übte unkoordinierte Luftschläge aus und gab wimmernde Töne von sich. Entweder wollte es mich in Ruhe lassen, oder es konnte meine Anwesenheit aufgrund seines Sichthandicaps nicht lokalisieren. Panisch rollte ich mich auf die Seite und kroch um das lodernde Lagerfeuer herum. Jetzt war der perfekte Augenblick gekommen, die volle Schusskraft der Pistole einzusetzen. Hätte ich weglaufen können? Vielleicht, aber wahrscheinlich hätte es mich gehört. War es womöglich sogar das stapfende Ungeheuer, vor dem ich zuvor schon weg gerannt war? Was auch immer es war, ich wollte nicht länger davon laufen. Ich musste mich meiner Angst stellen und einsehen, dass ich einer Konfrontation nicht länger aus dem Weg gehen konnte. Darüber hinaus wollte ich nicht mit dem Wissen durch den Wald irren, dass dieses Scheusal auf der Suche nach mir war. Zielstrebig feuerte ich jeden Schuss auf den Körper des Mutanten und hörte an seinen Schreien, dass ich bleibenden Schaden anrichten konnte. Es knickte zunächst ein und stützte sich kniend auf seinem längeren Bein ab. Es schwer zu erkennen, wo ich es genau traf, da auch weiterhin Blut aus seinem Mund strömte. War das Monster bereits verletzt gewesen? Sollte es tatsächlich in einer Zeremonie geopfert werden? Warum sonst befand es sich gefesselt durch Ketten in diesem Feuer? War das Wesen womöglich gar kein Feind? Fast schon irrsinnig darüber nachzudenken, wenn man sich dieses Monstrum anschaute und es ganz klar eine Gefahr darstellte. Als dann jedoch ein klickendes Geräusch aus der „44er“ ertönte, packte mich erneut die Panik. Das Monster krümmte sich zwar auf dem Boden, aber der Kampf war noch nicht vorbei. Aus dem Wimmern des Ungetüms wurde ein tosendes Brummen.

Das Monster bewegte sich nun auf allen Vieren fort und schien äußerst wütend zu sein. Kein Wunder, hatte ich ihm doch großen Schaden zugefügt.
Das Ungetüm schleifte sich blutend um das Feuer herum, auf der Suche nach dem Widersacher, der ihm diese Wunden zugefügt hatte. Auf die Pistole musste ich vorerst verzichten, da mir die Munition in dieser lebensbedrohlichen Lage zuneige gegangen war. Wie sollte ich diesen kräftezehrenden Kampf nun überstehen?
Das Feuer schien dem Ungeheuer nichts auszumachen, schließlich stand es doch zu Beginn inmitten der Feuersäule. Entgegen meiner Erwartungen wurde ich jedoch eines Besseren belehrt. Da das Monster seine Bewegungen nur schwierig koordinieren konnte und nichts sah, driftete es kurz in das Feuer ab und zog sich dabei scheinbar eine schwere Verletzung zu, worauf der schmerzerfüllte Schrei des Monsters schließen ließ. Vielleicht lag es an der Vorarbeit, die ich mit der „44er“ geleistet hatte. Solange ich also dafür sorgen konnte, dass das Feuer zwischen uns war, war ich relativ sicher. Das Lagerfeuer schien der einzige Schutz zu sein, der sich mir in diesem Moment bot, auch wenn ich es mir nicht erklären konnte.
Mir musste jedenfalls schnell eine Lösung einfallen, oder meine geringe Ausdauer sollte mir letztendlich doch noch zum Verhängnis werden. Da es offenbar nur auf die Geräusche seiner Umgebung reagieren konnte, entschied ich, mir dieses Handycap zunutze zu machen. Ich zögerte also folglich nicht lange, schlich mich zum Lagerfeuer und schnappte mir dort ein brennendes Stück Holz, um mir mit dem Mutanten einen unausweichlichen Zweikampf zu liefern, Auge um Auge, Zahn um Zahn. Nun ja, so makaber und unpassend die Bemerkung auch war, das Monster hatte nichts von beidem. Das Sichthindernis des Monsters kam mir in diesem Kampf sehr gelegen. Leise schlich ich mich von hinten an das Wesen heran und lockte es mit meinen Rufen zu mir.
„Hier! Hierher!“ Trotz der bedrohlichen Sachlage hatte ich plötzlich erstaunlich viel Selbstbewusstsein und das obwohl mein Leben auf dem Spiel stand. Das Monster stampfte – sich stützend auf seinem kurzen Bein – wütend mit seiner Hufe auf den Boden und gab einen luftzerreißenden Schrei von sich. Aufgrund seiner Größe hatte ich sein Bewegungsverhalten deutlich unterschätzt. Blitzschnell drehte es sich zu

mir um und brachte mich mit einem gewaltigen Schlag auf den Boden zu Fall. Nun war es hinter mir her und packte mit seiner ekelhaften Klaue mein rechtes Bein!
„Argh! Lass… MICH LOS!“ Panisch zappelte ich mit beiden Beinen, um mich aus seinen Klauen befreien zu können, aber es war sinnlos. Gerade als es sich wieder aufstützen und mich mit der anderen Klaue packen wollte, stieß ich ihm das brennende Holzstück ins Gesicht. Mit einem tosenden, brüllenden Schrei ließ mich das Monster los, klein beigeben wollte es aber immernoch nicht. Nachdem es sich vor Schmerzen windete und das Holzstück mit einem beherzten Hieb wegschlug, nahm es erneut die Verfolgung auf allen Vieren auf. Jetzt steckte ich tief in Schwierigkeiten, schließlich schien der Stich in seinen Kopf nicht auszureichen, um es zu überwältigen. Ich musste mir also etwas Neues einfallen lassen, auch wenn es mir im Eifer des Gefechts schwer fiel, einen klaren Gedanken zu fassen. Schwer verletzt kroch es schnaubend wie ein Stier hinter mir her. Seine Fortbewegung glich der einer Spinne, was vor allem daran lag, dass seine Schultern über dem Kopf zusammengewachsen waren. Der Kopf war weit nach vorne gestreckt und das Gesicht blutete wie ein Wasserfall. Eine solche Ausgeburt der Hölle konnte man sich in seinen schrecklichsten Albträumen nicht vorstellen. Wenn ich nicht sofort gehandelt hätte, wäre mein Schicksal besiegelt gewesen. Also schnappte ich mir – ohne länger darüber nachzudenken – ein weiteres angespitztes brennendes Stück Holz aus dem Lagerfeuer, steckte es vor mir wie einen Pfahl fest schief in den lockeren Boden und verschränkte meine Arme vor meinem Gesicht. Dann nahm das Schicksal seinen Lauf. Der tosende Mutant kroch schnurstracks in den brennenden Pflock hinein, sodass sein Rumpf durch das Loch im Bauch von innen durchbohrt wurde.

Dann… war es plötzlich still. Konnte ich meine Augen wieder öffnen? War der Horror endlich vorbei? Das Monster stützte sich noch immer in der Horizontalen auf dem Boden ab, doch das letzte Stöhnen kündigte seinen Tod an, bis es letztendlich zu Boden sank und starb. Die innere Verletzung in seiner Bauchregion muss es niedergestreckt haben. Keuchend starrte ich auf den entstellten Kadaver und dachte darüber nach, wie knapp ich dem Tode entgangen war.

Es war wieder still geworden im Wald. Lediglich das lodernde Feuer und mein vor Erschöpfung strotzendes Schnaufen waren noch zu hören. Fix und fertig lag ich einsam neben diesem Feuer und starrte in die verwesten Baumkronen direkt über mir. Ich war so erschöpft, so kraftlos, dass mich meine Müdigkeit übermannte. Während mir die Augen zu fielen, hörte ich wieder das Heulen der Sirene in der Ferne. Es war vorbei, mir schwanden die Sinne.

An einem solchen Ort einfach einzuschlafen, war alles andere als sicher. Ich versuchte mit aller Kraft meine Augen offen zu halten, doch was war das? Mit dem Rücken auf dem Boden liegend blickte ich in die Baumkronen hinauf. Ich sah nur noch verschwommen, konnte aber erkennen, wie sich eine junge Frau über mich beugte, mir in die Augen blickte und „Danke…“ sagte.

Kapitel 6

Als ich wieder erwachte, hörte ich das Plätschern der Quelle. Hatte ich den Albtraum wirklich überstanden? War diese Begegnung mit dieser jungen Frau nun real oder lediglich eine weitere Vision? Könnte es Anna gewesen sein? Die Stimme wirkte zwar vertraut, aber Annas Stimme hätte ich doch sofort erkennen müssen. Nun gut, zumindest schien der Wald wieder zur „Normalität“ zurückgekehrt zu sein.
Die Nacht war vorüber, das Tageslicht erhellte die Tiefen des Waldes und erzeugte eine gar friedliche und nahezu idyllische Atmosphäre. Der Nebel lag zwar noch immer in der Luft, aber das beunruhigte mich keineswegs. Ich war glücklich, dass ich die Torturen der vergangenen Nacht überstanden hatte.
In der Ferne hörte ich noch immer das Rauschen eines Flusses. Womöglich würde ich nun einen Weg finden, der mich aus diesem Wald geleiten sollte. Es fühlte sich tatsächlich so an, als ob ich dort im Wald eine wichtige Aufgabe erfüllt hätte, auch wenn ich nicht genau erklären konnte wieso.

Es war wirklich sonderbar, dass mich trotz meiner noch immer hilflosen Situation so sicher und erleichtert fühlte, was aber in Relation zu dem Mist, den ich in der vergangenen Nacht erlebt hatte, auch nicht verwunderlich war. Da wusste man selbst einen unheilvollen und von Nebel durchfluteten Wald mit unbekannten Gefahren zu schätzen, verrückt.
Die Bäume ragten aus dem seichten Nebel, verdorrte Baumstümpfe schienen auf dem dichtem Nebel zu gleiten, als ob der ganze Wald in der Nebelflut versinken würde. So unheimlich es auch gewesen sein mochte, das Naturschauspiel verblüffte mich mit dieser umwerfenden Kulisse. Problematisch daran war, dass ich den Fußweg so gut wie gar nicht mehr erkennen konnte, aber ich war davon überzeugt, dass das Rauschen des Flusses mich schon durch das Dickicht des Waldes geleiten und mich hoffentlich aus den Tiefen des Waldes führen würde. Eine weitere Nacht in diesem Wald… Nein, das war nicht auszudenken.

Auf meinem Weg dachte ich zurückblickend an die vergangene Nacht. Viele Dinge waren vorgefallen, die sicherlich mehr oder weniger eine wichtige Bedeutung hatten. Dieser hilfsbereite alte Kauz im kleinen Wasserradhaus, der Grabstein dieses verstorbenen „Andrew“, der Junge an der kleinen Quelle, die Notizen aus dem Wald… Und sogar bei den Monstern hatte ich das Gefühl, dass mir eine Botschaft mitgeteilt werden sollte. Vielleicht würde ich bald weitere Hinweise erhalten, welche Rolle ich auf dieser Odyssee spielte.

Nach einem etwas längeren Fußmarsch erreichte ich endlich eine Brücke, die über einen strömenden Fluss führte. Zu meiner Linken befand sich eine kleine Holzhütte mit einem kleinen Fenster neben der Tür. Der Schauplatz wirkte idyllisch und entspannend auf mein Gemüt, sodass meine Vorliebe für die Natur des Waldes, trotz der abstoßenden Nacht, wieder zurückkehrte und ein leichtes Lächeln auf mein Gesicht zauberte. Der Fluss musste etwa zehn Meter breit gewesen sein, wohin mich die Brücke wohl führen sollte? Aber ich war neugierig, was im Inneren der Hütte auf mich wartete. Außerdem durfte ich mich vom bezaubernden Anblick nicht beirren lassen und musste stets auf das Schlimmste gefasst sein.
Im Innern der kleinen Hütte fand ich eine einfache, rein funktionalistische Kontrolleinrichtung vor, die sicher zur Überwachung des Areals diente. Auf dem Schreibtisch vor dem Fenster stand ein Namensschild mit der Aufschrift „Ranger Carrey“ und ein Wirrwarr an verstreuten Unterlagen, die ich sofort auf nützliche Hinweise hin überprüfte.
Auf den ersten Blick fiel mir ein bekannter Name auf. Ich fand weitere Seiten der Recherchen dieses Martin Sein, von dem ich bereits bei meiner Waldvisite einen Notizblock gefunden hatte:

„Eintrag vom 26. November

Ich befinde mich noch immer in den Wäldern von Silent Hill. Bei meinem Besuch im Wald stieß ich auf eine kleine Lagervorrichtung. Scheinbar wurde dort vor nicht allzu langer Zeit ein Lagerfeuer entfacht, worauf die noch frische Asche schließen ließ. Um das Lagerfeuer herum

waren okkulte Gegenstände verstreut. Ich vermute, dass dort eine Zeremonie stattgefunden hat. Den Utensilien nach zu urteilen, handelte es sich bei den Beteiligten um Anhänger einer alten Sekte, die sich zu Gründerzeiten der Stadt Silent Hill entwickelt hat. Es war eine religiöse Sekte, die sich in der Stadt ansiedelte und eine Kirche gründete, in der mysteriöse Zeremonien praktiziert wurden. Dieser Verband wurde von der Öffentlichkeit verachtet. Dennoch führte der Verband die Religion im Geheimen weiter.
Einer der Mitglieder, Jennifer Carroll wurde vom Volk wegen Hexerei zum Tode verurteilt. Aber man hat ihr zu Ehren ein Denkmal errichtet, das im Rosewater Park, südlich des Toluca Lake steht.
Darauf steht geschrieben:
"Was hier vorgefallen war, darf nicht in Vergessenheit geraten."
Man erzählt sich, dass diese Sekte noch immer aktiv sei.
Diese Stadt ist keine gewöhnliche Stadt. Seltsame Vorfälle prägten seither die Geschichte dieses Landes und viele glauben, dass die Götter noch immer über dieses, von den Siedlern entweihte Land wachen.
Ich werde auch weiterhin am Ball bleiben und Antworten auf meine Fragen suchen. Diese Stadt… Sie ist faszinierend. Ich glaube, dass sie… Dinge „sieht“ und in uns hineinsehen kann, ganz so, als wäre sie ein stetiger Begleiter. Ich weiß, wie verrückt das klingt. Dieses Gefühl umgibt mich seit ich hier bin, aber nicht jeder scheint diese „Präsenz“ wahrzunehmen, vielleicht ist auch nicht jeder dafür empfänglich.
Der Ranger war so freundlich, mir eine Bleibe für die Nacht zu gewähren. Im Wald hatte ich einen Teil meiner Ausrüstung verloren, aber das sollte mich nicht daran hindern, meine Reise fortzusetzen.“

Nachdem ich den Eintrag zu Ende gelesen hatte, musste ich an ein Gespräch denken, dass ich einst mit Anna führte. Es ging dabei um die Existenz Gottes und um das Leben nach dem Tod. Anna interessierte sich auch für paranormale Aktivitäten. Sie war der Ansicht, dass Energie nicht verloren ginge und ein Leben nach dem Tod höchstwahrscheinlich sei. Wenn sich ein Leben dem Ende zuneigte, würde entweder die Seele des Menschen weiter existieren oder die freigesetzte Energie würde in eine Art „Pool“ wandern, in der sie sich mit anderen Energiepartikeln zusammensetzen und in einem anderen Körper wiedergeboren werden

würde. So könnte man sich auch erklären, dass viele Menschen davon überzeugt seien, sie hätten gewisse Situationen auch bereits in einem früheren Leben erlebt. Ich finde diese Theorie, dieses Konzept von Wiedergeburt interessant, kann dem aber nicht viel abgewinnen, auch wenn niemand von uns jemals nachweislich herausfinden würde, ob es ein Leben nach dem Tod gibt oder nicht, geschweige denn, was eigentlich der Sinn des Lebens ist, zumindest im übergeordneten Sinne. Wie bereits erwähnt, glaubte ich an eine uns überlegenere „Kraft", die der Ursprung für den Anstoß sein musste, aber der Gedanke, dass wir nach dem Tode entweder im Paradies landeten oder schreiend zur Hölle fahren würden war in meinen Augen Humbug. Und am Ende kehren unsere Körper und alles, was damit verbunden ist auch nur wieder in den Kreislauf der Natur zurück. So trostlos das auch klingen mochte, diese eher wissenschaftliche Betrachtungsweise schien mir greifbarer und logischer zu sein, als dass nach unserem Tod unsere Seelen durch die Luft tanzten. Jeder sollte glauben woran er möchte, solange es andere nicht in ihrem Denken einschränkte. Und bei diesen Ritualen, von denen Martin Sein in seinen Unterlagen berichtete, schien das keine sonderlich weltoffene und ungefährliche Gemeinschaft zu sein, das bereitete mir tatsächlich Angst.

Versunken in meinen Tagträumen starrte ich auf den hölzernen Fußboden, schüttelte meinen Kopf und versuchte einen klaren Gedanken zu fassen. Dann wandte ich meinen Blick erneut auf den Schreibtisch des Waldaufsehers und entdeckte eine ältere Zeitung.

„Drogenfahndung eingestellt" lautete die Schlagzeile.
„Nach dem großen Brand im Westen Silent Hills, bei dem das Mädchen „Alessa Gillespie" fast ums Leben gekommen war, nahm der Drogenhandel unermessliche Formen an. Die Ermittlungen wurden eingestellt, weder Quelle noch Handeltreibende konnten ausfindig gemacht werden.
In Forschungslaboren wurde die Droge, die auch „PTV" genannt wird und sich schon seit längerer Zeit in Umlauf befindet, auf Wirkung und Zusammenstellung hin untersucht. Nachforschungen ergaben, dass „PTV" mit Hilfe der Pflanze „White Claudia" erzeugt wird. Bei der

Droge handelt es sich um ein weißes Pulver, das eine halluzinogene Wirkung verursacht und bei der Einnahme Halluzinationen und Bewusstlosigkeitszustände hervorruft.
Ob, und wie weit der Brand mit dem Drogenhandel in Verbindung steht, ist noch nicht klar."

„Ein Brand?" Der Zeitungsartikel verwirrte mich. Ich hatte keinerlei Vorstellung, was Drogen mit all dem zu tun haben könnten. Andererseits hatte ich vielleicht eine egozentrische Phase, in der ich alles zwanghaft deuten musste, was mir in die Finger fiel, aber… Was, wenn ich womöglich unter Drogen stand und daher all diese Dinge sah? Nein, ich glaube, dass keine Droge der Welt, solch einen Einfluss auf meine Wahrnehmung hätte.

Es war jedenfalls erstaunlich, welche Geheimnisse und Mysterien diese Stadt barg. Kein Wunder, dass Anna so darauf versessen war, diesen Ort zu besuchen. Vorletztes Jahr im Herbst war ich auf einer Messe in Richmond und verbrachte dort einige Tage bei meiner Familie. Anna und ich waren zu dieser Zeit zwei Monate zusammen. Da Anna unter anderem mit ihrer Ausbildung beschäftigt war, war es ihr leider nicht möglich, mich nach Richmond zu begleiten. Sie nutzte die Zeit und machte einen Ausflug nach Silent Hill, weil Silent Hill allgemein als Urlaubsort bekannt war und eine Menge Sehenswürdigkeiten zu bieten hatte. Anna erzählte mir nicht sonderlich viel von ihrem kleinen Ausflug. Der Toluca See schien es ihr sehr angetan zu haben. Sie muss allein am See eine Menge Zeit verbracht haben.
Als ich wieder zurück nach Greenwich kam, hatte ich irgendwie das Gefühl, dass mit Anna etwas nicht stimmte. Sie verhielt sich seltsam… Sie war nicht sehr kommunikativ und wechselte auch ständig das Thema, sobald ich sie auf den Aufenthalt in Silent Hill angesprochen hatte. Fotos hatte sie keine geschossen und so war das Gesprächsthema Silent Hill auch recht schnell vom Tisch, weil ich ihr auch von meinem Aufenthalt in Richmond erzählen sollte. Es war schade, dass sie mich nicht mit nach Hause begleitet hatte, denn meine Eltern hatten Anna sehr ins Herz geschlossen und ihre bezaubernde Anwesenheit sehr vermisst.

Das könnte auch der Grund gewesen sein, warum es mich in diese Stadt zog. Vielleicht war Anna dort in Silent Hill. Ich sollte es schon bald herausfinden, solange ich dem unscheinbaren roten Faden folgte, der mich durch die Umgebung dieser schauderhaften Stadts führte.

Während ich noch immer auf den Zeitungsartikel starrte, hörte ich aus der Ferne plötzlich eine tosende Stimme. „All das hier basiert auf einer Lüge! Du widerst mich an!“ Es war, als würde der Klang dieser Stimme durch den ganzen Wald hallen, unwirklich und dennoch real zugleich. Woher kam es?
Konsequent ließ ich die Zeitung fallen und verließ die Hütte am Fluss. Möglicherweise war es ein Überlebender, der sich genau wie ich auch durch fleischgewordenes Unheil kämpfen musste. Allerdings kam mir diese Stimme auch erschreckend bekannt vor. Konnte es sein, dass… Nein, das war Irrsinn. Jemand rief nach meiner Aufmerksamkeit.
Also zögerte ich nicht lange und überquerte die schmale Brücke, die über den idyllischen Fluss führte. Am anderen Ende der Brücke führte der Weg links einen Berg hinauf, weg vom leicht benebelten Fluss. Es überraschte mich noch immer, dass nicht einmal die Fauna in diesem Wald präsent war. Auch dort gab es weder Vogelgezwitscher, noch grasende Vierbeiner, die durch die Wälder tollten. Leider war auch vom Besitzer der hallenden Stimme weit und breit nichts zu sehen. Ob ich mir diese Stimme womöglich doch eingebildet hatte? Ein Zeichen war es alle Mal!
Wachsam stieg ich den Berg hinauf und beobachtete behutsam meine Umgebung. Der Nebel durchflutete das Gepränge des Waldes, die Luft war kühl und frisch und der Boden war mit heruntergefallen Blättern bedeckt. Hin und wieder trat ich bei meinem Aufstieg auf einen Ast und erschrak jedes Mal, weil ich an die Knochen aus dem Wald denken musste. Dieses kreisförmige Symbol auf dem Boden war äußerst bizarr. Ich fragte mich, welche Bedeutung es wohl hatte.

Links von mir befand sich der Abhang, von dem aus man auf den Fluss hinab sehen konnte. Das Rauschen des Flusses wirkte immerhin beruhigend auf mein Gemüt, auch wenn der Nebel ein unheimliches, mysteriöses Flair erzeugte.

Als ich an der oberen Ebene angekommen war, wurde der Pfad breiter, die Dichte des Waldes nahm ab, das Licht drang stärker durch die Baumkronen hindurch und die Sicht wurde mit jedem Schritt klarer. Die Aussicht zauberte ein leichtes Lächeln auf mein Gesicht. Ich war mir im Klaren darüber, dass ich den Wald bezwungen hatte und nicht länger ein Gefangener dieses Gehölzes sein würde.
Grinsend warf ich einen Blick zurück auf die Wälder und dachte mir, wie gut ich mich in den letzten Stunden geschlagen hatte. „Jetzt aber weg von hier!“ Zielstrebig folgte ich dem steinigen Weg und orientierte mich am Fluss, der noch immer zu meiner Linken lag und sich in den dichten Nebel schlängelte bis er verschwand. Das Sichthindernis durch den Nebel beunruhigte mich nach wie vor, weil er unzähligen Gefahren ebenso ein Versteck bieten konnte.

Da ich auf alles gefasst sein musste und stets meine Augen auf meine Umgebung richtete, fiel mir gar nicht auf, dass ich vom Weg abgekommen war. Der steinige Weg musste vor einer Weile abgezweigt sein, aber ich hielt es ohnehin für richtiger, mich am Verlauf des Flusses zu orientieren. Und schon nach ein paar Metern stieß ich auf einen weiteren Abhang, an dessen Fuß sich eine Straße erstreckte, möglicherweise eine Hauptstraße, an der ich ein Auto abfangen und die Insassen um Hilfe bitten konnte. Der Abhang war recht steil und rutschig. Wenn ich mir nicht auch noch die Knochen brechen wollte, musste ich bei meinem Abstieg vorsichtig sein. Doch wer hätte ahnen können, dass genau in diesem Augenblick von links ein PKW herannahen würde. „Oh mein Gott! HAAALT!“ Überrascht von dieser Fügung platzierte ich meinen Fuß am falschen Ort und rutschte den steilen Abhang hinab.
„VERDAMMT NOCH MAL!“ Bei dem Sturz kam es zu einer Schürfwunde am rechten Oberschenkel, glücklicherweise nicht weiter schlimm. Was mich aber sehr verärgerte, war die Tatsache, dass ich meine Chance verspielt und das Auto verpasst hatte. Es fuhr direkt vor meiner Nase an mir vorbei. „Ja klar, wirklich super!“, murmelte ich sarkastisch vor mich hin.
Grimmig stützte ich mich an dem Felsen hinter mir ab und erhob mich in die Vertikale.

Wenn ich mich wirklich in Silent Hill befand, dann müsste die Innenstadt dort in der Nähe gewesen sein. Optimismus war wirklich nicht so mein Ding, aber „die Hoffnung stirbt zuletzt“ wie man so schön sagte.

Erwartungsvoll lief ich zur Straßenplanke und hielt nach dem PKW Ausschau.
Wie erwartet war das Auto bereits nicht mehr in Sichtweite, was zum größten Teil aber auch an dem dichten Nebel lag. Vielleicht hatte ich es mir aber auch nur eingebildet. Zu meiner Linken war eine weitere Brücke zu sehen, die über den strömenden Fluss führte. Da der PKW jedoch in die andere Richtung fuhr, waren Fluss und Brücke für mich nicht länger von Interesse. Ich stieg über die Planke und folgte der Straße in Richtung des PKWs. Die Straße war trüb und leer, keine Menschenseele war in Sichtweite. Alles was ich hörte, waren meine Schritte auf dem harten Asphalt. Wenn ich Pech hatte, würde ich vielleicht weitere Stunden plan- und orientierungslos auf diesem Highway umherirren.
Zielstrebig lief ich mit meiner Taschenlampe die Straße entlang, in der Hoffnung, ein weiteres herannahendes Auto würde mich erkennen und aufgabeln.
Aber meinen bisherigen Erfahrungen nach zu urteilen, die ich auf dieser Reise gemacht hatte, war es wohl eher unwahrscheinlich zwei Autos hintereinander anzutreffen. Doch… Unglaublich, aber wahr, meine Vermutung wurde zugleich widerlegt, als ob das Schicksal sich über mich lustig machen würde. Aus dem Nichts raste doch tatsächlich ein LKW hupend direkt auf mich zu, um mich von der Straße zu scheuchen! Er war so schnell, dass es mir fast nicht möglich war, auszuweichen. Hastig stürzte ich mich auf die andere Straßenseite und entkam rechtzeitig der lebensbedrohlichen Gefahr.
„ARSCHLOCH!“, rief ich dem rasenden LKW-Fahrer hinterher, obwohl ihn an diesem Vorfall eigentlich keine Schuld traf. Die Straße schien doch belebter zu sein als ich dachte. „Da trifft man ewig keine Menschenseele und dann sowas. Gibt’s doch gar nicht! Und in beiden Fällen interessiert es keine Sau, dass ich hier bin.“, grummelte ich vor mich hin und schüttelte den Kopf.

Als der LKW im dichten Nebel verschwand, richtete ich mich auf und klopfte den Dreck von meinen Hosen ab. Dann stach mir sofort ein Straßenschild auf der rechten Seit des Highways ins Auge. „Willkommen in South Vale – Stadtteil von Silent Hill“. Hoffnungsvoll atmete ich auf und bereitete mich seelisch auf das vor, was mich in der Innenstadt erwarten würde. In der Hoffnung, auf der anderen Straßenseite ebenfalls ein Schild zu finden, schaute ich mich um, entdeckte aber lediglich eine Werbetafel, die hinter einem größeren Busch zum Vorschein kam. „Lakeview Hotel“. Ein prächtiges Gebäude zierte die Werbetafel. Das Plakat war an einer Ecke etwas angekokelt, aber sonst war nichts Auffälliges zu entdecken. Ich setzte meinen Weg auf der rechten Straßenseite fort, um einer weiteren Gefahr, wie ich sie Sekunden zuvor erlebt hatte, aus dem Weg zu gehen.
Einige Meter weiter entfernt stand eine weitere Werbetafel am Straßenrand. Darauf war eine Frau und die Aufschrift „Heaven’s night“ zu erkennen, wohl ein Nachtclub in der Nähe. Aber so etwas hatte ich noch nie nötig, schon gar nicht bei einer so reizenden, blendenden Schönheit wie Anna sie war, mal abgesehen davon, dass ich gerade sowieso wesentlich Besseres zu tun hatte… Außerdem war ich ziemlich sicher, dass ich in diesem Club KEINE entblößten, tanzenden Frauen zu Gesicht bekommen würde.
Demnach verschwendete ich keine weiteren Gedanken an die Reklametafel und widmete mich wieder meiner schauerlichen Reise durch die Stadt Silent Hill.

Die Einsamkeit war nicht auszuhalten. Wann würde ich endlich auf einen Leidensgenossen treffen? Oder war es meine Bestimmung, diesen Wahnsinn alleine zu durchleben? Noch nie zuvor hatte ich so dichten Nebel gesehen. Die Straße schien ins Nichts zu führen. Ich fühlte mich unsicher ohne eine geladene Pistole. Das gesamte Magazin hatte ich dort im Wald verschossen. Immerhin hatte ich noch den Jagnicker dabei und hielt ihn und die Taschenlampe in meinen Händen und lief auf dem grauen Asphalt des Highways entlang, bis ich dann letztendlich auf der linken Straßenseite ein Gebäude mit einem Parkplatz entdeckte. Ein

Schild am Eingang des Gebäudes verriet den Namen der Einrichtung: „Silent Hill Historical Society“
Hierbei handelte es sich wohl um einen Geschichtsforschungsverein, der sich mit den vergangenen Ereignissen der Stadt beschäftigte. Vielleicht konnte ich dort Näheres über die Stadt und meine Situation erfahren.
Als ich mich der Tür näherte, hörte ich Stimmen im Innern des Gebäudes. „Oh bitte lass’ es keine Einbildung sein.“ Langsam öffnete ich die morsche, quietschende Tür und leuchtete mit meiner Taschenlampe den Raum ab. Der Raum war völlig abgedunkelt und von Menschen gab es keine Spur. „Wer hätte es gedacht…“, seufzte ich sarkastisch vor mich hin und betrat das ominöse Gebäude. Der Lichtschalter zur Linken der Eingangstür funktionierte natürlich nicht, aber das hinderte mich nicht daran, das Interieur auf nützliche Gegenstände und Informationen hin zu untersuchen.
Zu meiner Linken stand ein Tresen, der wohl dazu diente, die Gäste zu empfangen, ihre Personalien aufzunehmen und den Gastbereich vom Archiv abzutrennen. In der Glasvitrine des Tresens lag ein Zeitungsartikel, aber der Inhalt des Textes schien keine besondere Bedeutung für mich zu haben:

„Große Jubiläumsfeier des Geschichtsforschungsvereins!

Am 15. des Monats feierte die „Silent Hill Historical Society“ ihr großes Jubiläum und bot ihren Mitgliedern und Gästen eine informative und unterhaltsame Veranstaltung zur Geschichte Silent Hills.
Auch die junge Gesellschaft beteiligte sich an der Gestaltung der Feier und unterhielt die anwesende Gemeinde mit Erzählungen und Legenden, die die Geschichte Silent Hills prägten und am Leben erhielten. Darüber hinaus…“

„Bla bla bla…“ Der Rest des Artikels war ebenso wenig interessant und aufschlussreich, sodass ich das meiste überflog und letztendlich auf eine kleine Namensliste traf, in der die Mäzene der Veranstaltung aufgelistet waren:
„Toby Archbolt – Große Unterstützung in der Finanzierung“
„Charles McKay – Stifter weiterer Gelder für die Veranstaltung“

„Michael Cassidy – Bereitstellung von Requisiten für die Vorstellung; Planung des Konzepts für die Feier“
„Sarah Cunningham – Bereitstellung von Requisiten für die Vorstellung; Planung des Konzepts für die Feier“
„Sharon Blake – Bereitstellung von Kuchen und Salaten für die Festlichkeit“
„Sandra Locaine – Bereitstellung von Getränken und Süßigkeiten für die Festlichkeit“
„Brittany Darson, Billy Locaine, Miriam Locaine, Embra Neals, Darrel Hardy – Kleines Kindertheater über den Einzug der Siedler in Silent Hill“
„Die Mitglieder des Vereins…“

„Nette Sache“, dachte ich mir und wandte mich erneut meinen Nachforschungen in der Institution zu. An den Wänden hingen Urkunden, Fotos und andere Schriften, die keine Bedeutung für mich hatten, also wandte ich mich der größeren Tür gegenüber des Eingangs zu, die mich in eine kleine Galerie führte. In der Mitte des Raums stand eine Vitrine mit weiteren Büchern und Errungenschaften, die die Geschichte der Stadt betrafen. Was mich weitaus mehr interessierte, waren die Gemälde, die an den Wänden zu sehen waren. „Uferlandschaft“ Auf dem Gemälde war ein idyllischer See zu sehen, an dessen Steg ein kleines Boot anlegte. Im Hintergrund konnte man prächtige Wälder und bezaubernde Blumenwiesen erkennen, ebenso eine Kirche mitten auf dem Wasser. Ich verstand ein bisschen was von Kunstgeschichte, aber in Sachen Praxis war Kunst in der Schule wohl meine größte Schwäche, was man insbesondere meinen „Werken“ ansehen konnte. Aber das hieß noch lange nicht, dass ich mich nicht für Kunst interessierte. Ich wurde vielleicht nicht mit dem Pinsel in der Hand geboren, aber dennoch konnte ich anhand des Gemäldes erkennen, dass der Stil auf die Entstehung im 19. Jahrhundert zurückzuführen war.

Direkt daneben war ein Bild eines größeren Gebäudes zu sehen. Laut dem Informationsschildchen handelte es sich dabei um ein Krankenhaus, das in der Zeit des Bürgerkriegs errichtet wurde. Dann fiel mein Blick auf das Gemälde am anderen Ende des Raums, zur Linken des Eingangs.

Auf dem Bild waren grob zwei konturschwache Figuren zu erkennen, die mit ihrer Umgebung zu verschmelzen schienen und daher nur schwer zu erkennen waren. Das Werk hatte einen expressionistischen Charakter, die Farben waren sehr ausdrucksstark und intensiv, vorwiegend warme Farben wurden eingesetzt. Die linke Person, vermutlich eine Frau, lag auf dem Boden, ihre Augen bluteten. Unmittelbar darüber stand eine weitere Figur mit weit aufgerissenen Augen und hoch erhobenen Armen. In dem ganzen Gemälde fehlte die Struktur, die Räumlichkeit und Stofflichkeit, was dem Werk vermutlich einen noch stärkeren Ausdruck verleihen sollte. Der Anblick des Bildes verstörte mich. In meinen Augen war diese Art von Expressionismus auch keine Kunst, sondern eher eine Ausrede dafür, dass man nicht richtig zeichnen konnte. „Fügung“ war der Titel des Gemäldes. Meiner Meinung nach passte der Titel nicht wirklich und diente lediglich dazu, den Betrachter zu beschäftigen und dessen Zeit zu verschwenden.
Als nächstes wartete der Raum zur Rechten der Tür darauf von mir erforscht zu werden. Die Tür knarrte, wie auch die Eingangstür, in einem alten morschen, quietschenden Ton. Dahinter verbarg sich ein kleinerer Raum als der zuvor. Mein Blick fiel sofort auf die linke Wand, auf der groß und leserlich mit Handschrift geschrieben stand:

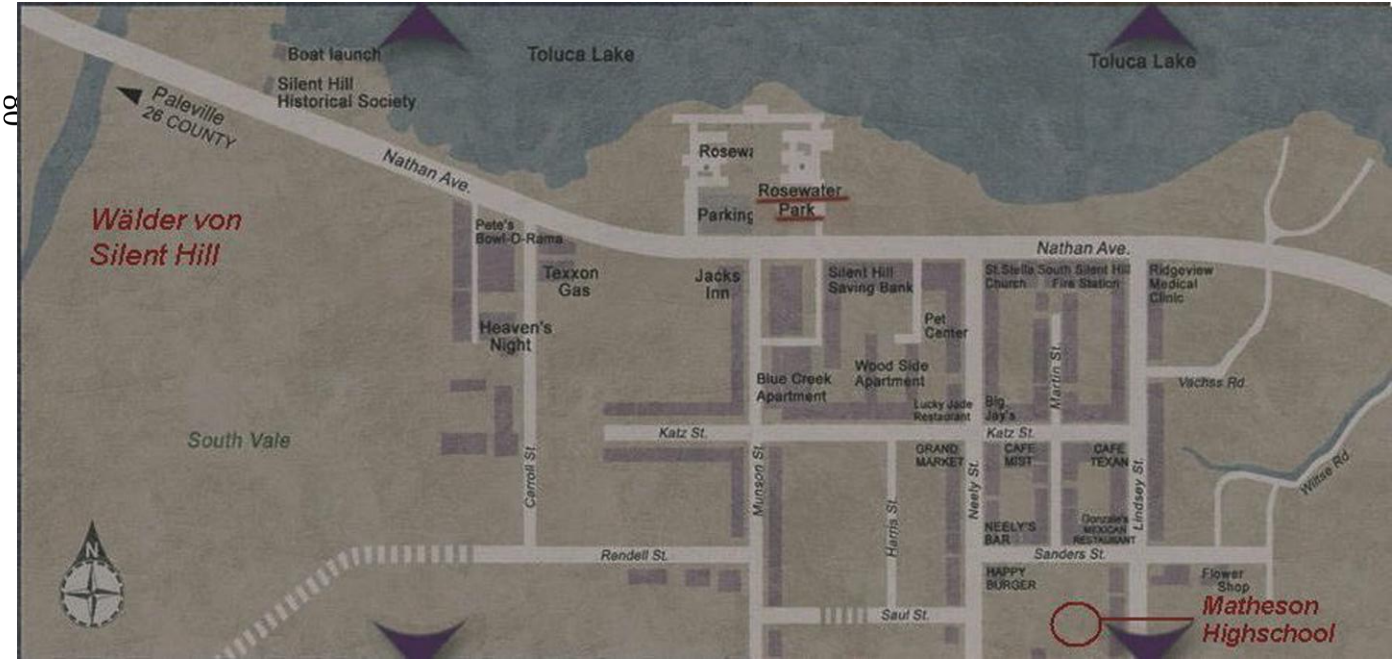
„Nichts ist, wie es zu sein scheint. Warum verleugnet ihr den Ort unsäglichen Leids und die Pest, die unter der Oberfläche dieses heiligen Landes liegt? Warum verleugnet ihr die Folgen des Unheils, das ihr mit euren blutbefleckten Händen angerichtet habt? Warum ignoriert ihr die Schreie, die sich zwecklos an euren nichtvorhandenen Menschenverstand richten? Die Zeit wird kommen, in der sich die Unterwelt aus ihrer Gefangenschaft erhebt und die Herrschaft Gottes zu Gunsten einer neuen Welt heraufbeschwört. Die Zeit ist reif!“

Der Text an der Wand jagte mir tatsächlich einen kleinen Schauer über den Rücken, schließlich hatte ich kurz zuvor mehrere Stimmen von der Eingangstür aus wahrgenommen. In der Mitte stand eine weitere Vitrine mit verschiedenen Schmuckstücken, unter anderem ein edler Becher aus Obsidian, eine zerbrochene Porzellanmaske und eine Perlenkette. In der Ecke zur Linken der Botschaft auf der Wand befand sich ein

Bücherregal, das literarische Werke und Geschichtsbücher beinhaltete. Auf der Ablage des Regals war auch bereits ein Buch aufgeschlagen:

„Geister
Wie kommt es zu Geistererscheinungen? Sind sie auf die Erde zurückkehrende Gespenster? Die Fortschritte der Parapsychologie haben uns den Antworten zahlreicher Fragen in einigen Aspekten näher gebracht. Wir fassen nicht die Möglichkeit ins Auge, dass es vielleicht mehr Dinge zwischen Himmel und Erde gibt, als wir wissen, oder die etablierten Wissenschaften akzeptieren.
Es gibt Geister, die an bestimmten Orten spuken. Sie können "ortszentriert" sein, im Gegensatz zu "personzentrierten" Geistern, die keine Angst erzeugen und keinen bewussten Schaden anrichten. Dann gibt es noch Geister von Toten, die einige Zeit nach dem Tod der Person in Erscheinung treten. Des Weiteren gibt es Geistererscheinungen, bei denen ein Mensch in Erscheinung tritt, in dessen Leben im gleichen Augenblick ein schwerwiegendes Erlebnis stattgefunden hat. Dabei kann es sich um ein traumatisches Erlebnis handeln, eine tödliche Krankheit, ein mysteriöser oder gar tragischer Unfall und ebenso ein Suizidereignis. Oft glauben die Anhänger eines Toten, dass der Geist möglicherweise wegen einer unvollendeten Aufgabe oder Strafe in seiner irdischen Umgebung gefangen sei. Viele Parapsychologen neigen auch zu der Theorie, dass Geisterphänomene in Erscheinung treten, weil eine Gewalttat verübt wurde oder starke Emotionen zum Ausbruch gekommen waren.“

Ein interessanter Artikel wie ich fand und vielleicht eine Anspielung darauf, was mich in einer „Geisterstadt“ noch erwarten würde.
Als ich das Buch zusammenklappte, entdeckte ich eine Karte, die mir auf der Suche nach der Wahrheit noch große Dienste erweisen sollte. Es war die Karte von South Vale, dem südlichen Stadtteil von Silent Hill. Aber das war nicht alles, denn auf der Karte waren einige Orte markiert, an denen ich mich sicherlich orientieren konnte und sollte, unter anderem der Rosewater Park. Eine große Markierung kennzeichnete die „Matheson Highschool“ im südlichen Teil der Lindsey Street, im Osten von South Vale.


Boat launch
Toluca Lake
Toluca Lake
Silent Hill
Historical Society
Paleville
26 COUNTY
Nathan Ave.
Rosewa
Rosewater
Park
Parking
Wälder von
Silent Hill
Pete's
Bowl-O-Rama
Texxon
Gas
Jacks
Inn
Silent Hill
Saving Bank
St.Stella
Church
South Silent Hill
Fire Station
Ridgeview
Medical
Clinic
Nathan Ave.
Heaven's
Night
Pet
Center
Blue Creek
Apartment
Wood Side
Apartment
Lucky Jade
Restaurant
Big
Jay's
Martin St.
Vachss Rd
South Vale
Katz St.
Katz St.
Carroll St.
Munson St.
GRAND
MARKET
Neely St.
CAFE
MIST
CAFE
TEXAN
Lindsey St.
Willse Rd
NEELY'S
BAR
Gonzale's
MEXICAN
RESTAURANT
Rendell St.
Harris St.
Sanders St.
HAPPY
BURGER
Flower
Shop
Saul St.
Matheson
Highschool
N

Kapitel 7

Weiteres gab es im Geschichtsforschungsverein nicht zu tun. Ich hatte einen Anhaltspunkt, eine Karte, die mich womöglich zu weiteren Antworten führen sollte. Wissbegierig begab ich mich zur Eingangstür der Institution und steuerte mein neues Ziel an, den Rosewater Park. Dem Stadtplan nach zu urteilen, befand ich mich auf der Nathan Avenue, einer Hauptstraße, die die beiden Stadtteile miteinander verband. Würde ich der Straße Richtung Osten folgen, würde ich schon bald an meinem Ziel ankommen.
Also setzte ich meinen Weg auf der endlos erscheinenden Nathan Avenue fort und versank unterdessen in meinen Gedanken.
Der Besuch im Geschichtsforschungsverein erinnerte mich wieder daran, wie sehr Anna Kinder liebte. Vermutlich war es dieser Artikel über das Fest, der mich auf diesen Gedanken brachte.
Anna erzählte mir so oft von ihrem Aufenthalt in der Kindertagesstätte, davon wie sehr sie die Gegenwart der kleinen Racker genoss, gute und schlechte Zeiten mit ihnen erlebte und wie gerne sie eigene Kinder haben wollte, sobald sie dazu bereit war. Aber wenn ich genau darüber nachdachte, wirkte sie dabei oft auch ein wenig wehmütig und besorgt. Ihre Hingabe zu Kindern schien doch sehr intensiv zu sein, als ob sie selbst gerne stets die volle Verantwortung für die Kinder übernommen hätte. Auch sonst wirkten ihre Launen etwas widersprüchlich und das war auch bei vielen weiteren Themen der Fall. Immer schien sie irgendetwas zu bedrücken. Ja… Es war manchmal nicht leicht mit ihr. Aber ich merkte, wie sehr sie sich darum bemühte, dass mir ihre Bürden nicht zur Last fallen würden, aber selbst ein Blinder hätte gemerkt, dass ihr diese Sorgen schwer zu schaffen machten. Unzählige Male hatte ich sie gefragt, was ihr solch große Sorgen bereitete, aber jedes Mal fand sie einen Weg, meinen Fragen auszuweichen oder mir eine Notlüge aufzutischen. Dabei war es offensichtlich, dass es sich dabei um Ausreden handelte, um meine Sorge zu mildern oder der Wahrheit aus dem Weg zu gehen. Warum nur Anna? Sie wusste, dass sie mir alles

sagen konnte. Immerfort hatte ich das Gefühl, dass alle ihre Sorgen miteinander in Verbindung standen. Und ich konnte sicher sein, dass Anna nicht wegen jedem Mist einen Aufstand machen würde. Sie war eine empfindliche, sensible Persönlichkeit, aber sie wusste, worauf es im Leben ankam. Sie wusste, dass es keinen Sinn machte, sich wegen belanglosen Angelegenheiten den Kopf zu zerbrechen. Anna war wertebewusst und scharfsinnig. Oft regte sie sich darüber auf, wie leichtsinnig die Menschen mit ihrem Leben umgingen und dass sie vieles nicht zu schätzen wüssten.
Was diese Ansicht betraf, gab ich ihr Recht, aber es machte keinen Sinn sich darüber aufzuregen, weil man es ja doch nicht ändern konnte. Jeder war für sein eigenes Leben verantwortlich und tat das, was er für richtig hielt. Aber Anna konnte kein Verständnis für solche Menschen aufbringen. Es brachte sie geradezu in Rage, als ob sie die Menschen darum beneidet hätte, dass sie ihr Hab und Gut nicht zu schätzen wüssten. Anna war mir manchmal echt ein Rätsel.

Nach einigen Minuten erreichte ich endlich South Vale und somit die ersten Institutionen der Stadt, allerdings machte es ganz und gar nicht den Eindruck, als würde ich dort auf ein geselliges und lebhaftes Stadtleben treffen. Auch dort war weit und breit keine Menschenseele zu sehen, geschweige denn zu hören. Zu meiner Rechten befand sich ein Bowlingcenter namens „Pete's Bowlorama", aber ich machte mir keine großen Hoffnungen, dort auf weitere Menschen zu treffen. Abgesehen davon, dass ich durch die aschfahlen Fenster des Betriebs niemanden sehen konnte, ließ sich die Tür zum Gebäude nicht einmal öffnen. Wenig überrascht schüttelte ich den Kopf, zumal ich bereits eine Vorahnung hatte, dass ich auch in diesem Teil der Stadt auf keine Unterstützung hoffen konnte. Das noch immer trübe und graue Himmelszelt, gepaart mit dem seichten Nebel auf den Straßen erzeugte eine trost- und hoffnungslose Atmosphäre. Meine Sehnsucht, mit anderen Menschen ins Gespräch zu kommen und sich nicht einsam und verlassen zu fühlen, stieg ins Unermessliche. Ich hätte mich sogar darüber gefreut, mich mit anderen Fahrgästen im Bus um einen Sitzplatz zu streiten. Selbst das Gerangel in der U-Bahn und das damit verbundene „Sardinenbüchsen-Feeling" wären mir alle Male lieber

gewesen. Niedergeschlagen schleppte ich mich also zurück zur Straße und hielt Ausschau nach weiteren Gebäuden. Bereits ein paar Schritte weiter fiel mein Blick auf die „Texxon-Gas“ – Tankstelle, der ich zunächst keine weitere Aufmerksamkeit schenken wollte, doch dann hörte ich ein klapperndes Geräusch. Es kam aus der Nähe der Zapfsäulen von der Tankstelle. Bis zu diesem Zeitpunkt hatte ich bereits eine Menge kurioser Situationen erlebt und musste daher stets auf der Hut sein. Konsequent zog ich meinen Jagdnicker, in der Hoffnung ihn nicht benutzen zu müssen, und näherte mich wachsam der Tankstelle. Bereits nach wenigen Schritten bemerkte ich eine Zeichnung auf dem Boden, einen Pfeil, der meine Aufmerksamkeit auf eine Sammelbriefkastenbox am Gebäude lenken sollte. Einer der Briefkästen war geöffnet und beherbergte einen Stapel von Briefumschlägen, die allesamt mit den gleichen Adressen versehen waren.

„Absender: Anna Mitchel, Midwich Street 9, Silent Hill
Empfänger: Mathew Patrick, Katz Street 17, Silent Hill – South Vale“

Fassungslos hielt ich den Umschlag in meinen Händen und konnte nicht glauben, was ich da sah. Anna zog vor zwei Jahren nach Charleston, wo ich sie dann auch kennen gelernt hatte. Allerdings erzählte sie mir, dass sie vor ihrem Umzug ausschließlich in Fairmont lebte. Entweder lebten Freunde oder Verwandte von Anna hier in Silent Hill, oder… sie hatte mich angeschwindelt. Aber aus welchem Grund sollte sie so etwas tun? Und wer war dieser Mathew Patrick? Dann kam mir ein unangenehmer Gedanke in den Sinn. Vielleicht führte sie eine Affäre mit diesem Mathew. Vielleicht traf sie sich mit ihm, als ich vor rund zwei Jahren meine Familie in Richmond besuchte.
Es betrübte mich sehr, über diese Möglichkeit nachzudenken, zumal ich der Meinung war, Anna zu kennen. Niemals hätte sie mich betrogen, ich konnte ihr immer Vertrauen schenken. Außerdem liebte sie mich heiß und innig, es war einfach zu abstrus.
Bei diesem Fund handelte es sich eindeutig um einen weiteren Hinweis. Nun kannte ich die Adresse dieses Mathews, und laut Karte war ich auch nicht weit von seinem Wohnort entfernt, also grübelte ich nicht lange und machte mich auf den Weg zur Katz Street.

Auf dem Weg dorthin ließ mich der Gedanke nicht los, dass Anna all die Zeit ein falsches Spiel mit mir getrieben haben könnte. Hatte ich sie etwa falsch eingeschätzt? Niemals hatte ich nur einen Gedanken daran verschwendet, dass Anna mich betrügen würde. Vielleicht hatte sie mir nur etwas verheimlicht, vielleicht irrte ich mich ja auch. Vielleicht war es meine Gutgläubigkeit, aber ich war felsenfest davon überzeugt, dass es eine vernünftige Erklärung für diese Angelegenheit geben musste.

Schon bald erreichte ich die Abzweigung zur Munson Street, die mich zur Katz Street geleiten würde, aber auch dort machte mir die Stadt einen Strich durch die Rechnung. Ein riesiger Abgrund blockierte die Munson Street, als ob ein Meteorit die Straße zerschmettert hätte. „Was soll das denn schon wieder?“ Verblüfft starrte ich den scheinbar endlosen und nebeldurchfluteten Abhang hinunter und überlegte, was diese Straße zerstört haben könnte. So etwas sah man schließlich auch nicht alle Tage. Die Straße führte senkrecht in einen augenscheinlich endlosen Abgrund hinab, selbst die Laternenmasten bogen sich dort hinab. „Was um alles in der Welt…“ Es war, als ob sich vor mir und der Wahrheit ein riesiges Erdloch aufgetan hätte. War es noch nicht meine Bestimmung an der mir vorliegenden Adresse die Wahrheit zu ergründen? War das einmal mehr ein abstrakter Hinweis, dass ich dort noch nichts zu suchen hatte? Stutzig und ehrfürchtig vor der endlos erscheinenden Tiefe des Grabens trat ich einige Schritte zurück, in der Angst, dass mich die ominöse Schlucht verschlucken könnte, selbst die angrenzenden Häuser rechts und links am Straßenrand waren teilweise eingestürzt und machten es unmöglich, den Abgrund über ein angrenzendes Grundstück zu umgehen. Der Zugang zur Katz Street blieb mir also verwehrt, es gab keine Chance, Mehr und mehr hatte ich das Gefühl, dass die Aura der Stadt einen Weg für mich vorhergesehen hatte, als ob ich einem roten Faden folgen sollte, den die Stadt selbst für mich auslegte, ganz so wie auch Martin Sein es in seiner Notiz schilderte. Beängstigt fügte ich mich der unheilvollen Gewalt der Stadt und folgte dem Weg, den ich vor meiner Entdeckung an der Tankstelle einschlagen wollte: Dem Weg in den Rosewater Park.
Direkt an der Einmündung zur Munson Street befand sich auch schon der Parkplatz des Rosewater Parks. Gerade, als ich mich auf den Weg

dorthin machen wollte, ertönte aus heiterem Himmel plötzlich eine singende Stimme in der Ferne! Ich hatte ja alles erwartet, aber nicht das. Diese Stimme… Sie kam direkt aus dem Park am Toluca See! Ich kürzte meinen Weg über den Parkplatz ab und erreichte nur wenige Momente später die ersten Parkterrassen, die über mehrere Treppenstufen miteinander verbunden waren und sich weiter nach unten – Richtung See – erstreckten.
Hoffnungsfreudig eilte ich in den Park und folgte dem bezaubernden Gesang, der mir sehr bekannt vorkam, vorbei an den nebeldurchfluteten Gärten des Parks, klassischen Terrassen und zahlreichen Kalksteindenkmälern- und Statuen. Ich war so zügig, dass ich meiner Umgebung nur wenig Beachtung schenkte, was in Anbetracht der Bedrohungslage ein Unding war, zumal es genauso gut auch eine Falle hätte gewesen sein können. In meiner überschwänglichen Freude und Hoffnung vergaß ich leider zu oft die essentiellen Grundsätze umsichtigen und vorausschauenden Verhaltens. Daraus sollte ich später noch lernen.
Je näher ich der Quelle des betörenden und anmutigen Gesangs kam, desto mehr wurde mir klar, dass es sich bei dem lieblichen Gesang um die Stimme von Anna handelte.
Sie hatte eine wundervolle Stimme, so klar und rein, so besänftigend und angenehm wohlig. Ihre Stimme war wie Balsam für meine Seele.
An meinem letzten Geburtstag sang Anna ein Lied für mich, das sie selbst geschrieben hatte. Noch nie zuvor war ich so reichlich beschenkt worden wie von ihr. Sie hatte sich immer so viel Mühe gegeben, mich restlos glücklich zu machen. Ihre Kreativität war großartig und zwar in jederlei Hinsicht, sei es in der Kunst, in der Musik, in der Liebe… Immer hatte sie ein Händchen dafür, zu zeigen, wie viel Liebe sie in ihre Werke gesteckt hatte und wie viel ich ihr wert war.
Im Zusammenhang damit ist es erwähnenswert, dass Anna einen Hang zum Perfektionismus hatte. Immer gab es etwas, was sie an ihrer Kunst bemängeln oder kritisieren konnte. Und gerade in der Liebe bestand sie darauf, dass alles ihren Vorstellungen entsprach. Ich sollte glücklich sein, an nichts sollte es mir fehlen. Sie war so selbstlos und aufopfernd und strebte immer nach dem Wohl ihrer Mitmenschen, nach Anerkennung und Liebe.

Es war, als ob der Gesang meine Sinne trübte. Ich hatte noch nicht einmal bemerkt, dass meine Augen geschlossen waren. Verträumt öffnete ich meine Augen und sah mich um. Der Park war, wie nicht anders zu erwarten, noch immer in dichten Nebel gehüllt. Trotzdem war der idyllische Zauber allgegenwärtig, obwohl aufgrund der Wetterverhältnisse alles eher fad, staubig und grau wirkte. Als ich unten am See ankam, erblickte ich die lange Promenade, die einen ausgezeichneten Ausblick auf den Toluca-See ermöglichte. Die Luft war frisch und rein und über das Geländer hinweg sah man das beruhigende, stille Gewässer des Toluca Sees, das in den Nebelschwaden wie eine grau asphaltierte Fläche wirkte.
Dann entdeckte ich eine Gestalt neben einer Parkbank, die sich an das Geländer vor dem See lehnte. Sie war der Quell des anmutigen Gesangs, der den Park in eine bezaubernde Atmosphäre hüllte. Doch anhand ihrer Silhouette erkannte ich, dass es sich nicht um Anna handeln konnte. Eine Erkenntnis, die mich misstrauisch machte, schließlich war mir Annas Gesang so vertraut und zugegen, handelte es sich tatsächlich um eine Falle, in die ich blind vor Sehnsucht hineingetappt war? Als ich mich der Person näherte, verstummte ihr Gesang. Einen kurzen Moment später verblasste die Silhouette der geheimnisvollen Gestalt. Sie war weg, einfach weg, als wäre sie nie da gewesen. Anstelle ihrer Anwesenheit entdeckte ich auf der Parkbank eine Buchseite. Es war… Es war wahrhaftig eine Seite aus Annas Tagebuch! Aber wie um alles in der Welt kam diese Seite dorthin? Neugierig riss ich die Seite an mich und las wissensdurstig die geschriebenen Worte:

„Eintrag vom 26. April

Lange habe ich darauf gewartet, wieder an diesen Ort zurückzukehren. Der Tag ist gekommen, an dem ich Silent Hill besuche.
Auch wenn diese Stadt ihr friedliches und idyllisches Flair hat, so übermannt mich dennoch ein Gefühl des Unbehagens. Es war eine schwere Zeit für mich, eine Zeit, in der mich schreckliche Gefühle und Schmerzen plagten.
Nie werde ich die Jahre vergessen, die mein Wesen so nachhaltig geprägt und mich zu dem gemacht haben, was ich jetzt bin.

Nun sitze ich hier, ganz allein… und denke darüber nach, wie qualvoll es manchmal war, mich Tag für Tag durch dieses Leben zu kämpfen. Ich bin eine Fremde und dennoch lassen sich die Wurzeln meines Leids von diesem Ort nicht lösen. Das ist wahrscheinlich auch der Grund, warum es mir missfällt, mich in dieser Stadt aufzuhalten, die mich an diese wehmütigen Tage erinnert. Aber ich musste hierher kommen, auch wenn ich diesen Lebensabschnitt einfach nur verdrängen und hinter mir lassen möchte.
Der See hatte schon immer eine besänftigende Wirkung auf mich. Wie oft ich hier wohl schon saß? Es ist einfach schön, hier zu sitzen, meine Augen zu schließen, zu spüren, wie der Wind mein Gesicht streichelt, wie das Rauschen der Baumkronen meine Ohren verwöhnt, das Zwitschern der Vögel… Ich habe das Gefühl, als ob ich eins mit der Natur sei, als sei ich ein Teil des Ganzen.
Wenn ich die Vögel beobachte, denke ich mir, wie schön es wäre, frei wie ein Vogel durch die Lüfte gleiten zu können, frei von Sorgen zu sein, keine Pflichten zu haben und vor allen Problemen davon fliegen zu können.
Aber nein, denn wie heißt es so schön: „Man soll vor seinen Problemen nicht davon laufen!“ Worte und altkluge Weisheiten, die mir einfach zum Hals raushängen. In meinen Augen sind das alles Schwätzer, die selbst keine schwerwiegenden Probleme haben, dann aber großkotzig, altkluge Töne spucken, um zu zeigen, wie „reif“, „erfahren“ und „weise“ sie doch wären.
Es gibt nun mal Dinge, die man nicht ändern kann. Und es gibt Dinge, mit denen man nicht leben kann.
Aber die Menschen sind nun mal engstirnig und oberflächlich. „Ich hab total trockenes Haar!“, „Anna, hast du auch manchmal das Problem, dass deine Fingernägel abbrechen? Ich weiß gar nicht, was ich dagegen tun soll!“ Bedeutungsloses Geschwätz, das mich zur Weißglut treibt. Solchen Leuten sollte man in den Arsch treten! Es gibt wirklich ernsthaftere, schwerwiegendere Probleme im Leben und dann haben solche Menschen nichts Besseres zu tun, als sich über einen Pickel auf der Fresse aufzuregen. Es ist so unfair! Warum gibt es keine Gerechtigkeit?

Auch wenn es mir sehr schlecht geht, weiß ich dennoch, dass es Menschen gibt, denen es weitaus schlimmer ergeht als mir. Menschen, die sich darüber freuen, wenn sie Brot und Wasser haben; Menschen, die keine Bildung genießen durften; Menschen, die so krank sind, dass sie noch nicht einmal in der Lage sind, das Wunder der Natur so hautnah erleben zu dürfen wie ich hier, jetzt zu diesem Zeitpunkt in diesem Park. Mir mag es jetzt endlich gesundheitlich besser gehen und dafür bin ich auch dankbar, aber… Naja, das übliche Gejammer wie auf jeder Seite dieses Tagebuchs, in den ich diesen ganzen Mist hineinschreibe.
Gordon, was er jetzt wohl gerade macht? Er verbringt seine Zeit mit seiner liebevollen Familie. Und ich… Niemand versteht mich. Es gibt niemanden, an den ich mich wenden könnte. Ich habe keine Familie. Vielleicht bin ich ein neiderfüllter Mensch, aber ich bin nicht der Ansicht, dass mein Verhalten unbegründet und ungerechtfertigt ist. Ich werde mich wohl daran gewöhnen müssen, dass das Leben ungerecht und traurig ist. Nicht jeder hat das Glück, eine Familie zu haben, von der man geliebt wird, das Glück, ein glückliches Leben führen zu können, das man eigentlich verdient hätte.
Aber ich habe etwas, was mich wahrhaftig glücklich macht. Gordon, mein geliebter Freund, der mich inbrünstig liebt und zu schätzen weiß. Ein intelligenter, wertebewusster und liebevoller Mann, der sich der gesellschaftlichen Missstände bewusst ist und auf dem Boden geblieben ist, Höflichkeit kennt und weiß, wie man empathisch auf seine Mitmenschen zuzugehen hat. Meine ganze Hoffnung liegt auf dir mein Schatz, auch wenn ich fürchten muss, dich zu verlieren. Aber wenn ich weiß, dass du glücklich bist, dann bin ich es auch, auch wenn ich nicht mehr Teil deines Lebens sein könnte.
Du liebst mich, aber du weißt nicht alles über mich und das macht mir große Angst. Würdest du mich auch lieben, wenn…“

Dann war der Eintrag zu Ende. Sie schrieb ihn zu dem Zeitpunkt, als ich bei meiner Familie in Richmond war. Es war falsch von mir, in Annas Privatsphäre einzudringen und einen Ausschnitt aus ihrem Tagebuch zu lesen, aber auch hierbei musste es sich um einen Hinweis handeln, vielleicht sogar von Anna selbst.
Anna lebte in Silent Hill. Diese Frage meinerseits hatte sich nun geklärt.

Aber warum hatte sie mir nie etwas davon erzählt? Und warum war sie vor zwei Jahren wirklich in Silent Hill? Nur weil sie ihre Heimat besuchen wollte? Laut ihrem Eintrag schien es ihr ja nicht wirklich leicht gefallen zu sein, dorthin zurückzukehren, also musste es einen weiteren Grund geben. Womöglich dieser Mathew Patrick oder möglicherweise eine ganz besondere Verbindung zu dieser Stadt? Wovor rannte sie davon? Hatte sie etwa eine dunkle Vergangenheit? Ich musste der ganzen Sache auf den Grund gehen. Nun, da ich wusste, dass Anna und die Stadt mehr als nur ein Urlaubsgefühl verband, war ich noch mehr darauf erpicht, Antworten auf meine Fragen zu finden. Mit meinen neuen Erkenntnissen begab ich mich zurück zur Nathan Avenue, um meinen Weg zur Matheson Highschool fortzusetzen.

Im Park war es unheimlich still geworden, die idyllische Aura des Parks war wie weggeblasen. Vorsichtig stieg ich die Stufen auf der anderen Seite der Promenade wieder hinauf, vorbei an den einzelnen Gärten und Terrassen, und dachte dabei an die Worte von Anna auf der Tagebuchseite.
Anna konnte manchmal so erschreckend kühl und verschmähend anderen gegenüber sein. Gerade bei Themen bezüglich der Lebenseinstellung in der heutigen Gesellschaft kam sie richtig auf Touren und ließ ihrer Wut freien Lauf. Sie war manchmal gar nicht wieder zu erkennen und das machte mir Angst. Wenn ich es mir recht überlegte, konnte sie richtig verbittert und missgünstig sein, sobald sie nur den Hauch von Ungerechtigkeit verspürte. Wir alle haben unsere Makel, Ecken und Kanten. Offenbar gab es gute Gründe, warum sie manchmal so reagierte. Wenn sie etwas Schlimmes erlebt hat, steht ihr das auch zu, das schmälert noch lange nicht ihren einzigartig guten Charakter. Sie war immer ein herzensguter Mensch, auf den man sich verlassen konnte.
Ja, wie ich bereits erwähnte: Anna war mir schon immer ein Rätsel. Und im Moment galt es, dieses Rätsel zu lösen.

Als ich am östlichen Eingang des Parks angekommen war, befand ich mich wieder in den Straßen der Stadt. Nach wie vor schien ich die einzige Menschenseele zu sein, die durch die fahlen und tristen Straßen

irrte. Genau wie Charleston wirkte auch Silent Hill wie eine Geisterstadt, und das obwohl Silent Hill allgemein als Urlaubsort bekannt war. Von daher konnte ich sicher sein, dass diese ominöse Atmosphäre allgegenwärtig war und alles und jeden um mich herum betraf. Es war, als wäre ich die einzig überlebende Person, die einen apokalyptischen Vorfall überlebt hatte. Das Grau des Asphalts auf den Straßen bildete mit dem seichten Nebel und den alten, staubigen Gebäuden am Straßenrand nahezu eine Einheit. Auch der Himmel war durch und durch grau und mit Wolken überzogen, die nahtlos ineinander übergingen. Weder das Zwitschern von Vögeln, noch das Wehen eines Windes war zu vernehmen. Nie zuvor vernahm ich einer Stadt eine solch absolute, schon fast übernatürliche Stille, als ob die Zeit still stand. So stand ich mitten auf der Straße und fühlte mich in dieser aussichtslosen Atmosphäre einsam und verlassen, aber auch hilflos und verängstigt. Mir war es zuwider, darüber nachzudenken, welche Gefahren in dieser Stadt noch auf mich lauerten. Verunsichert setzte ich einen Fuß vor den anderen, drehte mich dabei langsam um meine eigene Achse und beobachtete achtsam meine Umgebung. Es machte nicht den Anschein, als ob es in dieser Stadt zu einem Ausnahmezustand, z. B. einem Katastrophenalarm gekommen war. Kein Anzeichen davon, dass eine Evakuierung stattgefunden hätte oder die Situation eskaliert wäre, keine gewaltreichen Ausschreitungen oder Ähnliches. Es machte lediglich den Eindruck, als ob diese Stadt bereits seit längerer Zeit verlassen gewesen wäre. Warum man dann aber augenscheinlich unbeschadete, völlig intakte Gegenstände zurückließ, war mir absolut unbegreiflich. Fahrräder und Autos standen an Ort und Stelle, ja sogar hochwertige ausgestellte Elektronikartikel in einem Schaufenster waren unberührt und wurden nicht mitgenommen. Als ich dann zu meiner Linken ein Bankgebäude erblickte, fragte ich mich, ob sich womöglich jemand über die Geldreserven hergemacht haben könnte. Nun gut, im Falle einer weltweit verheerenden Naturkatastrophe machte sich sicherlich niemand Gedanken über Geld.
Bei dem Bankgebäude handelte es sich um die „Silent Hill Saving Bank“. Ich war mir schon fast zu 100 Prozent sicher, dass ich auch dort Kurioses in Erfahrung bringen würde. Überdies fühlte ich mich wie ein

Nachwuchs-Sherlock-Holmes, der jeden Stein umdrehte, um sich mit Indizien einzudecken.
Meinen neu erworbenen Mut hatte ich meinen Fortschritten zu verdanken. Es gab bislang einige Situationen, in denen meine Lage aussichtslos erschien und ich dennoch erfolgreich aus dem Kampf ums Überleben hervorgegangen war. Deswegen musste ich weiterhin stark bleiben, ganz egal ob ich auch dort völlig auf mich allein gestellt gewesen wäre.

Erwartungsvoll und ehrfürchtig betrat ich das Bankgebäude und beobachtete sorgfältig meine neue Umgebung. Der Raum war, wie bereits erwartet, menschenleer. Etwa vier Meter vor mir waren die Schalter zu sehen, rechts daneben befand sich eine Tür, die vermutlich ins Büro oder in das Archiv führte. Zur Linken des Eingangs befanden sich Geldautomaten und Kontoauszugmaschinen für den eigenständigen Kunden. In einer der Kontoauszugsmaschinen steckte noch ein Auszug, den ein Kunde vermutlich vergessen hatte. Nicht zögerlich begab ich mich zum Automaten und nahm den Auszug wissbegierig entgegen.

„Neuer Kontostand vom 31. 10.
S: –14.019 $“ Soll

Was besonders merkwürdig war: In der Zeile des Kontoinhabers stand „Nicht eindeutig“.
Wer auch immer dieses Konto besaß, hatte laut Auszug eine Menge Schulden zu begleichen.
Nach diesem Fund wollte ich das Archiv aufsuchen, aber die Tür schien von innen blockiert zu sein, da sie sich keinen Zentimeter öffnen ließ. Doch zumindest konnte ich nun mit Sicherheit sagen, dass es auch dort zu keinen Ausschreitungen gekommen war. Es war, als ob das Stadtleben in Silent Hill auf einen Schlag geendet hätte und die Bürger noch an Ort und Stelle spurlos vom Erdboden verschluckt worden wären. Einzig allein die beiden Fahrzeuge auf der Nathan Avenue, die ich nur knapp verpasste, schienen nicht in dieses Schema zu passen.

In diesem Geldinstitut hatte ich jedenfalls nichts weiter zu suchen, weswegen ich meinen Weg draußen in der Stadt fortsetzte. Bis zur Matheson Highschool war es noch ein relativ weiter Weg.

Als ich das Gebäude verließ, ereilte mich ein äußerst unangenehmes Gefühl. Mein Instinkt hatte mich bislang noch nie getäuscht und ich konnte mich in meist jeder Situation auf ihn verlassen. Etwas stimmte nicht. Es war nach wie vor still und die Nebelschwaden bahnten sich noch immer ihren Weg durch die Stadt. Und dennoch war etwas anders. Ich sah mich um und wartete auf ein Signal, ein Zeichen, das meine Vermutung bestätigte. So stand ich eine Weile vor dem Bankgebäude und horchte unruhig und nervös der unheilvollen Stille, bis ich auf einmal die Vibration auf dem Asphalt der rissigen Straße spürte. „Was ist das jetzt…“ Misstrauisch runzelte ich die Stirn und tastete in der Hocke den Fußboden ab. Als sich die leichte Vibration verstärkte und sich zu einem zunehmend stärkeren Beben entwickelte, war mir klar, dass ich nicht länger in Sicherheit war. Ängstlich erhob ich mich aus meiner Hocke und versuchte den Quell des bedrohlichen Bebens ausfindig zu machen.
Die Zeit der Stille war vorbei. Aus der Ferne ertönte plötzlich das Kichern mehrerer Stimmen. „Bitte nicht…“ Ich hätte es wissen müssen. Ich konnte mich nicht ewig in Sicherheit wiegen und musste davon ausgehen, dass die Stadt einmal mehr ihre hässliche Fratze zeigen würde. Das Gelächter klang alles andere als einladend und sympathisch. Höhnisch wurde es lauter und lauter, ganz so, als ob es unzählige Stimmen gewesen wären. Es kam näher und näher, bis ich dann zu allem Überfluss auch noch die Schritte der herannahenden Brut hören konnte. Das niederträchtige Lachen hallte in meinem Kopf und ließ das Blut in meinen Adern gefrieren. Es war in unmittelbarer Nähe und vermutlich auf der Jagd nach mir. Lange sollte es nicht dauern, bis ich der Bedrohung gegenüber stand. Was wartete dieses Mal darauf, mich auf die Probe zu stellen? Ein tosender Riese, der sich stampfend auf die Suche nach seiner Beute machte? Eine herannahende Horde mutierter Pferde oder Stiere, die mich unter sich begraben wollte? Ich sollte es erfahren, als sich das Unheil aus dem Westen näherte, woher ich ursprünglich gekommen war.

„Was… ist… das?!!“ Bucklige, kleine, schwarze Wesen, die ein höhnisches und missfälliges Gelächter ausstießen, traten aus der dichten Nebelwand. Mit einem Arm, der ihnen wohl zur Fortbewegung diente, stützten sie sich primatenartig auf dem Boden ab. Der andere Arm hingegen schien mit ihren Gesichtern verwachsen zu sein, sodass man ihre Gesichter nicht erkennen konnte.
Zielstrebig hüpften die kleinen missgestalteten Monster mit einer beachtlichen Sprungweite animalisch auf mich zu. Es war offensichtlich, dass sie in der Überzahl waren. 20 bis 25 Bucklige müssen es gewesen sein. Da hatte ich mit meinem Jagdnicker nicht die geringste Chance. Panisch tappte ich auf der Stelle vor der Bank herum, weil ich nicht wusste, was ich tun sollte, außer… Weglaufen! Ich nahm die Beine in die Hand und hastete völlig unkoordiniert gen‘ Osten durch die grauen Straßen der Stadt und suchte nach einem Schlupfwinkel, wo ich mich zumindest vorerst verstecken konnte. Ich rannte und rannte, so schnell mich meine Beine trugen, wohl wissend, dass diese Meute der Finsternis schneller lief als ich. Mir musste schleunigst etwas einfallen! An einer Kreuzung versuchte ich die Horde dieser kleinen Biester abzuschütteln, aber die kleinen Kreaturen waren so dicht hinter mir, dass mir kaum Zeit blieb, nach einem Versteck Ausschau zu halten. Wie würden sie mich angreifen? Was würden sie mit mir anstellen? Waren sie überhaupt hinter mir her? Und was in Gottes Namen sollte dieses Gelächter? Ein Haus nach dem anderen rauschte an mir vorbei, ebenso die Straßenschilder, die ich bei der Hatz nicht lesen konnte. Hin und wieder blickte ich zurück und sah noch immer die Gefahr, die mir auf den Fersen war. Erst dann fiel mir auf, dass einige der Biester lichterloh brannten. Es hatte sicherlich eine Bedeutung, aber das war jeder der passende Ort, noch der richtige Zeitpunkt darüber nachzudenken. Sie waren definitiv hinter mir her, da sie in mir jede Straße folgten, in die ich einbog. Meine Konzentration galt allein meiner Flucht. Es war im Grunde genommen egal, wovor ich weglief, allerdings sollte Laufen allein mich nicht aus der Misere befreien. Mein Herz schlug wie verrückt, zudem neigte sich meine Kondition allmählich dem Ende zu und meine Beine schmerzten. In Gefahrensituationen wie dieser war ein Mensch körperlich zu vielem imstande, aber ich musste mir langsam eingestehen, dass ich dieser Situation nicht gewachsen war. Verzweifelt

warf ich erneut einen Blick zurück, in der Hoffnung, etwas Abstand gewonnen zu haben, doch zu meiner Enttäuschung musste ich feststellen, dass mir diese Unwesen noch immer dicht auf den Fersen waren. Viel erschreckender war allerdings die Tatsache, dass es deutlich mehr Bestien geworden waren, von denen urplötzlich auch noch weitaus mehr lichterloh brannten, als ob sie sich gegenseitig angesteckt hätten, eine wandelnde Flammenwand sozusagen. Die Frage war, woran würde ich eher sterben, wenn sie mich erwischen? Daran dass sie auf mich einschlügen oder daran in Flammen aufzugehen, während sie mich dabei auslachen? Das war nicht fair! Wie sollte ich mich dagegen wehren? Ich konnte mich unmöglich vor dieser Überzahl an Feinden verteidigen!
Wie eine gewaltige Feuersbrunst verfolgte mich ein Meer aus flammenden Bestien. War das wirklich mein Ende? All meine Lebensmühe auf der Suche nach Antworten vergeblich, so auch die erfolgreichen Kämpfe, die ich bereits ausgefochten hatte? Ich war machtlos und zu erschöpft um weiterzulaufen. So kam es, dass ich mich ihnen zuwandte und regelrecht kapitulierend auf deren Ankunft und meinen Untergang wartete.
Doch wie es das Schicksal so wollte, hörte ich plötzlich die Stimme eines mir zurufenden Mannes. Er stand auf der linken Straßenseite vor einem Eckhaus und winkte mir zu:
„Hey, komm hierher! Beeil dich!“
Konnte das die Möglichkeit sein? Es war tatsächlich ein Überlebender, ein Mensch! Womöglich die Rettung in meiner größten Not.
Postwendend steuerte ich den winkenden Retter an und rannte zu dem Gebäude am Ende der Straße. Ich stürzte mich mit letzter Kraft über die Türschwelle und zog mich in die Räumlichkeit hinein. Hastig schlugen wir die Tür hinter uns zu und beschwerten sie mit dem Widerstand unseres Eigengewichts, das niemals ausreichen sollte, um die kleinen Biester aufzuhalten, doch wider Erwarten beobachteten wir stattdessen, wie die kleinen brennenden Biester spöttisch kichernd an uns vorbeiliefen und nicht länger an mir als Beute interessiert zu sein schienen.
Als sie letztendlich im Nebel verschwanden und das Flammenmeer in der Ferne erlosch, kehrte erneut Ruhe ein und die Gefahr war außer Sicht- und Reichweite.

Kapitel 8

„Gott sei Dank… Sie laufen weiter. Aber wieso? Sie konnten mich deutlich sehen.“, ächzte ich erleichtert, aber auch verwundert vor mich hin.
„Ja, diese brüllenden Weiber sind unerträglich, sie lassen Einen nicht zufrieden.“, erwiderte der Kerl, der mich in dieses Gebäude gelotst hatte. Er war von großer, athletischer Statur, etwa fünf cm größer als meine Wenigkeit. Er hatte fingerlanges, schwarzes Haar, grüne Augen und ein ansatzweise eingefallenes Gesicht, markant und ausdrucksstark. Er trug enge Jeans und ein gestreiftes Hemd. Auffallend waren die Kratzer an seinem rechten Arm. Vom Erscheinungsbild her, schätzte ich ihn auf Ende 20.
„Brüllende Weiber? Woran konntest du das erkennen? Ich konnte nicht mal die Gesichter sehen.“ entgegnete ich und rieb mir währenddessen durch mein schweißtriefendes Gesicht. „Die Arme dieser Scheißkerle waren… Wie soll ich das sagen, mit dem Gesicht irgendwie verwachsen, da sah man gar nichts! Zumal die pechschwarz waren, womöglich geschwärzt durch das Feuer?“ Verzweifelt schüttelte ich den Kopf und sank erschöpft an der Wand neben der Tür zu Boden. Ich hockte dort mit dem Rücken zur Wand und fuhr gestikulierend fort: „Jedes Mal wenn ich versuche, irgendeinen Mist da rein zu interpretieren, komme ich mir nur noch irrer vor. Naja, und wirklich feminin wirkten sie nun auch nicht, geschweige denn human.“ Er öffnete seinen Mund, um darauf zu antworten, aber alles was er von sich gab war ein „hm…“. Er unterbrach sich sozusagen selbst und blickte grüblerisch auf die Fliesen des Bodens. Allem Anschein nach befanden wir uns in einer Art Bar, zumindest ließ die Theke, das Regal mit den Spirituosen und die Anordnung der Sitzplätze darauf schließen. Das Schild an der Wand über dem Regal bestätigte dann meine Annahme. „Neely’s Bar“
Erschöpft von der Hatz erhob ich mich wieder und setzte ich mich an einen Tisch auf eine Sitzbank am Fenster und wartete darauf, dass sich der Rhythmus meines Herzschlags wieder normalisierte.

„Danke, dass du mich gerettet hast. Vermutlich wäre ich da draußen vor die Hunde gegangen, wenn du kein Signal gegeben hättest. Ich hätte auch selbst Schutz in einem der Häuser gesucht, ging aber davon aus, dass ich auch damit mein eigenes Todesurteil unterzeichnen würde.“ Konfus kratzte ich mir die Stirn und suchte noch immer nach Antworten, wie ich dieser Bedrohung entgehen konnte: „Sie sahen uns! Wieso liefen sie an uns vorbei? Das ergibt keinen Sinn… Naja, wie auch immer, ohne dich wäre ich nicht hier, ich stehe tief in deiner Schuld.“
„Ich bin froh, dass ich dir rechtzeitig helfen konnte, Kumpel.“ Seine lässige Art lockerte die Stimmung etwas auf und vermittelte mir den Eindruck, dass man auf ihn bauen konnte. Zügig zog er einen Stuhl am selben Tisch zurück und nahm eine nonchalante, ruppige Sitzhaltung ein.
„Die Stadt hier ist… der pure Horror. Ich find’s echt bemerkenswert, dass du dich überhaupt dort draußen herumgetrieben hast. Ich sag’s nur ungern, aber ich hab mich hier feige verschanzt. Keine Ahnung, was hier abgeht, es dreht mir den Magen um. Was soll diese Kacke hier?“ Kopfschüttelnd starrte er die Dekoration auf dem Tisch an.
„Da fragst du mich was.“, entgegnete ich ihm.
„Manchmal frage ich mich, ob das alles die Wirklichkeit ist oder nur ein Hirngespinst, vielleicht ein niemals endender Traum.“ Danach folgte ein Moment der Schweigsamkeit, in dem wir beide vor uns ins Leere starrten.
„Du sag mal…“, fing er an. „Wie heißt du eigentlich? Wieso… bist du hier? was hat dich hierher verschlagen?“ Aufgrund des ganzen Trubels vergaß ich natürlich mich anstandsgemäß vorzustellen.
„Gordon heiß ich. Ich bin auf der Suche nach meiner Freundin Anna. Ein… „mysteriöser“ Zug brachte mich in diese Stadt. Seither irre ich mehr oder weniger planlos durch die Gegend und folge vermeintlichen Hinweisen, die mir irgendjemand wie Brotkrümel vor die Füße wirft. Aber warum genau ich hier bin, weiß ich selbst nicht, vermutlich gibt es eine Verbindung zwischen Anna und dieser Stadt.“ Dann sah ich ihn hoffnungsvoll an, sehnsüchtig nach einer Information, die ihm zugegangen sein könnte: „Anna… Vielleicht… vielleicht hast du sie gesehen? Sie ist etwa einen Kopf kleiner als ich, schlank, blondes Haar, 23 Jahre alt…“

Bemitleidend sah er mich an und nahm mir die Hoffnung zugleich wieder: „So leid es mir tut, mein Bester, du bist die erste Person, die ich in dieser Stadt antreffe, naja, mal abgesehen von diesen kleinen Quälgeistern."
Auch wenn ich das Gefühl hatte, auf der richtigen Spur zu sein und daraus Kraft schöpfen zu können, dass Anna in Sicherheit war, so konnte ich dennoch nicht hundertprozentig sicher sein, ob sie auch wirklich noch am Leben war.
„Hm… Danke für die Auskunft.", seufzte ich verzweifelt vor mich hin. „Und was ist mit dir? Wie lautet dein Name? Aus welchem Grund bist du in diese Stadt gekommen?" Ungeduldig starrte ich dem Typen, vor Neugier platzend, in sein bedächtiges, schmales Gesicht.
„Ich heiße Bernard Harrison. Ähm… Ja, ich bin 26 Jahre alt und arbeite als Lastkraftwagenfahrer. Alles, woran ich mich erinnern kann ist, dass ich einen langen Arbeitstag hinter mir hatte." Dann richtete er sich auf und fasste sich an den Kopf: „Ach! Ja, ich musste einen Haufen Ware in Ashfield abholen. Dann war ich mit meiner Tour fertig und ging… noch zur Kirche. Ich… ach, ich weiß auch nicht. Ich hab mich mit einer Bekannten unterhalten und plötzlich fand ich mich hier wieder. Äußerst verwirrend das Ganze." Der Gute schien ganz schön durcheinander zu sein. Aber unter diesen Umständen war das nicht weiter verwunderlich. Plötzlich kam mir ein Gedanke in den Sinn. „LKW-Fahrer sagst du? Vor etwa einer Stunde bin ich auf der Nathan Avenue einem LKW begegnet. Könnte es sein, dass du der Fahrer dieses Gefährts gewesen bist?" Daraufhin runzelte er die Stirn und schüttelte entschlossen seinen Kopf: „Ein LKW? Nein, das muss jemand anderes gewesen sein.". Seine Reaktion irritierte mich, schließlich schien es ihn nicht sonderlich zu interessieren, dass ich tatsächlich anderen Menschen begegnet war.

Es folgte eine Schweigeminute, in der wir klare Gedanken fassen mussten. Wenn Bernard nicht der Fahrer des LKWs war, dann weilte in South Vale womöglich noch ein Mensch, der mir auf der Suche nach Anna helfen konnte.
Ich erhob mich aus meiner Sitzposition und rückte meine Jacke zurecht. „Nun gut Bernard, ich bin dir jedenfalls sehr dankbar, dass du mich gerettet hast. Zu zweit sind unsere Überlebenschancen höher. Wenn du

mich also begleiten möchtest, erhebe ich keine Einwände, ganz im Gegenteil, ich würde Gesellschaft und geistigen Beistand sehr begrüßen. Es tut so gut, endlich mal einen Leidensgenossen anzutreffen und gibt mir zumindest ein Gefühl von Sicherheit.“ Nicht lange zögernd rutschte er mit dem Stuhl nach hinten, stand auf und antwortete:
„Also da sage ich nicht nein. Aber wo gedenkst du hinzugehen? Wenn es nach mir ginge, würde ich zusehen, so schnell wie möglich aus dieser Stadt zu verschwinden.“ Jeder Mensch, der noch bei Verstand war, hätte wohl den gleichen Gedanken gefasst wie er, aber ich konnte meine Anna nicht zurücklassen, zumal ich mir der Gefahren in dieser Stadt bewusst war und mir auch darum das Ziel gesetzt hatte, sie zu finden, egal wie lange es dauern würde.
„An dieser Entscheidung kann ich dich natürlich nicht hindern Bernard, aber wie du dir sicherlich denken kannst, werde ich diese Stadt nicht ohne meine Freundin verlassen. Ich setze meine Suche fort und gehe zur „Matheson Highschool“, die sich laut Karte im Süden der Lindsey Street befinden müsste. Es liegt an dir, ob du mich nun begleiten möchtest oder nicht.“ Daraufhin dachte er kurz nach.
„Die Richtung ist ja schon gar nicht mal so übel. Vielleicht finden wir ja dort den Typen, der den LKW gefahren hat. Könnte schwierig werden, die Stadt ohne Gefährt zu verlassen.“ Als wir über den LKW sprachen, fiel mir auf, dass es in den Straßen eigentlich nur so vor Autos wimmelte. Bernard schien bemerkt zu haben, dass meine Blicke über die PKW in den Straßen wanderten. „Vergiss es Kumpel, keine Chance. Die Autos in den Straßen rühren sich kein Stück. Es ist fast so, als ob die Reifen der Autos mit dem Asphalt verschmolzen wären. Keine Ahnung, wie lange diese Autos hier bereits verrotten, aber es scheint, als ob hier schon eine ganze Weile niemand mehr gewesen ist.“ Bernard war sichtlich verwirrt und lehnte sich Haare raufend an die Bartheke. „Ich könnte schwören, dass ich letzte Woche noch hier war. In dieser Stadt!“ Erwartungsvoll starrte er mich mit seinen übermüdeten Augen an, als ob ich eine Erklärung dafür hätte. „Kannst du dir vorstellen, dass man sich hier vor Touristen kaum retten konnte? Das ist nicht die Stadt, in der ich mir vor einigen Tagen einen über den Durst getrunken habe.“ Bernard vergrub sein Gesicht in seinen Händen und schleppte sich träge über den verstaubten Boden der Bar. Wie konnte das möglich sein? Bernards

Aussagen waren nicht mit dem momentanen Zustand der Stadt kompatibel. Wie konnte eine Geisterstadt wie diese vor einigen Tagen noch ein belebter Urlaubsort sein? Während ich mir diese Fragen stellte, wanderten meine Blicke erneut durch das beschlagene Fenster über die Straßen der grauen, benebelten Stadt. Vielleicht irrte sich Bernard. Vielleicht lag sein Aufenthalt in Silent Hill weiter zurück, als er dachte. „Bist du sicher, dass du erst kürzlich hier gewesen bist?“ Bernard sah mich an und belächelte meine Frage. Ehe er antworten konnte, ergänzte ich meine Ausführung: „Ich meine… Du weißt selbst, dass in dieser Stadt seltsame Dinge vor sich gehen. Vielleicht liegt dein Aufenthalt hier weiter zurück, als du glaubst, oder…“ Hände ringend suchte ich nach einer plausiblen Erklärung, auch wenn ich mir selbst darüber im Klaren war, welch einen Blödsinn ich von mir gab. Bernard schien der gleichen Ansicht zu sein: „Gordon, sieh mich an! Was glaubst du, wie lange es dauert, bis eine Stadt einen solchen Zustand erreicht? Glaubst du allen Ernstes, dass ich wochenlang damit beschäftigt war, meinen Rausch auszuschlafen? So schlecht ist mein Erinnerungsvermögen nun wirklich nicht!“ Er hatte Recht. Ich machte es mir leicht und suchte nach der einfachsten Erklärung für dieses Phänomen. Diese Stadt barg jedoch einige Geheimnisse, die erst gelüftet werden mussten, ehe man sich einen Reim darauf bilden konnte, was dort eigentlich genau vor sich ging. Von daher entschied ich mich für die naheliegendste Antwort: „Bernard, ich weiß… Was zum Henker auch immer das soll, wir sollten jetzt gehen. Ich bin sicher, dass wir noch früh genug Antworten auf unsere Fragen finden werden.“ Bernard zögerte, ehe er mir beipflichtend zunickte. „Du hast wahrscheinlich Recht. Hm… Wie verteidigen wir uns?“ Eine gute Frage, auf dich ich nur eine unzufriedenstellende Antwort geben konnte: „Ich habe eine Pistole, eine 44er Smith & Wesson, aber leider keine Munition… Sonst hab ich nur diese Jagdnicker hier“. „Der ist zumindest besser als mein Küchenmesser aus dieser Bar.“ antwortete er, begleitend mit einem belächelnden Schnaufen. „Ich weiß, dass es in Central Silent Hill einen Waffenladen gibt und sicherlich auch Munition. Zu dumm… Ist extrem weit weg, das schaffen wir nie bis dorthin… Aber naja, die Stadtgrenze liegt ohnehin näher. Dann soll es nun mal so sein.“ Seine Anmerkung war trotzdem nicht belanglos. Ich war sicher, dass es in dieser Stadt noch wesentlich

bessere Waffen geben musste, mit denen wir uns verteidigen konnten. Bernard und ich nickten einander zu und gaben uns unserem Schicksal hin. Mit einem Handschlag symbolischer Verbundenheit und Kameradschaft verließen wir die Bar mit neuem Mut und Entschlossenheit.

Die Straßen waren noch immer leer und nebeldurchflutet. Am Straßenübergang konnte ich ein Straßenschild sehen: „Sanders Street“ „Gordon, links lang. Müsste ein Katzensprung sein, um zur Lindsey Street zu gelangen.“ Lustigerweise sah ich mich beim Straßenübergang aus Gewohnheit nach Autos um.
„Ha! Gordon, du bist gut. Halt den Daumen noch hoch, damit wir per Anhalter die Biege machen können.“ Zumindest hatte er Sinn für Humor. Das lockerte die angespannte Situation etwas auf.
Auf dem Weg zur Highschool kamen wir erneut ins Gespräch.
„Wo kommst du eigentlich her, Gordon? Du sagtest du wärst mit dem Zug angereist. War deine Freundin dabei?“
„Es ist sonderbar. Ich komme aus Charleston und bereits dort war alles anders. Anna war verschwunden, die Stadt war wie ausgestorben. Es gab keine Anhaltspunkte, was dort überhaupt vorgefallen sein könnte, ganz genau wie hier. Sehnsüchtig und besorgt suchte ich nach ihr. Auf ihrer Arbeit gab es ebenfalls keine Spur, lediglich eine arme Irre, die reinen Kauderwelsch gequasselt hatte, was mir doch äußerst seltsam vorkam. Dann bin ich in diesen Zug eingestiegen, der mich in die Wälder von Silent Hill brachte. Und jetzt… Ja, jetzt bin ich hier.“ Verwirrt und entgeistert starrte er mich an.
„Dann liegt es nicht nur an dieser Stadt? Andere Städte sind davon auch betrofen?!“ Auf ein Schulterzucken meinerseits folgte zunächst ein Moment der Stille, doch nur wenig später fing er an die Situation ins Lächerliche zu ziehen.
„Hey! Wer weiß, vielleicht sind wir die letzten Überlebenden einer verheerenden Katastrophe. Ein Super-Gau vielleicht? Eine Seuche? Vielleicht wurden wir von Außerirdischen angegriffen!“ Das Gelaber ging mir ein wenig auf den Geist, aber es heiterte auch ein wenig die Stimmung auf.

„Ich bitte dich, Bernard… Außerirdische? Unwahrscheinlich. Tz…“ Selbstgefällig fuhr er mich an.
„Ach, dann erzähl mal, wie du dir diese ganze Scheiße hier erklärst. Hm?“ Er hatte immerhin ein Talent dafür, meine Ängste und Sorgen ein wenig abzumildern. Eine skurrile Konversation mitten im Nirgendwo einer Geisterstadt, eine Anekdote für die Ewigkeit.
„Ich kann ja auch nichts mit Sicherheit sagen, es ist reine Spekulation. Aber wäre es nicht möglich, dass es diese Stadt ist, die diese Zustände hervorgerufen… und uns in ihre – wie soll ich sagen – in ihre eigene Welt gerufen hat? Dann gäbe es auch noch die Möglichkeit, dass sich das alles nur in unseren Köpfen abspielt. Oder wir stehen unter Drogen, naja, unwahrscheinlich, dass wir beide unter Drogen stehen. Es gibt viele Möglichkeiten, aber Außerirdische... Komm schon!“ zwinkerte ich ihn hämisch an, während er pikiert seinen Kopf abwandte und erwiderte: „Naja, deine Erklärung ist auch nicht gerade das Gelbe vom Ei.“

Wie von einer Schlange gebissen blieben wir an Ort und Stelle stehen. Wie konnte das möglich sein? Da saß doch tatsächlich ein kleines Mädchen auf dem Bürgersteig und malte mit Kreide einen Vogel auf den Weg! Wir konnten unseren Augen nicht trauen. Während ich mir völlig verdutzt die Augen rieb und wie angewurzelt da stand, sprach Bernard sie einfach hemmungslos und erheitert an, ohne auch nur einen Funken von Misstrauen und Vorsicht.
„Hey, Kleine! Wie bist du denn hierher gekommen?“ Er beugte sich völlig leichtgläubig zu ihr und streichelte ihren Kopf, woraufhin sie mit einem strahlenden Lächeln entgegnete:
„Oh hallo! Du fragst, wie ich hierher gekommen bin?“ Skeptisch näherte ich mich dem kleinen Mädchen, das eine verdächtige Unschuld ausstrahlte. Es trug ein gelbes Kleidchen mit roten und blauen Blümchen. Ihr Haar war schulterlang und weißblond. Was sollte ich von dieser Begegnung halten? Ein kleines Mädchen in einer verfluchten Stadt voller Bestien und Todesfallen? Wer würde da nicht auf die Idee kommen, dass an dieser Geschichte etwas faul war? Allem Anschein nach Bernard, der Tölpel.
„Ich bin auf der Suche nach meiner Mama. Habt ihr sie zufällig gesehen?“ Hoffnungsvoll schaute sie uns mit ihren Kulleraugen an. Sie

war wirklich ein süßer Fratz, dennoch wollte ich ihr in dieser Situation kein Vertrauen schenken. Um mir nichts anmerken zu lassen, spielte ich das Spielchen mit und ließ mich auf sie ein:
„Hm, nein, tut mir Leid, da muss ich dich leider enttäuschen. Um ehrlich zu sein, bist du das erste Mädchen, das uns in dieser Stadt begegnet. Bernard, könntest du vielleicht ihrer Mutter begegnet sein?“ Bernard schüttelte den Kopf, woraufhin das Mädchen traurig seinen Kopf zu Boden senkte.
„Hey, sei nicht traurig.“ Bernard legte seine Hand tröstlich auf ihre Schulter und fuhr fort.
„Wir werden deine Mama schon finden, da brauchst du dir wirklich keine Sorgen zu machen.“ Daraufhin konnte sie wieder lächeln. Hatte ich Bernard falsch eingeschätzt? Er hatte wirklich ein Händchen dafür, die Sorgen anderer Menschen zu besänftigen, egal wie aussichtslos die Lage schien.
„Ja, er hat Recht. Wir helfen dir bei der Suche. Aber es wäre vielleicht besser, wenn du vorerst nach Hause gehen würdest. In den Straßen dieser Stadt ist es gefährlich, weißt du? Wir begleiten dich auch, damit du nicht allein bist. Bist du einverstanden?“ Es dauerte einen Moment, bis das kleine Mädchen auf meinen Vorschlag reagierte.
„Nein, das darf ich nicht! Meine Mama sagt immer, dass man nicht mit Fremden mitgehen darf!“ Bernard und ich konnten uns ein Grinsen nicht verkneifen. Das Mädchen war allein in dieser Stadt, die vor Gefahren nur so strotzte. Sie war den Monstern hilflos ausgesetzt, aber unsere Hilfe von „Fremden“ durfte es natürlich nicht annehmen. Es verwunderte mich ohnehin, dass das Mädchen völlig unversehrt war. Argwöhnisch entgegnete ich ihr:
„Nun weißt du, wir möchten dich auch nur ein kleines Stück begleiten. Deine Mama hat natürlich Recht. Man darf nie mit Fremden mitgehen, weil man nie wissen kann, ob diese Menschen nicht doch etwas Böses im Schilde führen.“ Das Mädchen sah mir lächelnd in die Augen und nickte.
„Ich mache dir einen Vorschlag: Wir gehen ein paar Schritte zusammen, damit du uns ein bisschen näher kennen lernen kannst. Wir werden dich auch nicht nach Hause begleiten, da brauchst du wirklich keine Angst zu haben. In dieser Stadt kann dir schnell etwas zustoßen und wir wollen

uns keine Sorgen um dich machen müssen, verstehst du das? Ich denke, deine Mama hätte nichts dagegen.“
In kindgerechter Weise versuchte ich dem kleinen Mädchen klar zu machen, dass wir ihr nichts Böses wollten. Sie dachte einen kurzen Moment nach, bis sie entschlossen erwiderte:
„Na gut. Aber wirklich nur ein kleines Stück, ok? Und bietet mir keine Schokolade an!“ Dieser überaus forsche Einwurf brachte mich sehr zum Lachen. Die Kleine war für ihr Alter ziemlich gewitzt und furchtlos. Bernards Lachen hingegen wirkte etwas aufgesetzt.

Fürsorglich nahm ich das Mädchen an die Hand und setzte mit ihr und Bernard meinen Weg fort. Man merkte ihr schnell an, dass sie ein wenig verunsichert war. Bernard setzte aus diesem Grund ein Gespräch in Gang, um ihr die Angst zu nehmen.
„Darf ich fragen wie du heißt?“ Sie schüttelte lautlos den Kopf und meinte:
„Das darf ich auch nicht sagen. Bitte nicht enttäuscht sein.“ Ihre höfliche und liebliche Art zauberte erneut ein Lächeln auf mein Gesicht. Hartnäckig hielt sie anstellig an ihren Prinzipien fest, was ihrem forschen Charakter zusätzlich Ausdruck verlieh.
„Das ist schon ok. Wenn du willst, kannst du mich Bernard nennen. Ich wohne schon sehr lange in Silent Hill.“, fügte er hinzu, woraufhin sie beschwingt erwiderte:
„Oh, mein Bär heißt auch Bernard! Das ist ja lustig. Der hat auch schwarzes Haar, genau wie du.“ Lachend hüpfte sie auf der Stelle und beherzte uns mit ihrer fidelen, kindlichen Art. Ich wusste nicht, was verstörender war: Ein Bär mit schwarzen Haaren oder dass wir zu dritt an einem lebensgefährlichen Ort wie diesen eine solche Unterhaltung führten. Ich genoss die Unterhaltung, aber ich behielt auch weiterhin die Umgebung im Blick, für den Fall dass diese schwarzen Biester zurückkehren sollten. Waren sie an dem Mädchen vorbeigelaufen? Nichts von alledem ergab einen Sinn und es war offensichtlich, dass auch dieses Mädchen ein fleischgewordener Hinweis war. Fragte sich nur für wen. Das Mädchen hatte jedenfalls trotz meiner Skepsis mein Herz im Sturm mein erobert. Vergnügt fragte ich sie:

„Hast du auch ein Kuscheltier, das Gordon heißt? Das ist nämlich mein Name.“ Frech grinste sie mich an.
„Neeee, der Name ist komisch.“, kicherte sie. „Ich füttere meine Kuscheltiere jeden Tag, damit sie groß und stark werden.“ Ihre kindliche Lebensfreude hatte mir jegliche Angst genommen. Ich war voll und ganz ihrem infantilen Charme verfallen. Darüber hinaus hatte ich ein enormes Verantwortungsgefühl für die Kleine, als ob sie mein eigenes Kind gewesen wäre. Ich konnte gut verstehen, warum Anna Kinder so sehr liebte. Sie waren so unschuldig und unberührt von den Bürden, die das Leben mit sich brachte. Es war einfach schön mitanzusehen, wie Kinder ihre kindliche Naivität in vollen Zügen ausleben und den Glauben an ihre Träume festhalten konnten.
Es war zu früh darüber nachzudenken, aber hin und wieder kam auch mir der Gedanke in den Sinn, wie schön es werden würde, mit Anna eine Familie zu gründen. Zu sehen, wie in ihrem Bauch ein Kind heranwachsen würde. Ein Kind, in dem sich unsere Züge widerspiegelten. Ein neues Leben, in dem ein Teil von uns beiden weiter leben konnte, ein wundervoller Gedanke. Dem Mädchen schien aufgefallen zu sein, dass ich in meinen Tagträumen versank. Irgendetwas schien sie zu bekümmern, zumindest ließ ihr Gesichtsausdruck das vermuten.

Während ich nahezu in meinen Gedanken versunken war, fiel mir das Restaurant auf der anderen Straßenseite ins Blickfeld.
„Oh, „Gonzales Mexican Restaurant“. Hört sich ziemlich… gut an.“
„Ja, schmeckt auch gar nicht so übel. Letzte Woche hab ich mir dort mit ein paar Kollegen den Bauch vollgeschlagen. „Chicarron“ nannte sich das Gericht auf meinem Teller und es schmeckte wahnsinnig delikat. Kann ich nur empfehlen. Aber mein Besuch auf der Schüssel danach… Mann, das brennt dir den Hintern weg!“ Über diesen Kommentar mussten wir, insbesondere das kleine Mädchen, sehr lachen. Es dauerte nicht lange, bis wir bereits an der nächsten Kreuzung angekommen waren. Bernards Äußerung und der Anblick des Restaurants machte mich auf etwas Bemerkenswertes aufmerksam.
„Jetzt wo du es sagst… Irgendwie sonderbar, dass ich nach all der Zeit kein bisschen hungrig bin. Ich habe lange Zeit nichts gegessen.“

Dann fiel mir auf, dass Bernard nicht mehr neben uns stand und wir einige Schritte ohne ihn weitergegangen waren. Verwundert drehte ich mich zu ihm um und erblickte sein mit Angst und Schrecken gepeinigtes Gesicht.
„Bernard? Was ist los? Warum…“ Ich versuchte seinen Blicken zu folgen, aber da war nichts zu sehen. Es war still und grau. Es wehte kein Lüftchen. Diese Wendung hatte auch dem kleinen Mädchen eine Heidenangst eingejagt.
„Der… Der macht mir Angst, Gordon. Sag ihm, er soll aufhören!“ Schluchzend versteckte sie sich hinter meinen Beinen und klammerte sich fest.
Bernards nächste Reaktion jagte uns beiden einen riesigen Schrecken ein:
„ARGH! Was?! WAS zur Hölle willst du von mir!? SAG ES ENDLICH!“ Wollte er uns einen Streich spielen? Und das auch noch in der Gegenwart eines kleinen, ängstlichen Kindes? Besonders lustig fanden wir das allerdings nicht. Aber es kam noch schlimmer. Als er anfing zu schluchzen, wusste ich, dass er es todernst meinte.
„Wie… Warum bist du hier? Das kann nicht...“ Was zum Teufel ging in diesem Moment da vor sich? Er schien etwas im Nebel zu sehen, was wir jedoch nicht sehen konnten.
„Bernard! Da ist nichts! Du machst uns Angst! Was zum Geier soll denn da sein?“ Es war mucksmäuschenstill, weit und breit war niemand zu sehen, nur wir drei Gestrandete in dieser unheilvollen Stadt. Das Mädchen schluchzte unaufhörlich. Hatte Bernard etwa psychische Probleme? Ich konnte mir sein Verhalten in keinster Weise erklären.
„Lass mich endlich zufrieden! VERDAMMT!“ Das war der Augenblick, als es unserer kleinen Begleiterin zu viel wurde. Sie rannte weg, so schnell sie ihre Beine tragen konnten und verschwand in Richtung der Schule, die ich ohnehin aufsuchen wollte. Sie war nicht mehr weit entfernt.
„Hey warte, bleib hier!“, rief ich ihr hinterher. Aber ich konnte ihr nicht folgen und Bernard einfach so sich selbst überlassen. Er brauchte sichtlich Hilfe und schien in großer Gefahr zu sein. Außerdem schien ich mir um das Mädchen nicht allzu große Sorgen machen zu müssen, schließlich hatte sie nicht mal einen Kratzer, meine Skepsis war nach

wie vor berechtigt. Bernard hingegen stotterte, als ob er einen Geist gesehen hätte.
„Du kannst nicht hier sein, nein!“ Bernard ging kontinuierlich mehrere Schritte zurück, bis er letztendlich schreiend das Weite suchte und mich allein im Regen stehen ließ. „BERNARD! NICHT! … BLEIB HIER!“ rief ich ihm panisch hinterher, bewegte mich aber nicht vom Fleck.
Es jagte mir einen Schauer über den Rücken. Wie angewurzelt stand ich zitternd auf dem Bürgersteig und hatte Angst davor, mich zu bewegen. Konnte man nicht einmal mehr seinen eigenen Augen trauen? Hatte Bernard eine Wahnvorstellung oder sah er tatsächlich eine Gefahr, die ich nicht sah? Eine Gefahr, die noch immer dort lauerte und mich sehr wohl sehen konnte? Eines war sicher: Mein ganzer Mut war verflogen und es gab nichts, was mich an diesem Ort noch hätte halten können.
Es hatte keinen Sinn, Bernard hinterher zu laufen. Er war längst über alle Berge. Ich wusste nicht einmal, wo ich anfangen sollte zu suchen. Kam Bernard auch ohne mich zurecht? Er war zumindest größer und sicherlich auch physisch stärker als ich. Und der Verbleib des Mädchens bereitete mir dann doch größere Sorgen als ich dachte. Trotz der merkwürdigen Umstände war sie letztendlich doch ein kleines, hilfloses Mädchen. Würde sie allein zurechtkommen? Konnte ich ihrer zweifelhaften Erscheinung überhaupt trauen?
Da ich in der Highschool ohnehin eine Aufgabe zu erledigen hatte, fasste ich nach langen Überlegungen den Entschluss, ihr nachzulaufen. Um ehrlich zu sein hatte ich auch viel zu große Angst, mich der Kreuzung zu nähern, an der Bernard eine Bedrohung sah. Vorsichtshalber nahm ich meinen Jagdnicker zur Hand und folgte wachsam der Lindsey Street, die mich zu meinem nächsten Ziel geleiten sollte.

Auf dem Weg zur Matheson Highschool entdeckte ich auf dem Bürgersteig ein kleines Heftchen. Es schien sich dabei um eine Broschüre zu handeln.

„Willkommen in Silent Hill!

Silent Hill, ein an einem See gelegener, ruhiger kleiner Erholungsort.

Wir freuen uns auf Ihren Besuch. Machen Sie mal Pause von Ihrem hektischen Alltag und genießen Sie einen entspannenden Urlaub bei uns. Straße an Straße mit malerischen alten Häusern, eingebettet in eine großartige Gebirgslandschaft. Und ein See, der im Verlauf des Tages verschiedene Seiten seiner Schönheit offenbart, vom Sonnenaufgang über den Nachmittag, bis zum Sonnenuntergang.
Silent Hill wird Sie berühren und mit einem Gefühl tieferen Friedens erfüllen. Ich hoffe, Sie haben einen angenehmen Aufenthalt, der für immer in Ihren Erinnerungen bleiben wird.

Redakteur: Roger Widmark“

„Tz!“, grinste ich kopfschüttelnd vor mich hin.
„Ein Gefühl tieferen Friedens.“ Aber eines stimmte mit Sicherheit: So schnell würde ich diese Reise wirklich nicht vergessen.
Silent Hill war als Urlaubsort sehr bekannt. Man konnte auch nicht abstreiten, dass dieser Ort eine Menge Sehenswürdigkeiten und Erholungsmöglichkeiten für Touristen zu bieten hatte, aber für mich war es nichts weiter als die reinste Tortur. Sobald ich meine Suche erfolgreich beendet hatte, würde ich diesen Ort meiden, und zwar für den Rest meines Lebens. Gestresst und genervt ließ ich die makaber und spöttisch anmutende Broschüre auf den Boden fallen und lief weiter in Richtung des Schulgebäudes.

Bereits nach wenigen Schritten konnte ich das Grundstück der High School, trotz des dichten Nebels, in seiner ganzen Pracht bewundern. Es erstreckte sich zur Rechten der Straße auf einer höher gelegenen Ebene, davor weite Blumengärten, die im seichten Nebel blass und trüb erschienen. Der Baustil der Schule ließ darauf schließen, dass das Gebäude schon älter war, aber bereits saniert wurde. Die Schule machte nicht wirklich den Eindruck einer typisch amerikanischen High School. Der Hof war zwar recht groß, aber heutzutage gab es prachtvollere Gebäude, die in ihrem Baustil aufwendiger errichtet wurden. Diese Schule wirkte auf den ersten Blick etwas bescheiden. Bei näherer Betrachtung fielen mir dann aber schmückende Figuren auf der Eingangsstrebe auf. Des Weiteren erkannte ich auch weitere

Querstreben, die den Etagenbau betonten. Es hatte einen klassizistischen Touch und gefiel mir dann doch eigentlich ziemlich gut. Vielleicht verwunderte mich der ungewöhnliche Grundriss auch deswegen, weil die Schule, die ich früher besuchte, großräumiger und im Grundriss symmetrischer aufgebaut war, so wie man es auch aus klischeehaften, amerikanischen Filmstreifen kannte. Man sollte aber auch bedenken, dass Charleston, im Gegensatz zu Silent Hill, eine Großstadt war.

Langsam stieg ich die Stufen zum Haupteingang des Gebäudes hinauf und entdeckte das andere größere Gebäude links der Schule. Es schien sich hierbei um die Turnhalle der High School zu handeln, aber solange es keinen Grund gab, dorthin zu gehen, war mir die Halle egal. Vor dem Eingang las ich die Worte, die auf dem Marmorschild zu meiner Rechten geschrieben standen:

„Matheson Highschool
Gegründet 1872 und gewidmet James Matheson (1823 – 1865),
der sich für das öffentliche Bildungssystem einsetzte, das es zu der damaligen Zeit nur in rudimentären Ansätzen gab.
Er lehnte sich gegen die Ungerechtigkeit auf, die Angehörigen der Oberschicht das Privileg gewährte, an Privatschulen für ihre Aufgaben bestens ausgebildet zu werden, während sich die Bürgermittelschicht mit einer rückständigen und mangelhaften Schulbildung zufrieden geben musste.
1865 starb James Matheson im Bürgerkrieg für die Freiheit und für die Zukunft unseres Volkes. Möge er in unseren Herzen weiterleben.“

Nachdem ich die Widmung zu Ende gelesen hatte, fiel mir das Gemälde im „Silent Hill Historical Society“ – Geschichtsforschungsverein ein, das ein Krankenhaus zeigte, welches im Bürgerkrieg errichtet wurde. Soweit ich mich erinnern konnte, hörte ich auch davon, dass es in Silent Hill ein Kriegsgefangenenlager gab, ebenso eine Justizvollzugsanstalt, die zu damaligen Zeiten geschlossen wurde. Scheinbar war auch Silent Hill stark in die Ereignisse des Bürgerkriegs eingebunden.
Nun galt es aber, andere Geheimnisse zu lüften und das Schulgebäude zu betreten. Ehrfürchtig öffnete ich die Tür ins Ungewisse.

Kapitel 9

Mutterseelenallein stand ich in der Lobby des Schulgebäudes. Ehrfürchtig blieb ich zunächst am Eingang stehen und leuchtete mit der Taschenlampe meine neue Umgebung ab. Nach einem Lichtschalter suchte ich vergebens, aber vielleicht ließ sich die Beleuchtung zentral vom Hausmeisterzimmer aus regeln. Immerhin reichte das Tageslicht noch aus, das spärlich in die Lobby fiel. Rechts an der Wand befand sich das schwarze Brett, das Aufschluss und Informationen über eine Vielzahl verschiedener Veranstaltungen, Aktivitäten und Bekanntmachungen gab. „School's out - Partys", Nachhilfestunden, Fundstücke im Fundbüro, Kleinanzeigen mit An- und Verkauf diverser Gegenstände und Schulbücher, Ausfälle und Vertretungen verschiedener Lehrkräfte, Aushänge über Unterrichtsausfälle und sogar eine Vermisstenanzeige mit Bild:

„Vermisst!
Brittany Darson, Schülerin der 5. Klasse der Matheson Highschool, wird seit sieben Tagen vermisst. Es gibt Grund zur Annahme, dass ihr etwas zugestoßen sein könnte. Daher bitten wir um eure Mithilfe! Meldet Auffälligkeiten und Hinweise, die das Verschwinden der Schülerin betreffen könnten."

Auf dem Foto war ein lächelndes Mädchen mit langem blondem Haar zu sehen. Heutzutage konnte man sich nicht sicher sein, was für kranke Leute die Straßen unsicher machten. Nun ja, vielleicht hatte sie auch einen tragischen Unfall.
Direkt neben der Vermisstenanzeige hing eine weitere Notiz, die mich ziemlich ins Grübeln brachte:

„Prostitution?
Betrug?
Diebstahl?
Betteln?
Oder vielleicht doch Schulden?

Was soll ich nur tun?“

Was hatte das denn wieder zu bedeuten? Und wer war überhaupt so dreist, eine Nachricht wie diese dort zu veröffentlichen? Jedenfalls wollte ich mich nicht länger davon aufhalten lassen.

Am anderen Ende des Raums gegenüber vom Eingang befand sich eine kleine Bühne mitsamt Pult. Hier wurden wohl kleinere Veranstaltungen und Kundgebungen abgehalten.
Ansonsten war die einladende Eingangshalle von Blumen und mit – von floralen Mustern verzierten – Säulen geschmückt.
Dann fiel mir die Karte an der linken Wand des Raumes auf, die mir recht schnell ins Auge stach. Ich dachte mir, dass sie mir auf meinem Rundgang durch das Gebäude sehr nützlich sein könnte.

Matheson
Highschool
Ar-
chiv
Chemiesaal
Labor
Physik
saal
Klassenzimmer
Aula
(1F Sicht)
Klassenzimmer
Klassenzimmer
2F
Klassenzimmer
Klassenzimmer
Musikraum
Musiksaal
Klassen
zimmer
Kunstsaal
Instrumente
Klassen
zimmer
Klassen
zimmer
3F
Computer-
raum
Filmsaal
Klassen
zimmer
Versammlungs
raum
La-
ger-
raum
Heizungs
keller
Generatorraum
Klassen
zimmer
BF (Keller)
Turnhalle
Umkleide
Umkleide
Lager
Küche
Archiv/
Kaffee
Lehrerzimmer
Nurse
Direktor
Sekre
tariat
Kantine
Aula
Bücherei
Hausmeister
Lobby
1F
Eingang

Ich verschaffte mir einen Überblick über die High School und beschloss zuerst, das Zimmer des Hausmeisters aufzusuchen, allerdings nicht nur wegen der zentralen Beleuchtungsanlage. Möglicherweise fand ich dort auch die Schlüssel, mit denen ich mir Zugang zu den verschiedenen Räumlichkeiten des Schulgebäudes verschaffen konnte, schließlich konnte ich nicht davon ausgehen, dass diese auch frei zugänglich waren. Leider hatte ich absolut keinen blassen Schimmer, wonach ich dort in dieser Schule eigentlich suchen sollte. Warum war dieser Ort auf der Karte markiert? War dieser Hinweis überhaupt an mich gerichtet? Die Tatsache, dass das Mädchen in Richtung dieser Schule lief, überzeugte mich jedenfalls davon, auch wenn dies genauso gut Zufall gewesen sein könnte. Andererseits war ich mir sicher, dass es auf dieser Reise keine Zufälle gab, als ob alles seinen genau vorherbestimmten Plan gehabt hätte, eigenartig… Nun gut, sobald ich dort für klare, angemessene Lichtverhältnisse sorgen konnte, stand einer systematischen Suche nach Hinweisen nichts mehr im Wege. Ich begab mich also zur Aula des Schulgebäudes und bewunderte die geschmackvolle, angenehme Einrichtung, deren Erscheinungsbild an ein großräumiges Shopping Center erinnerte. Man konnte vom Erdgeschoss aus durch eine große Öffnung in das obere Stockwerk blicken. Die beiden Stockwerke gingen durch dieses Stilmittel fließend ineinander über. Das oberste Stockwerk war jedoch nicht zu sehen. Der Weg, der im ersten Stock (2F) um die Raumöffnung der Aula angelegt wurde, war natürlich durch ein Geländer gesichert.

Zu meiner Linken in der Mitte der Aula stand ein kleiner Brunnen der von Sitzmöglichkeiten umgeben war. Ein ungewöhnlicher Einbau, der aber sicher für eine entspannende und stressfreie Atmosphäre sorgte. Vor mir erstreckte sich eine Treppe in die oberen Stockwerke, die perfekt in die ästhetische Baustruktur integriert war. Auf der südlichen Seite der Aula war anstelle einer Wand eine weite Fensterfront zu sehen, so auch im darüber liegenden Stockwerk. So fiel ausreichend Tageslicht in die Aula fiel und vermittelte so optisch ein Gefühl von Freiheit und Naturnähe. Alles in allem schien die Matheson Highschool ein sehr einladender modernisierter Lernort zu sein, dem ich in meiner Schulzeit auch nicht abgeneigt gewesen wäre.

Das Hausmeisterzimmer lag in unmittelbarer Nähe. Glücklicherweise war es nicht verschlossen, sodass ich problemlos eintreten konnte. Der Raum war nicht sonderlich groß und auch sonst gab es nicht besonders viel zu entdecken, was mein Interesse erweckte. Am wichtigsten war mir ohnehin die zentrale Beleuchtungsanlage, die ich gleich hinter der Tür vorfand. Zumindest dachte ich das, bis ich herausfand, dass es keine Stromversorgung gab, wie konnte es auch anders sein.
„Na klasse, danke! DANKE!“ Klatschend gab ich auf meine sarkastische Weise meinen Unmut kund und sah nach oben, als ob ich mit beim gnädigen Herrn für mein Pech bedankt hätte. Nun, Gott hatte damit sicher nichts zu tun, aber irgendetwas Übernatürliches in dieser Stadt war wie eine allgegenwärtige Macht immer bei dir und verfolgte jeden Schritt, den ich Tat, wie ein Puppenspieler nach dessen Pfeife ich tanzen sollte. Mit meiner Paranoia hatte das nichts zu tun, vielmehr war ich sicher, dass mein Schicksal vorherbestimmt war. Ich musste mich also vorerst mit meiner Taschenlampe zufrieden geben, bis ich später mit Hilfe des Generators im Keller für klare Verhältnisse sorgen konnte. Daher setzte ich meine Suche im Hausmeisterzimmer fort.
Wider Erwartungen fand ich jedoch keinen Schlüsselbund. Nun gut, solange ich noch nicht darauf angewiesen war, stellte ich dieses Problem vorerst zurück.
Der Schrank neben der Tür beinhaltete Arbeitskleidung, Handtücher und Laborkittel. Auf dem Boden des Schranks befanden sich Klopapierrollen, Reinigungsmittel und Stiefel, die u. a. für Gartenarbeiten und andere Reinigungsmaßnahmen bestimmt waren. Gartenwerkzeuge in der Ecke des Raums bestätigten meine Vermutung. Auf einem anderen Regal lagen verschiedene Gegenstände griffbereit, darunter eine Jacke, eine Armbanduhr, einige Mützen, Schmuck, zwei Schulbücher und… ein Schlüsselanhänger, der mir sogar sehr bekannt vorkam. Bei dem Anhänger handelte es sich um das allbekannte „Yin und Yang“ Symbol. In den Wäldern von Silent Hill fand ich bereits eine Kette, an der ein solcher Anhänger befestigt war. Aber was hatte das zu bedeuten? Es konnte auch genauso gut ein Zufall gewesen sein, schließlich gab es viele Menschen, die darin eine für sie wichtige Symbolik erkannten, während andere das Motiv als besonders schön erachteten. Ich wusste, dass es aus der chinesischen Kultur stammte und

Gegensätze unserer Welt zum Ausdruck bringen sollte, mit der Botschaft, dass das Eine das Andere bedingte und somit ein Gleichgewicht geschafft würde. Auch optisch sollte das Symbol genau diese Gesetzmäßigkeit wiederspiegeln. Vielleicht konnte ich in der Schulbibliothek Näheres über dieses Thema erfahren. Allem Anschein nach schien das Symbol nämlich von größerer Bedeutung für mich und meine Reise zu sein, als ich dachte.

Gerade als ich das Zimmer des Hausmeisters verlassen wollte, entdeckte ich einen gelben Umschlag, der unscheinbar aus der Schreibtischschublade ragte. Merkwürdig, dass er mir zuvor nicht ins Auge stach. Wissbegierig öffnete ich den Umschlag und entdeckte ein kleines Tütchen mit weißem Stoff. Handelte es sich hierbei um Drogen? Dem Tütchen lag ein kleiner Zettel bei, auf dem die folgenden Worte zu lesen waren:

„Der 18-jährige Schüler Albert Harrison fällt des Öfteren durch sein unbändiges, störendes Verhalten auf. Heute Morgen wurde er dabei erwischt, wie er mit anderen Schülern um den Inhalt des vorliegenden Tütchens handelte. Die Eltern wurden über den Vorfall unterrichtet. In Zukunft sollte der Junge einer besonderen Kontrolle unterliegen und ständig im Auge behalten werden. Des Weiteren ist zu ergründen, woher Albert die Drogen erhalten hat und ob er selbst unter dem Einfluss von Drogen steht. Es ist daher von Notwendigkeit, einen Drogentest zu veranlassen. Bitte arrangieren Sie einen Klassenkonferenztermin und informieren Sie die Eltern des Schülers über die Konsequenzen.“

„Drogen…“, murmelte ich vor mich hin. In diesem Moment musste ich daran denken, wie Anna und ich einst über dieses Thema diskutierten. Das Gespräch geriet aus den Fugen, bis wir letztendlich komplett abschweiften und auf die miserablen Verhältnisse in unserer heutigen Gesellschaft zu sprechen kamen.
Solche Themen konnte man mit Anna stundenlang erörtern. Sie war immer der Ansicht, dass man die Jugend mit erzieherischen Maßnahmen kaum unter Kontrolle halten könnte, da es genug Einflussfaktoren gäbe, die die eigene Wahrnehmung zur Genüge beeinträchtigten. Das Gefühl

der Zugehörigkeit würde in diesem unerfahrenen Alter den größten Stellenwert einnehmen, Kinder würden zu Mitläufern werden, weil sie den Sinn für Eigenständigkeit verlieren würden und dem Einfluss der Medien unterlägen. So würden sie zum Beispiel auch diese umstrittenen Werte verinnerlichen, die man ihnen z.B. durch das Fernsehen indirekt vermittelte. Und damit hatte Anna sicherlich nicht Unrecht. Die Jugend verlor derzeit den Respekt vor den Autoritätspersonen, die ihre Weiterentwicklung positiv zu fördern versuchten. Hinzu kam, dass die Jugend diesbezüglich auch mit pädagogischen Kunstfehlern zusätzlich belastet wurde.
Anna war der Meinung, dass das Kind selbst lernen müsse, eigenständig darüber zu entscheiden, was aus seiner Zukunft wird. Es würde keinen Sinn machen, die Kinder mittels Sanktionen auf den rechten Weg zu geleiten, schließlich müsste sich das Kind darüber im Klaren sein, dass es damit nur sich selbst schadet. Aufklärende Gespräche auf sachlicher, konstruktiver Basis seien der Weg zum Ziel, damit das Kind auch das Gefühl habe, dass man es schätzt und liebt, so wie es ist, egal was auch geschehen mag. Solange das Kind diese Sicherheit habe, wäre das Fundament für eine gesicherte Zukunft gesetzt.
Ich fand es gut, dass Anna sich darüber viele Gedanken gemacht hatte, auch wenn mir ihre Vorstellung von Erziehung doch ein wenig zu realitätsfern erschien. Aber sie konnte wirklich gut mit Kindern umgehen, daran gab es keinen Zweifel.

Wenn ich an Anna dachte verging meist viel Zeit. Zeit, die ich in diesem Moment aber nicht vergeuden sollte, da es wirklich Wichtigeres zu tun gab. Also verließ ich das Hausmeisterzimmer und machte mich auf den Weg zum Keller, da es mir ein besonderes Anliegen war, die Stromversorgung wieder herzustellen. Dass auch dieser Plan vereitelt werden würde, war eigentlich vorauszusehen. „Klar, wie kann es auch anders sein!“ Genervt schlug ich die Hände zusammen und rollte mit den Augen. Der Kellerzugang war durch eine zugezogene Gitterabsperrung blockiert. Das Schicksal meinte es nicht gut mit mir. „Du willst also, dass ich mir im Dunkeln die Hosen einkote, richtig?“ Schon erstaunlich, dass ich in einer solch beklemmenden Situation so sarkastisch vulgär sein konnte. Aber ich war es leid, ein Spielball dieser

kuriosen Mächte zu sein, die mir scheinbar mit großer Freude stets einen neuen Stein in den Weg legen wollten. Da mein Gezeter aber genauso wenig half, machte ich kehrt und ging zur Bücherei, da ich ohnehin weitere Informationen zur „Yin und Yang"- Symbolik in Erfahrung bringen wollte. So lange es draußen noch verhältnismäßig hell war, gab es noch keinen Grund zur Sorge.

Die Tür zur Bibliothek war glücklicherweise nicht abgeschlossen. Ich betrat das Zimmer und erkundete den Raum, der mit Bücherregalen geradezu überhäuft war. Direkt vor dem Eingang gab es einen kleinen Bürobereich, wo vermutlich der Verleih der Bücher verwaltet wurde. An den Fenstern gab es weitere Sitzmöglichkeiten für die Besucher der Bibliothek. Reihum standen mehrere Bücherregale im hinteren Teil des Raums, die fach- und genrespezifisch angeordnet waren. Folgerecht fiel es mir nicht schwer ein Buch zu finden, um meinen Wissensdrang zu aktuellen Fragen nachzugehen.
Als ich durch die Gänge wanderte, fiel mir auf, dass einige Bücher bereits geöffnet auf dem Buchrücken lagen, als ob sie mir geradezu auf dem Präsentierteller offeriert wurden. Angesichts der Umstände war das aber nicht weiter ungewöhnlich. Wer oder was auch immer dieses Katz- und Mausspiel mit mir trieb, lotste mich wie bei einer Schnitzeljagd von Punkt A nach B, fast wie in einem Videospiel.
Eines der Bücher hielt Informationen zum Thema Tarot für mich bereit, auch wenn ich mir nicht darüber im Klaren war, inwiefern ich diese Infos auf mich, bzw. meine Situation übertragen sollte:

„Tarot
Das Deck Tarot repräsentiert die verschiedenen Ebenen unserer Welt. Die Geschichte der Tarotkarten war bis zum Ende des 18. Jahrhunderts mit der des als Deutungswerkzeug benutzten Tarots identisch. Zusätzlich zum üblichen Kartenblatt enthält das Deck 21 Trumpfkarten. Die darauf folgenden Karten symbolisieren paranormale Gegebenheiten wie Gott („Auge der Nacht"), Geister und Wiedergeburt.
„Sammle alle Karten und herrsche über die Welt", heißt es in spezifischer Literatur. Übertragen wurde diese Form des Okkultismus in Bräuche, die auch heute noch ihre Verwendung finden, auch wenn die

meisten dieser Riten nicht an die Oberfläche treten und viel mehr insgeheim ausgeübt werden.
Extremistische Anhänger solcher kultischer Bräuche personifizieren die Tarotkarten und missbrauchen sie für ihren Dogmatismus.
Tarotkartenspiele sind auch heute noch für Zukunftsvoraussagen bekannt und werden vorwiegend von Schaustellern (Zigeunern) praktiziert.“

„Soso…“, murmelte ich nachdenklich vor mich hin. Allerdings konnte ich mir keinen Bezug zu meiner Situation zusammenreimen. Direkt daneben lag ein weiteres aufgeschlagenes Buch. Es beinhaltete unter anderem einen Artikel über die Seuche, die einst in Silent Hill verbreitet war:

„Epidemie
Noch einmal stürzt die Drohung einer Seuche die Stadt in Dunkelheit. Die Stadt war durch die Epidemie angeschlagen. Die unvorhergesehenen Todesfälle der Stadtbevölkerung, so wie die Gedanken und Gefühle der Gefangenen, könnten die ursprüngliche Energie dafür sein, dass die „gehaltene“ Stadt stufenweise verzerrt wird. Die gegenwärtige Inkarnation des Brookhaven Krankenhauses bestand allerdings schon vorher, als es im späten 19 Jhdt. ausgebaut wurde.
Nach der Ausbreitung der Epidemie wurde Silent Hill wieder neu aufgebaut, und zwar als Straf-Kolonie. Viele Menschen verloren ihr Leben auf diesem abscheulichen Boden. Zu dieser Zeit wurde diesem Ort der Name "Silent Hill" gegeben.
Nach der Schließung des Gefängnisses wurde ein historisches Museum geöffnet, das den Menschen die Geschichte der Stadt und die des Gefängnisses näher bringen sollte.“

„Ah, das muss das Museum an der Nathan Avenue sein.“ Ich wollte mich aber nicht länger von meiner Suche nach meinem eigentlichen Ziel – der Suche nach der genauen Yin und Yang Symbolik – abbringen lassen. Vielleicht fand ich im Bereich „Psychologie“ etwas Passendes dazu und tastete mich dementsprechend voran: „Die Suche nach dem inneren Kind“, „Körper und Geist – Der spirituellen Kraft auf der Spur“,

„Erziehungspsychologie, Emotion und Motivation“,
„Minderwertigkeitskomplexe – Von Paranoia, Gewalt und Realitätsverlust“, … Ein wahres Sammelsurium für die Nerds der Geisteswissenschaften.
„In meinen Augen nichts als Platzverschwendung!“, spottete ich als Naturwissenschaftler und bekennender Fachidiot. Für mich galt nun mal nur das Sicht- und Greifbare, das wissenschaftlich Fundierte als maßgeblich, obwohl ich angesichts meiner Erlebnisse in Silent Hill eines Besseren belehrt wurde.
Dann stach mir ein Wälzer ins Auge, der hoffentlich halten konnte, was er versprach: „Parapsychologie und Symbolik“
Und ich lag mit meiner Vermutung richtig. Trotz des Buchumfangs gelang es mir schnell einen passenden Eintrag zu finden.

„Yin und Yang
Yin und Yang sind zwei Begriffe aus der chinesischen Philosophie, deren Bedeutung auf das Gleichgewicht von Gegensätzen abzielt. Bei Yang handelt es sich um das Prinzip des Himmels, bei Yin um das Prinzip der Erde.“

„Blablabla… Das kenne ich bereits.“

„…stellvertretend für die Vielzahl von möglichen Gegensätzen. Yang kann das männliche, aktive, schaffende, erleuchtende Prinzip sein, Yin das weibliche, passive, entgegennehmende, erwartungsvolle, aufopfernde, verschleiernde. Beide sind Gegenstücke, die sich ergänzen, nicht Gegensätze, die sich bekämpfen. Keines der beiden ist dem Anderen überlegen. Sie bilden gemeinsam ein Ganzes und bedingen einander.
Dennoch kristallisiert sich eine hierarchische Struktur heraus, wenn man sich die Beziehungen und Leitkriterien von Yin und Yang ansieht. Während Yang für vitale und optimistische Bedeutungen steht, repräsentiert Yin „das negative Gegenstück“. Als Beispiele sind Leere, Dunkelheit und die Passivität zu nennen. Interessant bei dieser Verteilung ist, dass sich eine Beziehung zum Sündenfall erkennen lässt.

Bereits bei dieser Anschauung spielte die Frau eine dem Mann untergeordnete Rolle.
Yin und Yang kann auch psychoanalytisch und verhaltenstherapeutisch gedeutet werden. Es symbolisiert ebenso die Unzugehörigkeit, das Gefühl der Unsicherheit und Unentschiedenheit, Zwiespalt und andere Persönlichkeitsstörungen.
Yin und Yang kann auch ritenbedingt ein Herrschaftssymbol sein, findet darin aber relativ selten seine Bedeutung, zumal diese Deutung im Widerspruch zu seiner Ursprungssymbolik steht.“

„Ein Herrschaftssymbol…“ Davon hatte ich nie etwas gehört, aber vielleicht handelte es sich in dieser meinigen Situation um einen dieser seltenen Fälle.
Wie es der Zufall wollte, „stolperte“ ich über eine weitere Notiz, die auf einem der Tische in der Ecke lag. Es war wieder ein Tagebucheintrag dieses Martin Sein, der den mysteriösen Vorfällen in Silent Hill auf die Spur gehen wollte:

„Eintrag vom 27. November

An diesem heutigen Tag gelang es mir, eine Menge nützlicher Informationen zu sammeln, u. a. in der Bücherei der Matheson Highschool, die auch für ihre Fülle an Informationsquellen bekannt war. Es konnte nicht schaden, ihr einen kleinen Besuch abzustatten, wenn ich schon einmal dort war.
Inzwischen ist das Gerücht, eine Droge hätte in Silent Hill die große Runde gemacht, in weiten Kreisen bekannt. Es muss sich dabei um eine Droge gehandelt haben, deren Ingredienzien halluzinogene Auswirkungen hervorrufen. In einem Buch über botanische Lebensformen bin ich auf interessante Informationen gestoßen, die mich zu weiteren Vermutungen angeregt haben. Laut dem Artikel wächst das Kraut nahe an Gewässern und ist nur an wenigen Orten überhaupt vorzufinden. Könnte es möglich sein, dass das Kraut mittlerweile sogar nur noch in Silent Hill wächst?
Jedenfalls gibt es eine Verbindung zwischen diversen Vorfällen in Silent Hill und dem Umlauf der Droge, die zunächst nur in geheimen

Organisationen konsumiert wurde. Möglicherweise hat der Kult profitable Verkaufsmöglichkeiten entdeckt und die Droge an äußere Gesellschaftsgruppen weiterverkauft. Nach dem Brand in Silent Hill dehnte sich der Drogenhandel sogar auf den Tourismus aus. Seither haben die übernatürlichen Vorfälle in Silent Hill noch größere Ausmaße angenommen.
Bei der Droge handelt es sich um „PTV“. Was genau diese Bezeichnung bedeutet ist mir bislang nicht bekannt. Daraufhin habe ich im Archiv der Stadtbibliothek nach älteren Zeitungsartikeln gesucht, allerdings unter strenger Beobachtung des Personals. Ohnehin hatte ich den Eindruck, dass ihnen meine Recherche ein Dorn im Auge war, aber das war mir in diesem Moment egal, da sich meine Suche wirklich gelohnt hat.
Mit dem Drogenhandel schienen auch zahlreiche Todesfälle verbunden zu sein. Sowohl der Bürgermeister, der sich dafür einsetzte, dass man dem Drogenhandel Einhalt gebot, als auch ein Rauschgiftfahnder starben an Herzversagen mit unbekannter Ursache. Scheinbar haben die „PTV“-Dealer strategisch versucht, die Herrschaft der Stadt unter ihre Fittiche zu bekommen und ich vermute hinter dieser „Verschwörung“ eine größere Organisation. Etwa sieben Jahre später ging das Ausmaß des Drogenhandels dann aus bisher unbekannten Gründen zurück. Es wurden weitere Todesfälle gemeldet, die das Ende der Misere einläuteten, jedoch nicht für das weitere Bestehen dieser berüchtigten Organisation. Allerdings hat die Polizei seither einige Fortschritte gemacht und es geschafft, Spione in das Drogenmilieu einzuschleusen. So konnte vor etwa zwei Jahren das „Indian Runner“, eine Bar im Norden Silent Hills am Rande des Toluca Lakes als einer der zentralen Handelsorte entlarvt werden. Der Inhaber plädierte für seine Unschuld, er sei das Opfer noch größerer Machenschaften, von der er aber behauptete, sie nicht zu kennen. Sein wehmütiges Geschwätz überzeugte die Justiz nicht, woraufhin er verhaftet wurde. Schon bald darauf fand man ihn tot in seiner Zelle auf.
Auch wenn diese Drogenszenerie eine größere Rolle zu spielen scheint und viele Vorfälle in Silent Hill beeinflusst, so glaube ich dennoch, dass es noch andere übernatürliche Kräfte in Silent Hill gibt. Ich werde meine Nachforschungen weiterführen und in Verbindung zu diesem Drogenfall möglicherweise auf weitere Antworten treffen. Sogar in dieser Schule ist

der „PTV“-Konsum vertreten. Ob der Drogenhandel womöglich in alle gesellschaftlichen Bereiche vorgedrungen ist und sogar die Fäden in der Stadtverwaltung in der Hand hat?
Martin Sein“

Dieser Martin Sein schien ganz in seinem Element zu sein. Durch ihn hatte ich bislang eine Fülle wichtiger Informationen erhalten, die mir eine vage Vorstellung davon vermitteln sollten, womit ich es dort eigentlich zu tun hatte. Eines stand aber fest: Diese Monster waren echt, weder eine Halluzination, noch das Produkt einer Wahnvorstellung. Ich konnte mit Sicherheit behaupten, keine Drogen genommen zu haben! Ich konnte Martins Vermutung also bestätigen, dass dort auch übernatürliche Mächte am Werk waren. Ich fragte mich nur, ob Martin tatsächlich diese Missstände aufdecken und öffentlich machen konnte. Er musste doch gewusst haben, dass er allein nichts ausrichten konnte, ohne sich in Gefahr zu begeben. Vielleicht hatte auch er dem monströsen Gesicht dieser Stadt ins Auge gesehen. Blieb die Frage, was aus ihm geworden sein könnte…

Kapitel 10

Als ich die Schulbibliothek verließ, wandte ich mich der größeren Tür zu meiner Linken zu, weil ich der Kantine noch einen kurzen Besuch abstatten wollte. Hunger hatte ich im Übrigen immernoch keinen, wobei ich auch nicht davon ausgegangen war, dass ich dort überhaupt genießbare Nahrung vorfinden würde.
Die Kantine war großräumig und steril. Zu meiner Rechten erstreckte sich die Theke, an der die Schüler ihre Mahlzeit entgegennahmen. Unmittelbar dahinter befand sich die Küche, in der die zahlreichen Mahlzeiten zubereitet wurden. Zumindest ließ ein Schild an der Tür mit der Aufschrift „Küche – Zutritt nur für Personal“ dies vermuten. Nicht, dass es mir wichtig gewesen wäre, mich daran zu halten, aber die Tür war leider von innen verriegelt.
Von Schülern gab es natürlich keine Spur und auch ansonsten waren dort weder Teller noch andere Überbleibsel der Schülergemeinde zu sehen, bis auf eine kleine braune Tasche, die leicht versteckt auf einem Stuhl lag. Na wenn das mal kein Zufall war. Da es mich brennend interessierte, was die Tasche beinhaltete, zögerte ich nicht lange und näherte mich dem braunen Fundstück. Die Initialen auf der Tasche verrieten den Namen des Besitzers:
„Andrew [redacted]“
„Andrew!“, rief ich erstaunt und erinnerte mich an den Grabstein im Wald. Alle diese Hinweise… Hatte dieser Andrew vielleicht etwas mit dem Drogenhandel zu tun? Und welche Verbindung hatte Anna zu dieser Geschichte? War sie vielleicht auch in den Drogenhandel verwickelt? Hatte sie mir deshalb ihre eigentliche Heimat verschwiegen?
„Mist“, murmelte ich vor mich hin, als ich versuchte den Nachnamen zu entziffern. Aber er war mit Absicht unkenntlich gemacht worden. Ob Andrew wohl etwas zu verschweigen hatte? Als ich die Tasche öffnete, erwartete mich eine gähnende Leere, mit Ausnahme eines Schlüsselbundes, der 2 Schlüssel fasste. Auf einem der beiden Schlüssel war eine Nummer eingraviert: „306“
Früher oder später sollte ich sicherlich wie gewohnt von Geisterhand an den entsprechenden Ort geführt werden, da war ich mir sicher.

Mehr gab es dort jedenfalls nicht zu tun. In der Kantine war es kalt, leer und grau. Ein Wunder, dass die Schüler dort überhaupt noch ihre Pausen verbrachten, ganz im Gegensatz zur freundlich und offen gestalteten Aula. Ein wenig irreführend und auch nach außen hin ein wenig täuschend, zumal auch ich bei meinem ersten Eindruck ein anderes Bild vor Augen hatte, fast so als wollte man dort einen gewissen Schein wahren. Vielleicht interpretierte ich aber auch nur zu viel hinein und die Schule hatte einfach keine Gelder mehr, um die Kantine aufzumöbeln. Man muss ja auch Prioritäten setzen. Unbehagt drehte ich mich zur Eingangstür der Kantine, betrat ein weiteres Mal die große Halle und packte die Karte der Schule aus, um mein nächstes Ziel zu lokalisieren. „Mann ist das dunkel…“ Da fiel es mir wie Schuppen von den Augen. Erst dann bemerkte ich, dass die Intensität des Tageslichts stark abgenommen hatte. Wie konnte das sein? Wie spät es war, ließ sich unmöglich sagen, aber es konnte kaum mehr als drei Stunden gedauert haben, seit ich im Wald erwacht war. Schlief ich im Wald doch länger als erwartet? Diese Erkenntnis ließ die Ängste in mir fruchten. Ich hatte eigentlich keine sonderlich große Lust, die Räumlichkeiten der Schule in der Dunkelheit erkunden zu müssen. Gerade in dieser Stadt jagte mir die Dunkelheit eine höllische Angst ein. Viel schlimmer als im Wald hätte es eigentlich nicht werden können, aber wer wusste, was mich noch erwarten würde.
Trotz allem durfte ich die Hoffnung nicht verlieren und musste meinen Weg fortsetzen. Je schneller ich meine Arbeit in der Schule also erledigen konnte, desto eher würde ich Reißaus nehmen und in Sicherheit gelangen können, aber wo war man dort schon in Sicherheit?

Laut Karte waren auf der anderen Seite der Halle die Personaleinrichtungen zu finden, in denen unter anderem der Verwaltungskrempel und die organisatorischen Angelegenheiten geregelt wurden.
Einsam stand ich in dieser großen Halle und beobachtete den Aufbau des Gebäudes. Ich hatte es noch nie gemocht allein in einem großen Raum zu stehen. Gefühle von Unsicherheit, Schutzlosigkeit und Wehrlosigkeit übermannten meine Gefühlswelt. Man konnte nie alles gleichzeitig im

Auge behalten und musste daher mit Gefahren aus allen Richtungen rechnen.
Anna verhielt sich in dieser Hinsicht genau gegensätzlich. In kleinen engen Räumen fühlte sie sich äußerst unwohl. Nicht, dass sie unter Klaustrophobie gelitten hätte, nein, sie mochte es nur nicht in ihrer Freiheit eingeschränkt zu sein. Enge kleine Räume gaben ihr wohl das Gefühl, eine Gefangene zu sein. Mir hingegen vermittelten sie ein Gefühl von Schutz und Geborgenheit. Nun ja, Geborgenheit war vielleicht der falsche Ausdruck, ich fühlte mich einfach wohl aufgehoben und sicher.
Ich bemerkte wieder, dass ich meine Ängste mit Hilfe dieser Gedanken und Überlegungen unterdrücken wollte, aber allein der Gedanke an Anna genügte, um mir neuen Mut einzuflößen, aus dem ich neue Kraft schöpfen konnte.
Furchtlos begab ich mich zur anderen Seite der großen Halle, vorbei an dem großen Brunnen und öffnete die Tür zum Sekretariat.

Im Sekretariat erwartete mich eine schlichte Einrichtung. Ein Tresen teilte den Raum in zwei Abteilungen, wobei das hintere, größere Abteil logischerweise für das Personal gedacht war und der vordere Teil für Schüler, Lehrer und andere Bedienstete, für die die Akten nicht uneingeschränkt zugänglich waren. Hinter dem Tresen waren Computer und etliche Büroartikel zu sehen, nicht weiter erwähnenswert, zumal es ohnehin keinen Strom gab. Durch das Fenster gegenüber der Tür fiel das Licht in den menschenleeren Raum. In der hinteren Ecke gab es Aktenschränke zuhauf, die ich selbstverständlich nicht alle durchsuchen wollte und konnte, schließlich lag mir die Zeit im Nacken. Was mich hauptsächlich interessierte, waren die Akten von Andrew, der offensichtlich auch ein Schüler der Matheson Highschool war. Doch bevor ich mich auf die Suche danach machte, fiel mein Blick auf die Unterlagen auf dem Schreibtisch. Neben Lehrerlisten, Schülerneuanmeldungen, Elternschreiben und diversen Verwarnungen an einige Schüler war auch eine Notenliste einer Klasse zu sehen, die mit einem Rotstift überarbeitet wurde. Sie stach mir ins Auge, weil sich diese Markierung auf den Namen Bernard Harrison bezog, der eventuell der Bruder von Albert Harrison gewesen sein könnte. Laut Liste hatte er

eine mangelhafte Leistung erbracht, doch die Note wurde nachträglich abgeändert.
An die Liste war eine Notiz geheftet:
„Zu Händen von Mrs. Elliott
Bitte kümmern sie sich um das „Anliegen“.
J. Stone“
Was zum Geier hatte das denn wieder zu bedeuten? Entweder hatte es sich bei der Zensur um eine irrtümliche Beurteilung einer Leistung gehandelt oder man ließ sich leicht beeinflussen. Grund könnten auch Beziehungen gewesen sein, die dem Schüler sehr zu Gute kamen. Aber merkwürdig war es alle Mal und mit Sicherheit auch nicht rechtskräftig. Und es war auch sicher kein Zufall, dass ich kurz zuvor diesen Bernard kennen gelernt hatte, sofern es sich hierbei auch um den gleichen Bernard handelte, schließlich war der Bernard den ich kannte weitaus älter.

Anschließend wandte ich mich den Aktenschränken zu und hielt Ausschau nach wichtigen Unterlagen, die mehr über Andrew preisgeben sollten. Dank des recht übersichtlich gestalteten Verzeichnisses und meines Glücks, dass es nur einen Andrew an der Schule zu geben schien, dauerte es auch nicht lange, bis ich die Akten eines „Andrew“ in meinen Händen hielt. Wider Erwartungen waren die Akten jedoch unvollständig. Alles was ich fand, waren einige Notizen bezüglich seiner Person, Beschwerden, die Andrew gegenüber seinen Mitschülern geäußert hatte und eine Akte, die belegen sollte, dass man in der „Angelegenheit Andrew“ einen Schulpsychologen zu Rate ziehen sollte. Das war bereits nützliches Material, um mir einen groben Einblick in Andrews Leben verschaffen zu können.
Bevor ich mir die Anmerkungen einer der Lehrerinnen durchlas, kam mir erst in den Sinn, dass es doch etwas ungewöhnlich sei, die alte Akte eines verstorbenen Jungen aufzubewahren. Entweder wollte man mir einen weiteren Hinweis geben oder es handelte sich hierbei um einen anderen Andrew, was mir – in Anbetracht der bisherigen Ereignisse – unwahrscheinlich erschien.

„Persönlichkeitsbild und soziokultureller Entwicklungsstand:

Andrew ist ein unscheinbarer und stiller Schüler, der im Unterricht nicht viel von sich preisgibt. Seine aktive Mitarbeit lässt zu wünschen übrig und auch sonst wirkt er eher verträumt und verhält sich apathisch. Dennoch lassen sich seine Leistungen anhand seiner schriftlichen Arbeiten als überdurchschnittlich gut einstufen.
Andrew ist hilfsbereit und teamfähig. Er setzt sich oft für seine Mitschüler ein und zeigt kooperatives Verhalten bei Gruppenarbeitsformen und Referaten. Trotz allem korrelieren diese Verhaltenszüge nicht mit seinem Ansehen in der Klassengemeinschaft. Er unterscheidet sich in seinem Verhaltensmuster gewaltig von dem seiner Mitschüler. Er wirkt, schüchtern, sehr zurückhaltend und zart besaitet, äußerst sensibel, und auffallend selbstkritisch. Ein stark angeschlagenes Selbstkonzept ist zu erkennen. Dadurch wird er zum Ziel von Hänseleien und allgemeinen Gespötts. Andrew wird von einigen Mitschülern gemobbt und man merkt ihm an, dass ihn das Geschwätz seiner Mitschüler sehr verletzt. In Lehrerseminaren kam es auch des Öfteren zum Gespräch, dass Andrew gelegentlich mit blauen Flecken in die Schule gekommen sei. Andrews Erziehungsberechtigter ist trotz unserer Einladungen zum Elternabend nie zu einem aufklärenden Gespräch erschienen. Seit längerer Zeit besteht das Gerücht, dass Andrew möglicherweise misshandelt werden könnte. Das hiesige Jugendamt hat die Vorwürfe aus unerfindlichen Gründen zurückgewiesen.
Zurzeit wird ermittelt, welche Zustände im Haushalt der Familie herrschen, aber bislang gibt es keine weiteren Indizien, die einen solchen Verdacht belegen würden. Die Schulleitung hat veranlasst, diesbezügliche Kontrollen und „Recherchen“ einzustellen.“

Danach folgten keine weiteren Einträge. Der Einblick in Andrews Leben war mitleiderregend. Er scheint ein guter Junge gewesen zu sein. Es stellte sich nur die Frage, warum er gestorben war und ob man den Gerüchten Glauben schenken konnte, was die Misshandlung betraf. Weitaus fragwürdiger war auch: Wie kann eine Schulleitung die Missachtung ihrer Erziehungspflichten derart verantworten, dass einem

Verdacht auf häusliche Gewalt einfach nicht nachgegangen wird? Ob Andrews Eltern womöglich auch einen gewissen Einfluss gehabt haben könnten? Oder war es Andrew selbst, der auch ein Opfer dieser Drogengeschichte war?

Erneut schossen mir zahlreiche Fragen durch den Kopf, die mich in meiner grenzenlosen Neugier zurückließen, aber das Schulgebäude wartete geradezu darauf von mir erforscht zu werden.
Mein nächstes Ziel war auch nur eine Tür entfernt, das Direktorzimmer. Das Zimmer des Direktors war völlig verwüstet. Ein Schreibtisch stand quer im Zimmer, Aktenschränke waren auf den Boden geworfen worden und überall auf dem Boden waren Papiere verstreut, die keinerlei Bedeutung für mich hatten. Jemand musste dort gewesen sein und nach etwas bestimmten gesucht haben.
Ein geöffneter Safe erweckte meine Aufmerksamkeit, aber es war zu erwarten, dass im Inneren des Safes nur gähnende Leere zu sehen war. Dem Zustand des Raumes nach zu urteilen, hatte jemand einen guten Grund, das Zimmer auf den Kopf zu stellen. Mir gingen bei diesem Anblick folgende Fragen durch den Kopf: „Was war in diesem Safe? Wer hat das getan? Und vor allem: Hat das überhaupt etwas mit meiner Situation zu tun?“ Man könnte fast meinen, dass ich mich auf einem Egotrip befand. Nicht alles musste sich zwingend um mich drehen. Aber ich war mir sicher, dass all diese verschiedenen Fälle eine Rolle spielten und kleine Teile eines größeren Puzzles waren, die zusammengesetzt werden mussten.
Grübelnd stand ich vor dem Chaos und versuchte einen klaren Gedanken zu fassen. Neugierig stieg ich über den Krempel zum Tisch und hoffte zumindest dort etwas Nützliches finden zu können. Und letztendlich hatte es das Schicksal dann doch noch gut mit mir gemeint. In einer der Schubladen befand sich reichlich Munition für meine Pistole, ein Fund auf den ich lange gewartet hatte, auch wenn ich es befremdlich fand so etwas in einem Direktorzimmer vorzufinden.
„Na endlich!“ Erleichtert lud ich meine „44er“ nach und packte den Rest in mein Equipment.

Vollgetankt mit neuem Mut verließ ich das Zimmer des Direktors und begab mich zum Lehrerzimmer schräg gegenüber. Auch in dieser nebligen und aschfahlen Welt musste man auf alles gefasst sein. Es war zwar ein tolles Gefühl mit einer geladenen Waffe ausgerüstet zu sein, aber es war auch davon auszugehen, dass ich schon bald wieder Gebrauch von dieser Waffe machen musste. Das letzte Mal, als ich sie benutzt hatte, kämpfte ich gegen dieses riesige Ungeheuer im Wald. Ein kräftezehrender Kampf, den ich so schnell nicht vergessen würde.
Mit der gezückten Waffe öffnete ich wachsam die Tür und observierte das Zimmer, in der die Lehrer der Highschool ihre Pausen und Meetings verbrachten. Ein langer breiter Tisch erstreckte sich durch den ganzen Raum. Durch die Fenster zu meiner Rechten fiel das der Nacht weichende Licht in den ganzen Raum bis hin zu den Kakteen, Zypressen und Heidekrautsträuchern, die in Töpfen zu meiner Linken in die Höhe wuchsen. Gegenüber vom Eingang befand sich eine weitere Tür, die laut Türschild ins Archiv führte.
Auf dem großen Tisch waren neben der Dekoration noch eine Notiz und eine goldenfarbene Kugel zu entdecken. Verwundert, was diese Kugel da zu suchen hatte, zögerte ich nicht lange und nahm sie in meine Hand. „Meine Güte… Ist die schwer! Uff… Das müssen… 10 Kilogramm sein, schwerer als ein Sechserpack Wasser.“ Bei dieser Kugel handelte es sich wahrhaftig um echtes Gold. Ich konnte meinen Augen nicht trauen und griff mir fassungslos an den Kopf. Vielleicht konnte mir die Notiz einen Anhaltspunkt geben, was es mit dieser wertvollen Kugel auf sich hatte. Jemand hatte die eigentliche Notiz in rot mit einer Nachricht überschrieben. Es war ursprünglich ein Bericht über einen Vortrag von Andrew vor seiner Klasse.

„Andrew hat sich große Mühe gegeben, seinen Vortrag über das Begradigen von Flüssen und den Folgen so frei wie möglich vorzutragen. Seine Darbietung war geprägt durch sein unsicheres Auftreten, das sich unter anderem auch in seiner Gestik und Mimik widergespiegelte. Das Gelächter in der Klasse brachte diese Beklommenheit noch stärker zum Ausdruck, bis es offensichtlich war, wie sehr er sich durch seine Präsentation quälte.

Das Verhalten einiger Mitschüler ist unangebracht und unentschuldbar. Andrew ist ein fleißiger Schüler und wird zu Unrecht bloß gestellt. Ich gebe zu, dass Andrew durch seine Erscheinung und durch sein sonderbares Verhalten aus der Menge sticht, aber das ändert nichts daran, dass er seine Pflichten ernst nimmt, ihnen sachgemäß nachkommt und auch ansonsten ein angemessenes Regelverhalten an den Tag legt. Er ist aufopfernd und stets für seine Mitschüler da.
Ich werde mich darum kümmern, dass sich die Umgangsformen in der Klasse ändern und in Zukunft ein zufriedenstellendes Klassenklima herrschen kann.
Sandra Bredenbrock“

Der Text in rot hingegen bezog sich auf die goldene Kugel:

„Die Wahrheit… Sie steckt in dieser Kugel. Zumindest der Schlüssel zu dieser Wahrheit, weißt du? Sie ist eingesperrt und kann nicht raus. Jemand muss sie befreien und du bist in der Lage dies zu schaffen! Finde einen Weg hinein. Überwinde die Hülle der Isolation. Nicht alles ist gold, was glänzt.“

„Schon wieder so ein dämliches Rätsel.“ Es war sicherlich nicht angebracht, mich darüber aufzuregen, aber ich musste nun doch damit rechnen, dass ich längere Zeit in diesem Gebäude verweilen würde. Zumindest hatte ich nun einen Anhaltspunkt, eine Aufgabe die es zu lösen galt und diesem Text nach zu urteilen, würde mich die Lösung dieses Rätsels einen enormen Schritt weiterbringen.
Nur war ich mir nicht sicher, ob ich die Kugel mitnehmen oder besser dort liegen lassen sollte. Andererseits hatte ich auch nicht sonderlich große Lust, noch einmal dorthin zurückkehren zu müssen, also biss ich in den sauren Apfel und fügte die goldene Kugel meinem Gepäck hinzu.

Die Tür zum Archiv war abgeschlossen, also war auch in diesem Zimmer meine Arbeit getan. Gerade als ich mich zur Eingangstür drehen wollte, hörte ich zu meinem Leid ein grauenhaftes Geräusch.
„O…h…“ Ich war nicht sicher, woher es gekommen war, vermutlich aus der Halle. Ich konnte das Geräusch auch nicht eindeutig zuordnen. Wie

ein unwirklich tiefer Schrei eines Mannes, aber viel konstanter und dumpfer, nach hinten hin abklingend. Egal was es war, ein Mensch war es nicht. Das war eindeutig herauszuhören und dementsprechend angsteinflößend.
Als ich mich dem Flur zur Halle näherte, wurde es schlagartig dunkler. Inzwischen war es so dunkel geworden, dass ich meine Taschenlampe einschalten musste. Draußen war es finster und neblig, ebenso dunkel war es im Lehrerzimmer, in dem Totenstille herrschte. Ich spürte die Präsenz des Grauens, den Dunst der Gefahr und deren Rufe, die mich aus der Halle ereilten.
Bangend trat ich über die Türschwelle und leuchtete den Flur ab. Zunächst war noch keine Gefahr zu entdecken, aber sie konnte hinter jeder Ecke lauern. Vom Flur aus konnte ich bereits die großen Glasfenster und die Treppe sehen, die in das obere Geschoss führte. Ohne die Taschenlampe wäre ich der Dunkelheit wehrlos ausgeliefert gewesen, andererseits fürchtete ich mich auch vor dem Lichtkegel meiner eigenen Lampe, zumal das Licht auch meine Präsenz verriet. Wackelnd fiel der Lichtschein auf die Tür zum Direktorzimmer, auf die Pflanzen unter der Treppe und an die Decke, kein Versteck war vor dem Lichtwurf meiner Taschenlampe sicher. Dann stand ich wieder in der großen Halle der Highschool. Es war noch schwieriger als wenige Minuten zuvor, den Überblick zu behalten. Durch die großen Fenster schimmerte der Nebel, der durch die Straßen von Silent Hill gleißte.
Dann kam es wieder! Dieser gespenstig tiefe Schrei hallte durch die große Halle der Schule. Es war eher ein lang anhaltender Ton, als ob man eine Aufnahme auf einem Tonband verlangsamt hätte. Ich spürte es in Mark und Bein, konnte die Quelle dieses Geräuschs aber nicht ausfindig machen. Es war einfach überall!
Zitternd begab ich mich vorsichtig zur Treppe und leuchtete die Stufen hinauf. Wieder war nichts zu sehen. Mein Herz raste vor Aufregung. Egal was mich in diese Aufruhr gebracht hatte, es musste beseitigt werden, damit ich wieder ein Gefühl von Sicherheit verspüren konnte. Ich stieg eine Stufe nach der anderen nach oben und leuchtete jeden Winkel ab, um nicht in einen Hinterhalt zu geraten. Die Treppe in diesem Teil des Gebäudes schien zweiteilig zu sein. Sie startete breit und machte dann auf halber Höhe eine Kurve nach rechts und links,

splittete sich also auf, von wo aus sie in den nächsten Stock in Richtung des Aula-Zentrums ragte. Auf der Zwischenebene der Treppe hielt ich an und wartete, bis der schaurige Laut wieder ertönte, aber es herrschte Stille, nichts war mehr zu hören.
Die letzten Stufen führten mich zur zweiten Etage, bzw. ersten Stock (2F) hinauf, wo ich sogleich meine neue Umgebung erkundete. Vor mir erstreckte sich der gesicherte Rundgang, von dem man aus nach unten auf den Brunnen der Aula blicken konnte. Die Treppe, die ich soeben hinauf gegangen war, war ebenfalls von einem weiteren Rundgang und einem Geländer umgeben, von wo aus man zu weiteren Räumlichkeiten gelangte. Die Treppe führte außerdem wieder zweigeteilt noch weiter ins Obergeschoss, aber um das oberste Stockwerk wollte ich mich erst später kümmern. Zu meiner Linken führte vom Rundgang abgehend ein Flur, der den Zugang zu weiteren Klassenzimmern ermöglichte, zumindest ließen die Karte der Schule, die Garderobe an der Wand und eine Reihe von Spindschränken gegenüber darauf schließen.
Während ich den besagten Flur ansteuerte, hielt ich Ausschau nach Auffälligkeiten und Gefahren, aber es war immernoch nichts zu sehen. „Woher kommt das nur…“ flüsterte ich verängstigt vor mich hin. „Lass es bitte kein Geist sein, so wie es bei Bernard womöglich war…“ Wenn ich die Gefahr nicht sah, konnte ich mich natürlich auch nicht zur Wehr setzen. Zur Rechten der Treppe gab es weitere Räumlichkeiten, die ich aber ebenfalls erst später erforschen wollte.

Die Wände des Flurs waren geschmückt von künstlerischen Werken, die über der Garderobe angeordnet waren. In dieser Klasse war das Thema der praktischen Arbeit offensichtlich die Anfertigung eines Holzschnitts. Landschaften, Portraits und Tiere zierten die grauen Wände der Matheson Highschool. Eines der Bilder animierte mich zum Nachdenken und faszinierte mich zugleich. Auf dem Holzschnitt war ein Vogelschwarm zu erkennen, der ätherisch und gewandt durch die Lüfte glitt.
Der Anblick erinnerte mich an Annas Vorliebe für die Vogelwelt. Ich merkte ja bereits an, dass Anna frei wie ein Vogel sein wollte, losgelöst von den Problemen der Menschheit, losgelöst von den Sorgen, mit denen sie in ihrem Leben zu kämpfen hatte. Ein Vogel hatte keine

Pflichten und er war kein Opfer von oberflächlichem Gehabe, von dem Konkurrenzdenken und dem psychischen Druck der in der Gesellschaft vorherrschte.
Anna liebte die Vögel und die naturgegebene Freiheit der Tiere. Es war ihr zuwider, dass es der Mensch war, der den Tieren ihre Freiheit streitig machte. Ein weiterer Grund, warum sich Anna gerne mit Tieren identifizieren wollte. Im Grunde genommen konnte ich sie richtig gut verstehen. Um seine Bedürfnisse zu befriedigen und seine Macht auszubauen macht der Mensch sogar nicht davor halt, die Natur auszubeuten und sie für seinen eigenen Vorteil zu nutzen. Letztendlich würde sich der Mensch sowieso selbst vernichten. Die Natur ist das Opfer dieser Misere, aber sie wird neu aufblühen und sich dem Zerstörungswahn widersetzen. Tiere folgen ihrem Instinkt und schließen den Kreislauf des Lebens, der Mensch beeinträchtigt ihn und folgt lediglich dem Drang, besser zu sein als andere. Anna vergaß aber, dass auch in der Tierwelt das Gesetz des Stärkeren zählte. So will es die natürliche Auslese. Der Mensch neigt dazu, zu behaupten, dass das Tier besser sei als der Mensch. Im Grunde genommen sind wir jedoch alle Geschöpfe der Natur und somit ein Teil von ihr, das Ergebnis einer Ewigkeit evolutionärer Veränderung. Und so haben wir mit allen Wesen doch einiges gemein. Der Selbsterhaltungswille und Trieb nach Reproduktion stehen an oberster Stelle und sind instinktiv verankert. Das Tier mordet wie es auch der Mensch tut, sei es um seinen Hunger zu stillen, seinen Jagdinstinkt zu besänftigen oder gar mit seiner Beute zu spielen. Hm… Als ich so darüber nachdachte, wurde mir bewusst, wie trostlos das alles doch anklingt und es wunderte mich, dass ausgerechnet bei diesem Thema Anna anderer Meinung zu sein schien. Manchmal waren ihre Äußerungen und Ansichten ein wenig widersprüchlich, wobei ich mir nicht mehr sicher sein konnte, ob ich Anna wirklich richtig kannte. Sie war in ihrer Persönlichkeit doch facettenreicher als ich es zunächst angenommen hatte.

Bei meinem „Spaziergang“ durch den Flur warf ich auch einen Blick auf die Spindschränke der Schüler, die zu meinem Pech alle abgeschlossen waren. Die Nummerierung der Spindschränke brachte mich allerdings auf die Idee, dass einer der Schlüssel aus Andrews Tasche für einen

solchen Spind vorhergesehen war. Laut Nummerierung musste sich der entsprechende Spind auf der oberen Etage befinden und dort würde ich ohnehin noch später nach dem Rechten sehen, eins nach dem anderen. Zu dem ersten Klassenzimmer hatte ich keinen Zutritt, es war abgeschlossen. Beim zweiten Zimmer auf dem Flur hatte ich hingegen mehr Glück. Ich öffnete die Tür und erblickte das Innere des Klassenzimmers. Zur Einrichtung gab es nicht viel zu sagen. Es war der Stil, den man auch sonst in typischen amerikanischen Klassenzimmern vorfand. Stuhltische standen im Raster angeordnet verteilt im Raum, hinten gab es Schränke mit Unterrichtsmaterialien, an den Wänden hingen Landkarten und Pinnwände für verschiedene Themenbereiche, auf den Fensterbänken gab es Pflanzen und weitere Materialien, die im Unterricht von Bedeutung waren und der vordere Bereich des Klassenzimmers war der Bereich der Lehrkräfte, der unter anderem mit einem obligatorischen Schreibtisch ausgestattet war.
Ich beleuchtete mit meiner Taschenlampe die Tafel und las die Worte, die dort vermerkt waren:

„Freak, Schwuchtel, heul doch!“

„Kinder…können scheiße sein. Naja, oder Teenager, wie auch immer“, brummelte ich entsetzt vor mich hin und konnte nicht glauben, wie grausam Kinder und Jugendliche sein konnten. Auf einem der Tische auf der Fensterseite lag ein Zettel, der meine Aufmerksamkeit erregte. Zumindest schien auch in diesem Raum keine Gefahr zu lauern. Es war still, auch von den unheimlichen Lauten aus der Halle war nichts mehr zu hören, lediglich das Knarzen des Holzbodens war an einigen Stellen zu vernehmen, bis ich auf meinem Weg zu dem besagten Tisch auf einzelne Glassplitter getreten war. Auf dem Boden lag ein zerbrochener Spiegel, aber das sollte mich nicht daran hindern weiter zu gehen. „Scherben bringen Glück“, nuschelte ich vor mich hin und näherte mich dem Blatt Papier, das auf dem Tisch lag. Auf dem Zettel war lediglich eine grob skizzierte Zeichnung einer Kirche zu sehen und ein Vermerk:

„Ich bin mir selbst der größte Feind.“

Mir war zu diesem Zeitpunkt nicht klar, inwieweit ein Zusammenhang zwischen diesem Satz und der Zeichnung bestand. Auf der Rückseite stand ein mit Hand geschriebener Text, der mich ein wenig erschütterte:

„Sie lachen mich aus. Ich bin hässlich! Meine große, markante Nase, meine Frisur, weil mir ständig die Haare ausfallen… Und mein Vater gewährt mir nicht einmal zuhause einen Freiraum, wo ich mich sicher fühlen kann. Es ist nicht nur sein Hass, der mich quält, sondern auch mein Körper, der sich gegen mich selbst stellt. Ich ertrage diesen Anblick einfach nicht mehr. Kein Wunder, dass mich keiner mag, so abgrundtief hässlich wie ich bin. Von Kopf bis Fuß eine Karikatur."

Handelte es sich hierbei auch um Andrew? Oder war es ein weiterer Schüler, der das Opfer der Boshaftigkeit seiner Mitschüler war? So wenig Selbstbewusstsein… Dabei gab es doch so viel Wichtigeres als das Äußere. Es konnte nun mal nicht jeder ein Adonis sein. Wie sollte man ein glückliches Leben führen, wenn man mit sich selbst nicht im Reinen war? Das konnte einem richtig Leid tun.
Es gab ohnehin keine Zeit darüber nachzudenken, denn unmittelbar danach ertönte wieder dieser schreckliche Laut aus der Halle, der das Blut in meinen Adern gefrieren ließ.
Erschaudert ließ ich das Blatt fallen und richtete meinen Blick zur Tür. Ich nahm all meinen Mut zusammen und schlich mich zum Flur, der in die Aula mündete.
„Es muss aufhören!", flüsterte ich mir zu, entsicherte meine Pistole und ging Schritt für Schritt auf die Tür zu.

Mit der Taschenlampe in der einen Hand und der „44er" in der anderen observierte ich den Flur und setzte meinen Weg langsam in Richtung der Aula fort. Die Stille kehrte zurück und isolierte mich in angsteinflößender Ungewissheit. Starr vor Angst stand ich da und blickte durch den Flur zur Aula. Ich wollte dem Spuk endlich ein Ende bereiten. Es machte mich beinahe wahnsinnig, dass jemand dort herumgeisterte, während ich meinen Nachforschungen nachgehen wollte. Ich konnte doch hören, dass sich dort in der Aula etwas befand, das mir eine Heidenangst einjagte! War es unsichtbar? Vielleicht war es

eine Falle, um mich aus dem Hinterhalt anzugreifen. Zitternd wie Espenlaub richtete ich noch immer schweißgebadet meine Waffe zur Aula, bis das Warten… dann endlich ein Ende fand. Als ich regungslos in den Flur starrte, sah ich… wie am Ende des Flurs zur Aula auf Augenhöhe etwas Spitzes und kegelförmiges hinter der linken Ecke in Erscheinung trat. Da es sich mit der Spitze nach vorn bewegte, kommend von links, trat es mehr und mehr in mein Blickfeld, bis...
Paralysiert sah ich den langen spitzen und breiter werdenden Teil seines Körpers, der horizontal aus seinem Kopf wuchs. Es hatte weder ein Gesicht, noch hatte es Haare. Der Kopf ging unmittelbar in ein langes „Gewand“ über, das bis zum Boden reichte, jedoch ging das Gewand nahtlos in sein Gesicht über, sodass es auch genauso gut ein Teil seines Körpers gewesen sein könnte. Die Arme des Wesens waren dicht hinter seinem Rücken an den Schultern miteinander verwachsen. Das muss der Grund gewesen sein, warum mich dieses Ungetüm an das Monster aus dem Wald erinnerte.
Mit offenem Mund starrte ich das Monster an, das sich schwebend über den Boden fortbewegte und keinen Mucks von sich gab.
„A…a…“ Ich stotterte, ging ein paar Schritte zurück und visierte es weiterhin mit der Pistole an, beobachtete es weiter, in der Hoffnung, dass es mich womöglich gar nicht bemerkt hatte, bis es dann letztendlich hinter der rechten Ecke am Ende des Flurs verschwand. Noch immer stand ich starr vor Schreck auf dem Flur und richtete die Pistole in Richtung Aula, obwohl das Wesen bereits hinter der rechten Ecke verschwunden war.
Ich wusste was es zu tun galt. Auch wenn ich höllische Angst davor hatte, mich mit dem Ungetüm anzulegen, so musste dem Treiben dennoch ein Ende gesetzt werden. Es war eine andauernd drohende Gefahr, der ich mich entziehen musste, kostete was es wollte.
Entschlossen lief ich ohne lange darüber nachzudenken den Flur entlang und hoffte das Monster aus dem Hinterhalt überraschen zu können, aber es war bereits zu spät. Das Monster war wie vom Erdboden verschluckt, sofern man das so sagen konnte.
„Verdammt!“ Ich raufte mir die Haare, stand wieder in der zweistöckigen Aula und ärgerte mich darüber, dass ich diese Gelegenheit nicht genutzt hatte. Aber der Anblick dieses missgestalteten

Wesens nahm mir regelrecht jeglichen Mut, zur Offensive überzugehen. Ich hielt die Schattenwesen und das riesige Monster aus dem Wald bereits für das Schlimmste, was ich je gesehen hatte, aber diese Kreatur war eine neue Dimension einer abgrundtief kranken Fantasie und doch so faszinierend erschreckend. Diese kegelförmige… „Schnauze? Gepaart mit der schwebenden Fortbewegungsweise, ohne auch nur einen Teil des Körpers an sich zu bewegen. Allein der Gedanken daran ließ mich erneut vor Angst erstarren.
Vielleicht flüchtete das Monster über die zweite Treppe östlich vom Flur, vielleicht löste es sich aber auch einfach in Luft auf. Das war aber sicherlich nicht das letzte Mal, dass ich auf dieses Wesen stoßen sollte. Fürs Erste war ich wohl in Sicherheit, darüber sollte ich froh sein.

Kapitel 11

Wieder in der Halle angekommen stand ich erneut auf dem Rundgang, von dem aus weitere Zimmer der Ebene zugänglich waren, u. a. die Toiletten und weitere Bereiche, die sich auf der gegenüberliegenden Seite befanden.
Ich folgte dem Rundgang und begab mich zunächst zur Damentoilette, wobei ich mir sicher sein konnte, dass sich darüber niemand beschweren würde. Zu meiner Enttäuschung ließ sich die Tür allerdings nicht öffnen. Sie schien von innen blockiert zu sein. Da hatte man einmal die Möglichkeit…
Doch ein seltsames Geräusch aus dem Nebenraum dämpfte mein Interesse an den Damentoiletten. Je mehr ich mich auf die Laute aus der Jungentoilette konzentrierte, desto leichter fiel es mir, das Geräusch zu identifizieren. Es war, als ob sich jemand übergeben würde.
Besorgt öffnete ich die Tür und vergewisserte mich, ob ich dort tatsächlich Gesellschaft hatte:
„Hallo?“ Das Würgen kam aus einer der Kabinen, doch niemand reagierte auf meinen Ruf.
„Hallo? Wer ist da?“ Es hatte keinen Sinn. Ich musste also wieder mit dem Schlimmsten rechnen, zückte meine Waffe aus der Tasche und näherte mich der hinteren Kabine auf der linken Seite, aus der die Würgelaute hallten. In einem der Waschbecken auf der rechten Seite war ein Büschel langer, graublonder, strohiger Haare zu sehen. Was hatte das schon wieder zu bedeuten? Aber das Würgen aus einer der Kabinen beschäftigte mich weitaus mehr. Ich stand vor der Tür und wusste nicht, was ich tun sollte. Es war äußerst beklemmend und einschüchternd, und damit meinte ich nicht den ekelerregenden Laut des Auswurfs – wenn es überhaupt einer war – sondern die Tatsache, dass ich allein war und niemand auf meine Rufe reagierte. Jeder normale Mensch hätte meine Rufe erwidert. Es konnte also genauso gut möglich sein, dass mir ein riesiges Ungetüm entgegen sprang, sobald ich die Tür öffnete.
Gewappnet trat ich also die Tür auf und machte mich auf den Insassen der Kabine gefasst,… der wie vom Erdboden verschluckt zu sein schien. Die Kabine war leer und das Würgen verklang ad hoc.

„Mann…“, seufzte ich und ärgerte mich darüber, dass man mir ständig diese Streiche spielte.
„Bilde… ich mir das alles nur ein?“ Nach allem was bis zu diesem Zeitpunkt geschehen war, konnte ich nicht sicher sein, ob ich überhaupt noch bei Verstand war. Ich betrat daher eine der Kabinen, verriegelte die Tür und setzte mich auf die Toilette. Verzweifelt rieb ich mir das Gesicht und versuchte mich ein wenig zu beruhigen.
„Was man nicht alles für ein Mädchen tut…“, brummelte ich vor mich hin und versuchte mich abzulenken. „Tief durchatmen!“ lautete die Devise, schließlich lag noch eine Menge vor mir. Ich musterte die Karte und war erleichtert, dass ich fast die Hälfte der Schule untersucht hatte, wenn bislang auch nur mit wenig Erfolg. Ich konnte wirklich stolz auf mich sein, dass ich bislang jede Gefahr meisterte, wahren Mut und Stärke bewiesen hatte, und mich nicht unterkriegen ließ.
Entschlossen wandte ich meinen Blick zur Tür und entdeckte eine Nachricht, die auf der Tür vermerkt war:

„Alles was ich mir wünsche ist das Gefühl von Geborgenheit und Liebe.
So schleppe ich mich Tag für Tag dahin, sehnsüchtig nach dem Glück
das mich umgibt, wie er sie küsst, wie sie ihn liebt…
Arme, die mir Wärme spenden, Trost und Güte in sanften Händen…
So sehe ich es alle Zeit, Liebe in der Zweisamkeit.
Sorgen in mir inne wohnen und Qualen die sich niemals lohnen.
So träume ich seit langer Zeit, greifend nach der Zärtlichkeit,
doch niemand greift nach meiner Hand, abgeschirmt, vor Wut entbrannt,
reißt man mir das Herz heraus, rücksichtslos und ungehemmt,
geblendet von der Lüge, des Glückes Schmied in Natur und Seele
ungeliebt.
So muss ich treiben bis ans Ende dieser Zeit, ich sinke…
Greife meine Hand und sei der Quell des Lebens, aus dem ich trinke.“

Nachdem ich das Gedicht zu Ende gelesen hatte, starrte ich verträumt auf einen Fleck an der Tür, der einer Wolke ähnelte. Das Gedicht hatte mich nachdenklich gestimmt. Es rührte mich, wie der Verfasser seine Einsamkeit zum Ausdruck brachte, herzergreifend und mitleiderregend.

Es war schon immer wichtig, jemanden zu haben, der einem zuhörte und da war, wenn man ihn brauchte. Jemand, der dir Geborgenheit schenken und dir das Gefühl geben konnte, gebraucht zu werden und wichtig zu sein.
„Hach…“ Seufzend dachte ich daran, wie wichtig Anna für mich gewesen war. Niemand kannte mich so gut wie sie. Sie… Sie war einfach ein Teil von mir und ich war auf der Suche nach einem Teil meines Lebens, der das Leben erst lebenswert gemacht hatte.
„Tja…“, schnaufte ich und grinste ins Leere, weil ich daran denken musste, wie nervig und ätzend ich das Liebesgesülze aus diversen Schnulzen einst fand. Wenn man aber erst einmal die Liebe am eigenem Körper und Seele erfahren hatte, wusste man, wie schön es war, verliebt zu sein.
Als ich Anna das erste Mal geküsst hatte, gab es nur noch sie und mich, unabhängig von Raum und Zeit. Die Zeit verging wie im Flug, noch nie verspürte ich ein solch befreiendes Gefühl. Ihre sanften, zärtlichen Lippen ließen mich all meine Sorgen vergessen, alles drehte sich nur um uns beide.
„Anna…“ Allein ein Kuss war es wert, diesen Albtraum zu überstehen. Entschlossen raffte ich mich auf und verließ die Jungentoilette. Es wunderte mich ein wenig, dass wir Männer doch so sensibel sein konnten.

In der Halle hatte sich nichts geändert. Es war stockfinster wie eh und je. Der schaurige Nebel beschlug sogar die großen Fenster der Halle.
Ich folgte dem Pfad des Rundgangs und leuchtete mit meiner Taschenlampe auf die Tür hinter der Ecke, die mich zu meinem nächsten Ziel führen sollte. Laut Karte wartete dahinter der Physiksaal, der räumlich mit anderen naturwissenschaftlichen Bereichen, unter anderem dem der Chemie, verbunden war.
Die knarzende Tür führte mich in einen großen Saal, der rampenartig aufgebaut war, vor mir der Bereich des Lehrers und schräg rechts von mir über den Raum verteilt, der Bereich, wo die Schüler Platz nahmen und den Worten des Lehrers lauschten. Diese stufenweise erhöhte Bauweise im Zuhörerbereich erlaubte auch den hinten sitzenden Schülern einen guten Ausblick auf die Geschehnisse an der Tafel. Auf

den Tischen vor der Tafel waren mehrere Geräte zu sehen, die scheinbar praxisorientierten Unterrichtseinheiten dienten, unter anderem eine Quarzuhr, ein Magicball, Laser und ein Bunsenbrenner. An den Wänden des Hörsaals hingen Portraits einiger berühmter Physiker, die einen wichtigen Beitrag zum technischen Fortschritt geleistet hatten, unter anderem Isaac Newton, Albert Einstein, André Marie Ampère, Galileo Galilei…
Wissbegierig tappte ich durch die Reihen des Saals, auf der Suche nach nützlichem Material und Hinweisen und leuchtete jeden Winkel ab, der womöglich unangenehme Überraschungen für mich bereithielt, doch es war weder ein Widersacher noch ein Hinweis zu finden, sondern lediglich… ein feuerroter Stuhl. Es war Blut! Einige Spritzer waren auf benachbarten Klapptischen und Stühlen zu sehen, meine Güte! Was war dort geschehen? Ängstlich leuchtete ich den ganzen Saal ab, aber ich war noch immer in Sicherheit. Ich wollte trotzdem nur noch weg von dort, weit weg. Diese Schule vermittelte ein Gefühl von Beklommenheit und Gefangenschaft, Isolation und Wahnsinn. Verängstigt wandte ich meinen Kopf vom Stuhl ab und stieg die Treppen zum Lehrerbereich hinab. Direkt links neben der Tafel gab es einen Zugang zum Labor, das für alle Fachbereiche der Naturwissenschaft zum Zwecke der Unterrichtsvorbereitung eingerichtet wurde.
Als ich die Tür öffnete, erlebte ich eine erfreuliche Überraschung. Das Labor war bisher der einzige Raum, in welchem Licht brannte. Sehr rätselhaft, zumal es keinen Strom zu geben schien und bisher keiner der Lichtschalter funktionierte. Nun ja, es war nicht mein erstes sonderbares Erlebnis in Silent Hill, daher war es auch nicht weiter verwunderlich. Sinn ergab das natürlich keinen. Auch dort im Labor waren unzählige Lernmaterialien auf Tischen und in Schränken akkumuliert: Chemikalien, Reagenzgläser, Bunsenbrenner, Töpfe, Laborkittel, Bücher, Brillen, Teilchenmodelle auf den Schränken und vieles mehr. Das Labor war U-förmig aufgebaut. Ein großer Tisch ermöglichte diese Raumeinteilung, der sich zwischen 2 weiteren Türen zu meiner Rechten in die Mitte des Raums erstreckte. Beide Türen führten in das hintere Abteil des Labors. Direkt gegenüber von mir gab es eine weitere Tür, die in den Chemiesaal führte. Links von mir entdeckte ich einen Zugang, der mich zurück zur Halle geführt hätte.

Auf dem Tisch lag ein aufgeschlagenes Chemiebuch, dessen Inhalt von großem Interesse für mich war:

"Salpetersäure:

Herstellung:
Im Labor lässt sich Salpetersäure durch die Reaktion von Schwefelsäure mit Kaliumnitrat oder Natriumnitrat herstellen. Die Reaktion muss allerdings bei starker Hitze erfolgen.

Eigenschaften:
Salpetersäure ist neben Salzsäure und Schwefelsäure eine der stärksten Säuren und zersetzt sogar Edelmetalle wie Silber. Nur Gold und Platin sind beständig. Da man mit ihrer Hilfe Silber aus Gold herauslösen kann, wurde sie früher auch als Scheidewasser bezeichnet. Vermischt man die Salpetersäure mit Salzsäure, entsteht Königswasser, welches auch Gold auflöst."

Es dauerte nicht lange, bis mir nach dem Lesen des Abschnitts ein Licht aufging. Ungeduldig packte ich die goldene, unhandliche und schwere Kugel aus und legte sie neben das Chemiebuch auf den Tisch. Nun war es Zeit, die erforderlichen Zutaten zu suchen, um das Geheimnis der goldenen Kugel zu lüften.
Unter dem großen Tisch standen Bunsenbrenner in großen Mengen. Problematischer war es, die drei besagten Chemikalien zu finden, um das Experiment durchführen zu können.
In der hinteren Abteilung fühlte ich mich deutlich unsicherer und noch unbehaglicher, als es ohnehin schon der Fall war. Wände und Regale waren weiß, alles wirkte sehr steril. Das Brummen des Luftabzugs unterstrich die bedrohliche, unheimliche Atmosphäre, die dort herrschte. Abgesehen davon, dass ich unter Zeitdruck stand, befand ich mich in einem kleinen, schmalen Raum und konnte von Monstern eingekeilt und in die Mangel genommen werden, ohne auch nur den Hauch einer Chance zu haben.
Es gab demnach keine Zeit zu verlieren. Strategisch klapperte ich ein Regal nach dem anderen ab.

„Acetale… Alkine… oh Mann…“, stöhnte ich leicht überfordert. „Mal schauen… Natriumverbindungen… Natriumamid… Natriumchlorid… fluorid… hydroxid… Natriumnitrat! Eine Zutat hatte ich in der Tasche. Vorsichtig steckte ich das kleine Fläschchen in meine Jackentasche und setzte meine Suche bei den Säuren fort. Auch dort wurde ich rasch fündig und nahm sowohl die Schwefelsäure, als auch die Salzsäure bedächtig an mich, auch wenn es eigentlich eine Schande war, das wertvolle Gold zu zerstören. Aber es gab vor allem in diesem Moment wirklich Wichtigeres als Geld. Es ging um das Leben meiner Freundin und um mein eigenes. Mir war bewusst, dass dies ein Spiel mit dem Feuer werden würde und allerhöchste Vorsicht geboten war, aber es war notwendig, weil ich jeden Hinweis ernst nehmen musste.
Behutsam kehrte ich in das vordere Abteil des Labors zurück und bereitete das Experiment vor. Da leistete mir mein hart erarbeitetes Wissen doch tatsächlich noch vor Ende meines Studiums entscheidend treue Dienste.
Aufgrund der Gefahr, die von den Chemikalien ausging traf ich die erforderlichen Sicherheitsvorkehrungen und kleidete mich mit Kittel und Schutzbrille an. Das Experiment startete damit, dass ich zunächst mittels starker Hitze, die vom Bunsenbrenner ausging, eine chemische Reaktion zwischen dem Natriumnitrat und der Schwefelsäure hervorrief, und anschließend das neue Stoffgemisch mit ätzender Salzsäure vermengte. Dann war der Zeitpunkt gekommen, das so genannte Königswasser behutsam über das Gold zu schütten, ohne dabei den Inhalt der goldenen Kugel zu beschädigen, was eine Menge Handfertigkeit und Geschick von mir abverlangte. Wenn ich Opfer eines Hinterhalts geworden wäre, wäre das mein Ende gewesen, schließlich war ich völlig abgelenkt und absolut wehrlos. In Folge dieses Drucks fiel es mir zunehmend schwerer, meine Nervosität unter Kontrolle zu halten, schließlich stand eine Menge auf dem Spiel.
Langsam und stufenweise ätzte ich die Goldschicht weg, bis ich schließlich einen Teil des Hohlraums erkennen konnte. Schlussendlich ätzte ich tropfenweise den Innenraum der Kugel frei und entdeckte einen kleinen Schlüssel mit der Gravur „303“, einen Fund, der meine Arbeit mit euphorischen Glücksgefühlen beendete. Erleichtert legte ich den unversehrten Schlüssel mit Hilfe einer Zange auf den Tisch und steckte

ihn in meine Tasche. Die Nummer des Schlüssels ließ darauf schließen, dass ich ihn später im oberen Stockwerk zum Öffnen einer Tür benötigen würde. So fügte sich im wahrsten Sinne des Wortes ein Teil ins andere, sodass ich Schritt für Schritt näher zu meinem Ziel kam, was immer das dort in dieser Schule auch gewesen sein mochte. Ich war glücklich, dass ich erneut meinen Kampfgeist bewiesen hatte und alles schaffen konnte, wenn ich nur an mich glaubte.

Lange hielt das Glücksgefühl jedoch nicht an. In der Halle schallte erneut das Heulen der Kreatur, die ich wenige Minuten zuvor auf dem Rundgang beobachtet hatte. Wie auf Patrouille schien sie die Flure unsicher zu machen, um Ausschau nach Eindringlingen zu halten. Panisch drehte ich mich zur Tür, die zurück zur Halle führte, um die Quelle des Übels zu orten. „Ausgerechnet jetzt!“ Ich war erneut starr vor Schreck und wartete geradezu auf den nächsten Laut des Ungetüms. Anders als bisher schien es in kürzeren Abständen aus mehreren Richtungen zu kommen. Panisch griff ich zu meiner „44er“ und sah besorgt im Physiksaal nach dem Rechten. Dass ich überhaupt nachgesehen hatte, lag nur daran, dass ich endlich meine Ruhe haben wollte. Der Gedanke, dass in diesem Gebäude todeshungrige Albtraumgestalten umhergeisterten, war mir mehr als zuwider. Doch es war erneut still! Zitternd vor Angst klammerte ich mich am Türrahmen fest und fuchtelte mit meiner Taschenlampe quer durch den Saal. Mein Lichtkegel wanderte von Winkel zu Winkel, jedes Mal begleitet von meinem angstumwobenem Schnauben, vielleicht ein Monster zu entdeckten, das dann vermutlich auch mich entdecken würde. Allein der Gedanke an den Anblick dieser ekelhaften Gestalt mit dem kegelförmigen, spitzen Kopf machte mich wahnsinnig. Konnte es mit diesem Kegelgesicht überhaupt sehen? Vielleicht reagierte es ja auch nur auf Geräusche, ähnlich wie bei dem Wesen im Wald. So gern ich diesen Anblick und ein weiteres Aufeinandertreffen verhindern wollte, es musste aus der Welt geschafft werden. „Wo… bist du…“ Womöglich hatte es mich gehört und erneut die Flucht ergriffen. Ich dachte kurz nach und kam zu dem Entschluss, dass es genauso wenig Sinn ergeben würde, das ganze Gebäude nach dieser Bestie abzusuchen. Es war zwar eine fortwährende Bedrohung, aber schlafende Hunde sollte man ja

bekanntlich nicht wecken. Wenn die Zeit einer Auseinandersetzung kommen sollte, würde sie schon kommen. Mit dieser rationalen Denkweise versuchte ich, mich von meiner Angst zu befreien und sie durch das Schließen der Tür sinnbildlich einzuschließen, doch …
Ein stechender Schmerz überkam mich. Nie zuvor schmerzte ein Schreck so übel wie dieser. Als ich nach dem Türknauf greifen wollte, entdeckte ich das Monster direkt zu meiner Rechten, wo es wohl bereits die ganze Zeit über auf mich gewartet hatte. Die Panik saß so tief, dass ich mit Atemnot in mich zusammensackte und das Ungetüm paralysiert und mit offenem Mund, begleitet durch willkürliche Stöhnlaute anstarrte. Wie es da stand, seine spitze, etwa ein Meter lange Nase direkt vor meinen Augen, schwebend über dem Parkett des Physiksaals. So verharrten wir bestimmt 30 Sekunden lang, ich starr vor Todesangst, und das Monster scheinbar wartend darauf, dass ich zuerst handelte. „W… Was… willst du?“, stotterte ich wie gelähmt und voller Entsetzen. Es reagierte natürlich nicht. Würde es reagieren, wenn ich versuchen würde in den Laborsaal zu kriechen? Würde es bei meiner kleinsten Bewegung angreifen und mich mit seinem spitzen Kopf durchbohren? Fragen, die ich mir in diesem Moment stellte; Fragen, die über Leben und Tod entscheiden sollten. Es wartete, bis ich etwas tat. Ich folgte meinem Überlebensinstinkt und kroch – mit den Armen nach hinten abgestützt – rückwärts ins Labor, ohne meinen Blick von der Kreatur abzuwenden. Je mehr ich an Abstand gewinnen konnte, desto unruhiger wurde das Wesen. Es zuckte mit dem Kopf und stieß seltsam grunzende Laute aus. Da war mir klar, dass ich genug Abstand gewonnen hatte, um aufzustehen und mich aus dem Staub zu machen. „Jetzt oder nie!“ In der Horizontalen angekommen rannte ich in den hinteren Laborbereich und schlug die Tür hinter mir zu. Durch die Scheibe in der Tür konnte ich beobachten, wie es erneut bewegungslos schwebend und heulend direkt auf mich zuschwebte. Zielsicher richtete ich meine Pistole durch die Scheibe auf das widerwärtige „Gesicht“ des Ungetüms und betätigte den Abzug. Als ich eine Kugel abfeuerte, überraschte mich das Monster jedoch mit einem völlig unerwarteten Manöver. Es bewegte blitzschnell und ruckartig seinen Kopf… War es etwa in der Lage, meinen Schüssen auszuweichen? Jede Kugel rief ein furchterregendes Zucken hervor, wodurch jeder Schuss sein Ziel verfehlte, ganz so als die Kreatur wusste,

wohin ich schoss. Es war unglaublich! Wie schnell muss die Reaktionszeit sein, um einem Schuss auszuweichen? Wie sollte ich ein solches Monster nur bezwingen? Ob es wohl auch mit dem Rest des Körpers so zucken konnte, um meinen Angriffen auszuweichen? Noch ehe ich einen weiteren Versuch starten konnte, zog es seinen Kopf bedrohlich zurück und holte zu einem Angriff aus, mit dessen Ausmaß ich nicht gerechnet hatte. Blutdurstig durchbohrte es mit seinem langen schneidenden Gesicht die Tür und durchbohrte nahezu meinen Rumpf. Überrascht von der Stoßkraft des Ungeheuers stolperte ich völlig schockiert nach hinten gegen das Regal mit den Chemikalien und fiel zu Boden. Eines war klar: Diese Türen boten mir keinen Schutz. In Sicherheit war ich dort nicht. Infolgedessen raffte ich mich auf, lief durch die zweite Tür in den vorderen Bereich des Labors zurück und stürzte in den benachbarten Chemiesaal. Zumindest dort schien die Luft rein zu sein, von Monstern gab es dort noch keine Spur. Ich barrikadierte die Tür mit einem der Tische, die vor der Tafel standen, wissend, dass mir dies nur kurzweilig Schutz bieten würde. Keuchend vor Stress und Panik musterte ich das Innenleben des neuen Raumes, in dem ich mich befand. Der Aufbau des Chemiesaals ähnelte dem des Physiksaals, nur dass seine Ausrichtung symmetrisch gespiegelt zu ihm ausgerichtet war. Sicherheitshalber leuchtete ich auch die Sitzreihen des Raumes ab, konnte zu meiner Erleichterung jedoch keine weitere Gefahr erblicken. Nur kurz daraufhin polterte es auch schon an der blockierten Tür und mir wurde bewusst, dass die Tür angesichts der Stoßkraft des Wesens nicht lange standhalten würde. Jaulend und donnernd bohrte es seinen Kopf durch die Tür, während ich verzweifelt in der Gegend herumirrte und nicht wusste, wie ich mich retten sollte. Es gab tatsächlich noch einen Ausweg, der mich zurück in die Aula auf den Rundgang führen sollte, aber dieser war ebenso mit den benachbarten Räumen verbunden, in denen das Wesen sein Unheil trieb. Die groß geschriebene Aufforderung an der Tafel bestärkte mich allerdings in meinem Vorhaben:

„LAUF! LAUF! LAUF!“

Mit einem großen Krach brach das Scheusal mit seiner missgebildeten „Schnauze“ nun vollends durch die Tür und es sollte nicht lange dauern, bis es auch die Blockade überwunden hatte. Es gab keine Zeit zu

verlieren. Hastig riss ich die Tür zur Aula auf und fand mich auf dem Rundgang der Halle wieder. Dort erwartete mich jedoch eine äußerst böse Überraschung, das letzte womit ich gerechnet hatte. „Das kann nicht sein! NEIN!“ Ich saß in der Falle, nun war es aus! Von links und von vorne nahte jeweils ein weiteres dieser Missgestalten, es waren nun insgesamt drei. Und das dritte Unwesen durchbrach jeden Moment die Tür zum Chemiesaal. Sie mussten durch den Krach auf meine Präsenz aufmerksam geworden sein und schwebten nun ebenfalls mordlüstern auf mich zu. Der Rundgang führte um das Loch herum, das die beiden Stockwerke in der Aula miteinander verbunden hatte. Beide Monster blockierten den Rundgang… Sollte ich hinunter springen? Die Fallhöhe war nicht zu unterschätzen. Ein gebrochenes Bein war sicher kein gutes Handycap für einen Trip durch Silent Hill. „Shit… SHIT!“ Schweiß gebadet hampelte ich auf der Türschwelle herum und sah meinem Tod ins Auge. Die Monster näherten sich langsam, aber zielstrebig. „SCHEIßE!“ Hoffnungslos stolperte ich in den Chemiesaal zurück und sah, wie das erste Exemplar dieser Teufelsbrut schon fast die Blockade zermalmt hatte. Es war nur eine Frage der Zeit, bis ich das Zeitliche segnen sollte. Stöhnend und schreiend lief ich, den Tod hinauszögernd, die Stufen in den Schülerbereich hinauf und sah, wie die drei Missgestalten nun auf mich zukamen und sich aufteilten, um mich einzukesseln, jedes steuerte auf eine der drei Zugangsrampen zu. Gerade, als ich die Hoffnung aufgegeben hatte, entdeckte ich jedoch einen Benzinkanister in der Ecke. Warum war er dort? Schicksal? Fügung? Zufall? Was auch immer es war, mir war klar: „Ich habe nichts zu verlieren…“ Ohne über die Konsequenzen nachzudenken, öffnete ich den Tank und verteilte die leicht entzündliche Flüssigkeit kreisförmig um mich herum auf dem hinteren Gang, in dem die schmalen Rampen des Raumes mündeten, während mir die Kreaturen langsam in ihrer bedrohlichen Fortbewegungsweise entgegen kamen. Sie befanden sich inzwischen auf den drei Rampenaufstiegen, eines von ihnen auf jedem Zugang, jede Sekunde zählte. Bei jeder der Kreaturen waren die Arme vom Schulterblatt aus nach hinten verwachsen und an den Händen direkt hinterm Hals verbunden, als ob man sie dort gefesselt hätte. Sie hatten mir den Weg abgeschnitten endgültig abgeschnitten und schwebten in ihrer bekannten Manier

langsam und bedrohlich die Rampen hinauf, eine Flucht war aussichtslos. Vielleicht genügte es, um eines oder zwei Monster außer Gefecht zu setzen und so die Flucht zu ergreifen, alles war besser als dort verteidigungslos vor die Hunde zu gehen. Das Feuer konnte womöglich dazu beitragen, eines oder mehrere der Ungetüme abzulenken. Zeit nochmal darüber nachzudenken hatte ich ohnehin keine. Ich gab mich also meinem Schicksal hin, griff zu meinem Feuerzeug, hockte mich in meinen kleinen, von Benzin eingezäunten Bereich und entzündete die Benzinspur.
„Wenn ich sterben muss, dann mit euch!“ Gleißend hell brach eine riesige Feuerwand aus, die sich über den ganzen Saal verteilte und leider auch mich umzingelte. Es dauerte nicht lange bis der ganze Saal in Flammen stand. Lange würde ich die tödliche Hitze nicht überstehen, aber zumindest riss ich diese Biester mit in den Tod. Schreiend zappelten die drei monströsen Gestalten in der Feuersbrunst, bis sie geschwärzt zu Boden sackten und sich nicht mehr regten. Ich hatte sie tatsächlich alle erwischen können. Doch so glorreich mein Zug auch gewesen sein mochte, hielt sich meine Euphorie in Grenzen, schließlich sollte ich schon bald das brennende Schicksal dieser drei Abscheulichkeiten teilen. Zu sterben während man lichterloh in Flammen aufgeht muss ein schrecklich qualvoller Tod sein. Da wäre es eigentlich sinnvoller gewesen, mir mit der Pistole den goldenen Schuss zu verpassen. Es kam jedoch ganz anders. Wider Erwarten löste das Feuer den Schutzmechanismus des Raumes aus, sodass das Feuer von der Decke aus mit Wasser fontänenartig gelöscht wurde. Das Feuer wich dem herab prasselnden Regen und ließ mich erneut in großer Ehrfurcht vor dem Glück zurück, das mir einmal mehr widerfuhr.
Noch immer zusammengekauert in der Ecke verfolgte ich das Schauspiel, das mir das Leben rettete und sah, wie sich das lodernde Feuer mehr und mehr zurückzog, bis es letztendlich verschwand.

Meine überschwängliche Freude war grenzenlos. Erschöpft starrte ich auf die Überbleibsel der geschwärzten Kreaturen und horchte der Stille, begleitet vom Wasser, das von den Möbeln des Chemiesaals tropfte. Regungslos und ineinander verschränkt krümmten sie sich auf den rampenartigen Gängen des Saals, es war tatsächlich vorbei! Erschöpft

von den Anstrengungen der letzten 3 Minuten stützte ich mich auf und entledigte mich der überschüssigen Nässe in meinen Kleidern, so gut es ging. Angesichts der Umstände gab es Schlimmeres als eine Erkältung. Als ich meinen schwarzen Anorak auswrang, warf ich einen letzten Blick auf die leblosen Ungeheuer. So verrückt es auch klang, ich hatte ein wenig Mitleid mit ihnen. Ihnen waren buchstäblich die Hände gebunden, aber was sollte ich tun? Diese Biester wollten mir schließlich nach dem Leben trachten, oder etwa nicht? Zumindest ließ die enorme Zerstörungskraft ihrer kegelförmigen Gesichter darauf schließen.
Ich zog meinen Anorak wieder an und starrte nachdenklich ins Leere. Konnte ich eigentlich mit Sicherheit sagen, dass mir diese Kreaturen wirklich etwas anhaben wollten? Sie waren zweifellos eine Bedrohung, aber es gab zwei Momente, in denen diese Kreaturen die Chance hatten, mir den Garaus zu machen, es aber nicht taten. Genau die gleiche Frage musste ich mir auch im Bezug auf meine Auseinandersetzungen mit den Schattenungeheuern im Wald stellen. Und selbst die lachenden Schattengnome in der Stadt liefen an mir vorbei, als ob sie mir nur einen Schrecken einjagen wollten, aber wie sicher konnte ich da sein? Das war alles reine Spekulation, schließlich war ich in jedem Fall entkommen. Vielleicht machte es keinen Sinn sich allzu große Gedanken darüber zu machen. Jeder hätte das Gleiche getan. Es gab schließlich auch diese anderen Wesen, die nach meinem Leben trachteten. Warum sollte es bei diesen Viechern also anders gewesen sein?
Ich entschied also, mir nicht länger den Kopf darüber zu zerbrechen und schleppte mich erschöpft zurück zur Halle, vorbei an den Trümmern und Leichen, die vom Kampf zurückgeblieben waren.

Kapitel 12

Als ich wieder in der Aula auf dem Rundgang stand, vernahm ich eine seltsame Melodie. Es war das Geklimper eines Klaviers. „Mein Gott, bitte lass es ein Mensch sein!“ Skeptisch horchte ich den Klängen, die durch das ganze Gebäude hallten. Es war die Melodie der Mondscheinsonate, ein elegisches Werk, das mich schon immer melancholisch und nachdenklich stimmte, gleichzeitig aber auch entspannte. Es kam aus dem obersten Stockwerk, vermutlich aus einem der beiden Musikzimmer im oberen Geschoss. Der Karte nach zu urteilen gab es keinen anderen Ort, wo man ein Klavier besser hätte unterbringen können. Doch wer erfüllte die dunklen ominösen Flure der Matheson Highschool mit dieser besänftigenden Weise? War es womöglich erneut eine Falle?
Ein Zeichen war es alle Mal, weswegen ich mich dazu entschloss, den Klängen des mysteriösen Spiels zu folgen. Argwöhnisch, aber auch neugierig stieg ich die Treppen in die dritte Etage (3F) hinauf und erforschte meine neue Umgebung. Die Aula reichte nicht bis zum obersten Stock. Anstelle einer Halle gab es dort auf der neuen Ebene nur einen weiteren Rundgang, der wie auch in den anderen Stockwerken um die Treppe führte und Zugang zu den Räumlichkeiten im Obergeschoss gewährte. Laut Karte befand sich direkt vor mir der Kunstsaal. Die Wände im Rundgang und in den Fluren waren auch dort mit Kunstwerken der Schüler geschmückt und mit ihren Garderoben und Spindschränken versehen.
Zu meiner Rechten führte der Rundgang vorbei an den Toiletten bis hin zu den Musikräumen der Schule, woher auch die Klänge der besinnlichen Sonate hallten, die mich geradezu verzauberten und nahezu hypnotisierend in den Musiksaal geleiteten.
Nach meiner unangenehmen Erfahrung auf der Toilette im ersten Stock (2F), wollte ich die Kabinen auf dieser Ebene vorerst meiden.

Wissbegierig öffnete ich die Tür zum großen Musiksaal. Ein siebenarmiger Kerzenleuchter auf einem Klavier tauchte den Raum in eine geruhsame, stimmige und warme Atmosphäre, die durch die sanften und bezaubernden Klänge des Klaviers untermalt wurde. Dann sah ich das Gesicht des Jungen, der mit geschlossenen Augen am Klavier saß und ungestört die Sonate spielte. Es war der Junge, den ich bereits im Wald am Grabstein angetroffen hatte. Beseelt und zufrieden spielte er mit all seiner Leidenschaft, als ob sein Geist mit der Harmonie der Sonate verschmolzen sei, es war faszinierend.
Kurz darauf beendete er das Lied und öffnete seine Augen. Seine Augen strahlten im rötlichen Licht des Kerzenscheins, ebenso sein schmales Gesicht, das betrübt und bekümmert wirkte.
„…A…Andrew? Bist du Andrew?“ Der Junge starrte noch einen Moment empfindungslos auf die Kerze, erst dann erwiderte er: „Es spielt keine Rolle wie ich heiße. Namen… Sie verändern alles. Der Einfluss eines Namens wird unterschätzt, er kann deine gesamte Laufbahn bestimmen, von Vorteil oder von Nachteil sein und du hast nicht einmal selbst einen Einfluss darauf, wie du heißt. Diese lebensbestimmende Entscheidung trifft jemand anderes für dich, ist das nicht verrückt? Dabei… Was sagt ein Name wirklich über einen Menschen aus?“ Er wandte seinen Kopf zu mir und sah mich mit seinen glasigen Augen an. Er sah traurig und bemitleidenswert aus. Nach einer kurzen Pause erhob er sich von seinem Hocker und ging zum Fenster. Im hinteren Teil des Zimmers standen viele Instrumente ungeordnet und übereinander gestapelt in der Gegend herum. Ansonsten wirkte der ganze Raum eigentlich uninteressant und steril, ganz so, als ob man alles zur Seite geschoben hätte, um ausreichend Platz für… was auch immer hatte. Lediglich der braune Parkettboden und die Gemälde berühmter Komponisten zierten das Wesentliche des Raums.
Auf die Frage des Jungen fiel mir keine gescheite Antwort ein. „Willst du mir deinen Namen nicht verraten?“ Nachdem er mir erneut keine Antwort auf meine Frage gegeben hatte, versuchte ich mich, auf seine Äußerung einzulassen: „Um ehrlich zu sein, habe ich mir noch nie sonderlich große Gedanken darüber gemacht, aber… Ich denke schon, dass die Auswahl des Namens einen gewissen Einfluss auf die weitere Entwicklung eines Menschen ausübt.“ Nickend wandte der Junge seinen

Blick ab und richtete ihn in Richtung des Fensters, obwohl man dort nur die Nebelschwaden sehen konnte, die sich ihren Weg durch die Dunkelheit bahnten. Man merkte, dass er regelrecht in Gedanken versunken war, bis er in seiner trostlosen Weise entgegnete:
„Das denke ich auch… So ziemlich alle Entscheidungen werden für dich getroffen, bis du ein gewisses Alter erreicht hast, unabhängig davon, inwieweit sich Menschen in ihrer Entwicklungsdauer unterscheiden, geschweige denn in ihrer geistigen Reife. Dabei kenne ich unzählige „Erwachsene", die selbst in 50 Jahren nicht imstande wären, auch nur eine einzige vernünftige Entscheidung zu treffen. Die wirklich entscheidenden Weichen werden nicht durch dich selbst gestellt, sondern durch deinen Vormund. Wie läuft es also nur darauf hinaus, dass man entweder mit Glück gesegnet ist oder nicht. Ist das nicht ungerecht?" Ich lauschte seinen bewegenden Worten, auch wenn ich nicht wusste, worum es dem Jungen genau ging. Es war seine Aura, die den ganzen Raum, und auch mich, in eine leidvolle und schwermütige Stimmung tauchte, voller Trübseligkeit und Traurigkeit. Ehe ich die Möglichkeit hatte, mich dazu zu äußern, fuhr er fort: „Ich frage mich oft, was aus mir geworden wäre, wenn ich frühzeitig meine eigenen Entscheidungen hätte treffen dürfen." Bekümmert ließ er seinen Kopf hängen, stand von seinem Hocker am Klavier auf und begab sich zum Fenster, wo er sich schweren Gemüts auf der Fensterbank abstützte. So stand ich einen Moment dort und hatte ein unbeschreiblich großes Bedürfnis danach, den Jungen in den Arm zu nehmen. Ich war mir sicher, dass es Andrew war, der Junge, den ich bei seiner eigenen Grabstätte angetroffen hatte, vermutlich eine geisterähnliche Gestalt, der etwas Schreckliches widerfahren sein musste. Als ich mich ihm jedoch nähern wollte, drehte er sich um. Nun konnte man ihm auch eine gewisse Gleichgültigkeit und Wut anmerken, die sich in seiner Mimik abzeichnete.
„Tz… Aber wen interessiert das schon. Es spielt keine Rolle wer ich bin und es hat auch sonst nie jemanden interessiert." Gleichgültig schüttelte er seinen Kopf und lehnte sich an einen Tisch, der am Fenster stand. Er sah mitleiderregend aus. Hatte dieser Junge denn niemanden, an den er sich wenden konnte?
„Die Musik… Manchmal denke ich, dass sie mein einziger Freund ist. Wenn ich sie aus meinen Fingern geleiten lasse, habe ich das Gefühl,

dass es mich entlastet, mich befreit und loslöst von all dem Schmerz, der mich durchfährt, wenn auch nur vorübergehend. Es befreit mich von den Ketten dieser Welt.“ Erneut starrte der Junge elendig in das Kerzenlicht auf dem Klavier, das sich in seinen glasigen Augen spiegelte. Einen kurzen Moment später nahm das Gespräch jedoch eine entscheidende Wendung, als er mich mit einer unerwarteten Frage erfolgreich aus der Fassung brachte: „In dieser Hinsicht habe ich mit Anna etwas gemeinsam, nicht wahr, Gordon?“ Verwundert sah ich den Knaben an und erwiderte:
„Was? Du… Du kennst uns? Woher kennst du meinen Namen?“ Völlig entrüstet löcherte ich den Knaben mit meinen Fragen und ging fordernd einige Schritte auf ihn zu.
„Was hat das hier alles mit uns zu tun? Was wird hier gespielt? Sag es mir! Bitte!“ Anders als zuvor, sah mich Andrew plötzlich selbstgefällig und herablassend an und kam mir auch entgegen.
„Gordon… Es dreht sich erst dann alles um dich, wenn du das Gefühl hast, das es jeder auf dich abgesehen hat und dir Steine in den Weg legen möchte. Du hast erst dann das Gefühl im Mittelpunkt zu stehen, wenn jeder über dich redet und glaubt, dich zu kennen.“ Während er näher und näher kam, ging ich aus Skepsis einige Schritte zurück, woraufhin er mich höhnisch angrinste.
„Hast du Angst, Gordon? Denkst du vielleicht, dass ich dir etwas antun würde?“ Hämisch grinsend erhob er seine Arme und blieb auf der Stelle stehen. Was stimmte mit diesem Jungen nicht?
„Das ist ok. Sie haben alle Angst, weil ich nicht zu ihnen gehöre. Und du bist keinen Deut besser als sie, ich kenne dich. Du urteilst über Menschen, ohne sie überhaupt zu kennen. Du steckst sie in eine Schublade, in die sie nicht hineingehören, nur weil du keinen Funken Empathievermögen hast. Du verlierst deinen Anstand in deinem verletzten Ego, hast dich nicht unter Kontrolle, wenn man dich auf dem falschen Fuß erwischt und wirfst deine Prinzipien über Bord, ergo, du stehst nicht wirklich hinter dem was du vorgibst zu sein. Und warum? Weil auch du nur ein gewöhnlicher primitiver Mensch bist, der in erster Linie an sich selbst denkt.“
Überzeugt von seinen willkürlichen Phrasen wedelte er mit seinem Zeigefinger in der Luft herum, als ob er mich tadeln wollte. Er steigerte

sich mehr und mehr in seinen Ärger hinein und schaffte es, mich mit seinem unvorhersehbaren Gehabe einzuschüchtern.
„Selbst bei Menschen, die du vermeintlich zu kennen glaubst, machst du nicht davor halt, ausschließlich an dich zu denken und an deinem eingeschränkten, minderbemittelten Urteilsvermögen festzuhalten, armselig Gordon! Armselig!“
„Ich… nein…“ So gerne ich ihn auch vom Gegenteil überzeugen wollte, das Verhalten des Jungen machte mich schlichtweg fassungs- und sprachlos! Ich wusste nicht, wie ich darauf reagieren sollte. Und was fiel ihm eigentlich ein, mich in diese Schublade zu stecken? Ich musste das vehement von mir weisen und konnte das nicht so auf mir sitzen lassen: „Wie kommst du eigentlich dazu, mir solche Vorwürfe zu machen, wenn du mich nicht einmal kennst? Du widersprichst dir selbst. Im Grunde bist du derjenige, der die Menschen in eine Schublade steckt und vorurteilsbehaftet das Schlechte in ihnen sieht. Nicht jeder ist ein Arschloch, ANDREW!“ Stutzig starrte er mich an, wahrscheinlich hatte er nicht mit einem Konter gerechnet.
„Natürlich…“, bestätigte er und wandte sich erneut von mir ab. „Es gibt sie! Menschen, die eine Rarität sind und aus dem Sumpf des Elends hervorstechen, aber auch wirklich nur eine Hand voll und dann auch meist selbst gebeutelt durch ihr schweres Schicksal, das ihnen die Augen geöffnet hat. Es ist das Leid, das sie bekehrt und zu besseren Menschen macht, tolle Welt, nicht wahr? Aber was ist schon „gut“ und „böse“, wenn doch jeder nur ein Resultat seiner eigenen Erfahrungen ist und nur so handelt, wie es ihm nun mal beigebracht wurde. Jeder legt seine eigenen Maßstäbe und Grundsätze, abhängig von seinen Konditionen und Handycaps, die das Leben für ihn vorgesehen hat. Ich bestreite ja gar nicht, dass ich mich nicht in diese Missstände und in das Elend anderer Menschen hineinversetzen kann.“ gestand er sich ein, woraufhin er sich mir wieder zuwandte, um zum Punkt zu kommen und mich einmal mehr belehren zu wollen: „Aber im Gegensatz zu dir bin ich sehr wohl in der Lage, meine subjektive Gefühlswelt außen vor zu lassen, objektiv zu urteilen und nicht nur an mich zu denken, selbst wenn meine Welt durch ein entscheidendes Ereignis auf den Kopf gestellt werden sollte!“

Verwirrt und mundtot fuhr ich mir durch mein kurzes Haar und setzte mich auf einen der Schülertische am Rand des Raums.
„Um es kurz zusammenzufassen: Nur wer echtes Leid und unter erschwerenden Voraussetzungen in diese Welt hineingeboren wurde, erkennt die Welt wie sie wirklich ist und so auch die Menschen, die sie bewohnen. Du glaubst zu wissen, was sich gehört, was anständig und richtig ist, aber wie kannst du das beurteilen, wenn du das Leid eines anderen Wesens nicht nachempfinden kannst, etwas was du selbst nie selbst am eigenen Körper erfahren hast? Das ist immer nur belangloses Gequatsche ohne Substanz. Weder du, noch sonst wer könnte sich in meine Lage hineinversetzen."
Ich lauschte den Worten des Jungen und überlegte, was einen Menschen derart verbittern konnte. Nicht, dass es keinen Sinn ergab, was er da sagte, aber ich war auch sicher, dass er das Maß verloren hatte und so aus Frust und Kapitulation alle über einen Kamm scherte, selbst die, die nun mal anders waren. Er war jedenfalls im Unrecht was mich betraf. Das wollte ich so nicht auf mir sitzen lassen, schon gar nicht von einem Halbstarken wie ihm, wie alt war er schon? 15? 16? Wer gab ihm eigentlich das Recht, so über mich zu urteilen? So gerne ich ihm auch helfen wollte, so durfte er nicht mit mir reden. Wollte mir dieser Knabe wirklich etwas von Lebenserfahrung vorfaseln?
„Andrew, ich weiß, dass ich mir kein Urteil über dich bilden kann, schließlich kenne ich dich nicht. Es tut mir leid zu hören, dass du in deinem Leben wohl eine schwierige Zeit hattest und offenbar schlimme Dinge durchleben musstest. Jeder Mensch beurteilt die Last seiner Probleme subjektiv. Ich… habe jetzt aber weder die Kraft, noch die Zeit, um mich auf deine Probleme und Gefühlswelt einzulassen. Jemand, den ich liebe, ist in Gefahr! Ich bin soeben haarscharf dem Tod von der Schippe gesprungen! Wer oder was auch immer du bist, es ist gefährlich hier. Und dann hältst du mir einen Vortrag, nachdem du eine Nummer – wenn auch zugegeben eine schöne Nummer – auf dem Klavier gespielt hast. Was zum Henker? Ich weiß, weder wer du bist, noch woher du kommst. Oft ist es nun mal so, dass niemand einem helfen kann, außer eben man selbst!" Während ich den Kopf schüttelte, sah er mich noch immer spöttisch an und ließ sich von meiner Zurechtweisung keineswegs beeindrucken, also fuhr ich fort:

„Hast du diese Monster gesehen? Meine Freundin… Sie irrt durch diese Stadt… Zumindest glaube ich, dass sie das tut und… sonst wo auf mich wartet. Was, wenn ihr bereits etwas zugestoßen ist? Du kennst uns, warum auch immer. Es gibt die Möglichkeit ein Leben zu retten!“ Hoffnungsvoll appellierte ich an seinen Verstand, schließlich schien er in einer mir überlegenen Position zu sein. Ich wollte ihn nicht vergraulen, er konnte mir zudem auch von Nutzen sein. Etwas Böses wollte ich ihm schon gar nicht, also versuchte ich mich diplomatisch und einfühlsam zu zeigen und ging mit offener Körperhaltung wieder auf ihn zu.
„Wir… Wir könnten uns doch gegenseitig helfen und unterstützen! Ich kann dir aber auch nur dann helfen, wenn du dich mir öffnest und aufhörst in Rätseln zu sprechen. Du musst anfangen, die Menschen an dich heran zu lassen. Nur wer spricht, dem kann geholfen werden. Es ergibt keinen Sinn, wenn du dich selbst in deinem Leid ertränkst und deinen Frust an anderen Menschen auslässt, also hör auf, deinen Ärger auf mich zu projizieren. Wie auch? Du kennst mich doch gar nicht!“ Es war müßig, weiter darüber zu diskutieren und mich für etwas zu rechtfertigen, wenn kein Anlass bestand. Trotzdem hatte ich die Hoffnung, ihn irgendwie erreichen und zur Kooperation bewegen zu können. Zu meiner Enttäuschung verharrte er jedoch auf seinem Standpunkt und zeigte sich noch immer unbeeindruckt von meinem Vortrag. Er machte sich sogar über mich lustig und verhielt sich wie ein trotziger Bengel, der mich provozieren wollte.
„Bist du jetzt fertig? Soll…. Mich das irgendwie beeindrucken? Soll ich jetzt losweinen und dir in die Arme fallen, wie bei meiner Verhaltenstherapeutin, nur damit sie endlich ihre Klappe hält und ich meine Ruhe habe? Sie ist sowieso nicht hier, Gordon!“ Es war zwecklos und die Mühe nicht wert, zu allem Überdruss auch noch unverschämt und provokativ. Wollte ich mich von solch einem Drei-Käse-Hoch wirklich aus der Fassung bringen lassen? Wie konnte man nur so gefühlskalt sein? Ich war wirklich gewillt, ihm entgegen zu kommen, aber wir sollten keine besten Freunde mehr werden, wenn er überhaupt ein Mensch war. Da ich mir seine Dreistigkeiten nicht länger anhören wollte, war es meiner Meinung nach das einzig Richtige, das Gespräch zu beenden:

„So leid du mir auch tun magst, auch ich setze meine Prioritäten. Nenne es Egoismus, es ist mir egal! Ich bin auf deine Hilfe nicht angewiesen!“ Als ich kehrt machen wollte, um das Zimmer zu verlassen, sagte Andrew etwas, was mich bis ins Mark traf, auch wenn ich nicht wusste wieso. „Willst du wieder weglaufen, Gordon?“ Ich blieb sofort auf der Stelle stehen und wandte mich dem Jungen skeptisch zu. Sein Zorn und sein spöttisches Gehabe wich einer wehmütigen Stimme, Gestik, Mimik, die ganze Körpersprache veränderte sich, als ob ihn meine Reaktion verletzt hätte. Vielleicht trieb er aber auch nur wieder seine Spielchen mit mir. Wie sollte man daraus schlau werden? Nach einem Moment der Stille führte er seinen Gedanken zu Ende:
„Ich hatte nie das Glück, jemanden zu haben, dem ich mich anvertrauen konnte, geschweige denn jemanden, für den ich kämpfen konnte, Gordon. Der Sinn meines Lebens bestand darin, anderen Menschen zu helfen und ihnen das zu geben, was ich mir im Gegenzug auch von ihnen erhofft hatte. Liebe, Unterstützung, Verständnis, Rücksicht,…“ Nachdenklich wandte er sich mit gesenktem Blick zur Tafel.
„Da war dieses Mädchen in der Grundschule. Ich sah sie, wie sie jeden Tag von ihren Mitschülern gehänselt wurde, weil sie anders war. Ich mochte zu dieser Zeit noch im ansässigen Kindergarten sein, aber dennoch nahm ich mir ihr Schicksal sehr zu Herzen, weil ich diese gemeinen Hänseleien ständig mitansehen musste. Ich konnte mich mit ihr identifizieren, sah mit an, was in meiner eigenen Zukunft noch von Bedeutung sein würde. Jeder kannte das Mädchen, aber niemand setzte sich für sie ein.“
Man merkte ihm an, dass er diese Situation, von der er erzählte, genau vor Augen hatte. Es musste ihm viel an diesem Mädchen gelegen haben.
„Für dieses Mädchen war es selbst dort in dieser Grundschule finster und kalt. Ich fühlte mich ihr so verbunden und wollte immer für sie da sein.“ Er wandte sich wieder von der Tafel ab und ging einige Schritte auf das Klavier zu. „Seit kurzem träume ich sehr oft von ihr. Ich sehe… gewisse Parallelen zu meinem Leben, auch wenn ihr Schicksal ein anderes sein mochte. Hätte ich gewusst, dass…“ Nach einer kurzen Pause sah er mich dann wieder an und versuchte mir den Zusammenhang zu alldem nahe zu bringen:

„Mit steigendem Alter wurden meine inneren Konflikte stärker und unerträglicher! Genau wie sie hatte ich niemanden, der wirklich für mich da war. Und dennoch war ich blind! Nun gut, ich war jung und kindlich, aber ich hatte mich trotz meines Wissens, dass all das falsch war, aus Angst hinter den Massen der anderen Kinder versteckt und das Leid mitangesehen, ohne etwas zu sagen, ohne mich einzumischen und Partei für sie zu ergreifen, mich für si einzusetzen. Im Nachhinein hasse ich mich dafür." Wehmütig blickte ich zu Andrew, der getroffen den Kopf schüttelte und ich… ich fühlte mich dann doch wieder schuldig. Also an Empathie mangelte es mir ganz und gar nicht, er tat mir wirklich leid, auch wenn er mir feindlich gesinnt zu sein schien. Aber ich durfte in dieser Situation nicht nur an mich selbst denken. Ich war doch sonst nicht so. Noch bevor ich etwas dazu sagen konnte, drehte er sich zu mir um und fuhr fort:
„Aber ich habe die Hoffnung nie aufgegeben und für meine Ziele gekämpft, auch wenn es Ziele waren, die ich trotz allem niemals erreichen konnte, egal wie sehr ich mich dafür ins Zeug legte, egal wie viel Geld ich dafür zum Fenster raus warf." Andrew richtete seinen Blick traurig und niedergeschlagen auf den Boden.
„Es gab in meinem Leben immer einen kleinen Hoffnungsschimmer, selbst dann wenn ich bereits kapituliert hatte." Daraufhin richtete er seinen Kopf nach oben und legte seine Hand auf sein Herz. „Gott ist mein Zeuge, ich habe nie meinen Glauben verloren und meinen Vater immer wieder ersucht, mich auf diesem besonderen Weg zu begleiten. Ich hatte letztendlich sogar Menschen kennenlernen dürfen, die sich meiner erbärmlichen Situation annahmen. Menschen wie ich, die sich dem Unheil dieser Welt entsagten und für eine bessere Welt kämpfen wollten." War Andrew möglicherweise ein Anhänger des Kults? Er war ein Kind, ein Teenager… Was konnte er vom Leben schon wissen? Er war auf jeden Fall das perfekte Ziel für fanatische Untergrundorganisationen, die gerade bei jungen Leuten einen großen genossen.
Viele Menschen wussten das Leben nicht zu schätzen, weil sie keine Ahnung hatten, worauf es im Leben wirklich ankam. Insofern konnte mir Andrew wirklich nur leidtun. Er war sich wohl darüber im Klaren, dass es Menschen gab, denen es deutlich schlechter ging, aber er hatte

niemanden, an den er sich wenden konnte. War das etwa ein Grund, sich etwas anzutun? Andrew war beileibe kein Mensch. Zumindest fiel mir keine Erklärung für seine wundersame Fähigkeit ein, plötzlich aus dem Nichts aufzutauchen und sogleich wieder zu verschwinden. War Andrew ein Geist? Dieser Grabstein in den Wäldern… Was war mit Andrew geschehen? War er wirklich nur ein Opfer seiner Isolation oder steckte mehr dahinter? Während ich darüber nachdachte, umkreiste mich Andrew mit kalten, stählernen Blicken, ein leichtes Grinsen überkam sein Gesicht.

„Du hast wirklich keinen blassen Schimmer, oder? Detektiv Gordon auf der Suche nach der Wahrheit in Silent Hill." Andrews Tonfall veränderte sich wieder. Die Art und Weise wie er mit mir redete… Wieder dieses bedrohliche, selbstgefällige und herablassende Gehabe, mit dem er mich einzuschüchtern versuchte, nun aber noch missfälliger und gehässiger als zuvor. Ich erkannte ihn kaum wieder.

„Ich hasse diese Schule, Gordon und du wirst sie auch hassen, darauf kannst du dich verlassen. Mein Rat an dich: Verschwinde von hier und halte deine Nase aus Angelegenheiten raus, die dich nichts angehen. Tief im Innern weißt du selbst, dass die Wahrheit nicht immer erschwinglich ist, nicht wahr? Manchmal lebt es sich mit der Unwissenheit und gar einer Lüge weitaus besser. Nichts zu wissen… kann ein Geschenk sein." Andrew mochte mich nicht sonderlich ernst nehmen, aber es sprach auch eine Warnung aus ihm an mich. Er war mir nicht wohl gesonnen, aber zumindest schien er mich nicht scheitern sehen zu wollen. Dann fuhr er fort und zog das Gespräch mit seinem dämlichen Gegrinse ins Lächerliche:

„Du kennst ja das Sprichwort: „Was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß!" Schlussendlich stellte er sich direkt vor mich hin und blickte mir direkt ins Gesicht.

„Gordon, Gordon, Gordon… Weißt du denn wirklich gar nicht, warum du hier bist?" Ich versuchte mir nichts anmerken zu lassen, aber Andrew wusste eindeutig, was dort vor sich ging und das machte mir Angst. Die durfte ich mir aber nicht anmerken lassen, weswegen ich mich unbeeindruckt zeigte und zu kontern versuchte:

„Wenn du etwas weißt, dann sag es mir doch einfach Andrew, oder bist du etwa derjenige, der Angst vor der Wahrheit hat? Hör auf, um den heißen Brei zu reden, das lässt mich genauso kalt wie dich.“
Daraufhin lachte er und erwiderte:
„Ich? Ich soll Angst haben? Du hast ja keine Ahnung, was Angst ist. Das was ich durchgemacht habe, DAS ist Angst!“ Vorwurfsvoll zeigte er mit dem Finger auf mich und ging an mir vorbei, auf direktem Wege zur Tür, wo er sich ein letztes Mal zu mir umdrehte:
„Du hast die Büchse der Pandora geöffnet. Du willst es unbedingt wissen? Gut, dann lebe aber auch mit den Folgen! Deine Unwissenheit ist ein Geschenk, das du noch zu schätzen wissen wirst. Du wirst den Tag verfluchen, an dem du die Wahrheit entdeckt hast, wieder und wieder und wieder. Du wirst diesen Teufelskreis nicht verlassen und diese Lektion so lange durchkauen müssen, bis du endlich begreifst, dass du im Unrecht warst! Denk an meine Worte.“ Ohne dass ich noch etwas sagen konnte, verließ er das Zimmer und ließ mich wissbegierig zurück, allein mit tausenden Fragen, die in meinem Kopf umherschwirrten. Ich rannte zurück auf den Flur, um ihn abzufangen, aber es war zu spät. Er war wie vom Erdboden verschluckt. Es war noch immer finster und kalt, nach wie vor herrschte Totenstille in der schier endlosen Dunkelheit. Die Worte von Andrew gingen mir nicht mehr aus dem Kopf.

Ich verließ den Musiksaal, schloss die Tür hinter mir zu und folgte nachdenklich dem Rundgang in den westlichen Flur, vorbei an den Toiletten bis hin zu den hinteren Klassenzimmern. Auf dem Weg dorthin dachte ich darüber nach, was Andrew gesagt hatte. Er sprach von einem Mädchen, das in der Grundschule gehänselt wurde. Vielleicht handelte es sich bei dem kleinen Mädchen um Anna. Es überraschte mich, wie sich ein Mensch innerhalb kürzester Zeit so emotional wandeln konnte, fast schon bipolar anmutend, vielleicht war er es auch. Aus heiterem Himmel mitten im Gespräch zeigte Andrew das andere seiner beiden Gesichter. Erstaunlich, wie unberechenbar ein Mensch doch sein konnte. Das rief in mir Gedanken an die zahlreichen Amokläufe an Schulen hervor, nicht dass ich Andrew das zutraute, aber da sprach eine Menge Hass aus ihm. Unscheinbare, introvertierte Schüler griffen zu Waffen und ließen ihren Emotionen freien Lauf, entluden ihre Aggressionen

oftmals aus Affekt, manchmal auch geplant, geplagt durch jahrelangen Missbrauch, ob verbal oder körperlich. Solche Menschen ließen selten jemanden an sich heran und es gab wenig Chance, diese Umstände zu verändern. Sie fraßen alles in sich hinein und wurden zunehmend gefährlicher, eine tickende Zeitbombe.
Nun, ich konnte lediglich spekulieren, was wirklich mit dem Jungen geschehen war. Einerseits besorgte mich seine geistige Verfassung, aber andererseits passte mir seine selbstgefällige, bedrohliche und besserwisserische Art nicht.

Sowohl das zweite Musikzimmer, als auch das nebenan liegende Klassenzimmer waren blockiert. Durch einen Spalt hindurch sah ich das Chaos innerhalb des Klassenzimmers, als ob ein Wirbelsturm gewütet hätte. Plötzlich fiel mir ein, dass ich noch diesen Spindschlüssel in der Tasche hatte, der Schlüssel, den ich in Andrews Tasche fand. Laut Schlüsselgravur gehörte ihm Spind Nummer 306. Wenige Schritte weiter, dort wo der Spindschrank eigentlich stehen sollte, befand sich allerdings eine Lücke, als ob jemand den Spind herausgerissen hätte. „War eigentlich zu erwarten…“ Verärgert lief ich weiter den Gang entlang und zog die Möglichkeit in Erwägung, dass Andrew selbst eventuell für das Verschwinden dieses Schranks verantwortlich gewesen sein könnte, schließlich schien er etwas zu verbergen, was von großer Bedeutung zu sein schien. Er war wohl nicht damit einverstanden, dass ich in der Gegend herumspionierte, „auf der Suche nach der Wahrheit“. Was sollte das eigentlich? „Unwissenheit sei ein Geschenk“… Blödsinn! Man sollte grundsätzlich wissen woran man war, egal wie unerträglich die Wahrheit auch sein mochte. Wenn man Fehler gemacht hatte, sollte man auch dazu stehen. Außerdem konnte man aus Fehlern lernen. Der Mensch entwickelt sich stetig weiter, nun gut, die einen weniger, die anderen mehr. Man sagt ja auch, dass Reden hilft und genauso sah ich das auch. Man konnte immer mit mir reden. Ich konnte von mir behaupten, ein verständnisvoller und rücksichtsvoller Mensch zu sein. Hinzu kam, dass ich mich gut in andere Menschen hineinversetzen konnte. Umso mehr traf es mich, wenn gerade Teenager im Alter von Andrew keine Bezugsperson hatten und ihre Probleme in sich

hineinfraßen. Es gab immer eine Lösung für ein Problem, zumindest konnte man lernen mit Problemen umzugehen und mit ihnen zu leben.

Am Ende des Flurs angekommen, riss ich mich aus meinen Gedanken und richtete meine Aufmerksamkeit auf das hintere Klassenzimmer dieser Etage. Die Raumnummer des Zimmers machte mich auf den Schlüssel aufmerksam, der innerhalb der goldenen Kugel versteckt war. „Raum 303…“ Aufgeregt wühlte ich in meiner Jackentasche nach dem kleinen Schlüssel, atmete tief ein und steckte den Schlüssel in das dafür vorhergesehene Schloss. Für diesen Schlüssel ging ich durch die Hölle. Aufgrund dieser Tatsache war anzunehmen, dass sich hinter dieser Tür etwas von großer Bedeutung befinden musste. Mit der einen Hand drehte ich den Schlüssel, während ich mit der anderen Hand meine Waffe bereithielt.
Wachsam öffnete ich den Raum und leuchtete den Raum nach Gefahren ab. Glücklicherweise hatten sich meine Befürchtungen dieses Mal nicht bestätigt. Außer mir war keine Spur von Leben in Sicht. Auch dort gab es die schultypische Klasseneinteilung. Hinter den Stuhlreihen gab es Schränke mit diversen Utensilien für den Unterricht. An der rechten Wand hingen Pinnwände mit Plakaten, Aushängen und Zeittafeln, vermutlich für den Geschichtsunterricht. Gegenüber von der Tür die lange Fensterbank, die mit Pflanzen und botanischen Experimenten zugestellt war. Zur Rechten der Tafel fußten eine große Landkarte der vereinigten Staaten und eine amerikanische Flagge.

Auf dem Lehrertisch stand eine große lilafarbene Truhe, geschmückt mit Ornamenten und Edelsteinen, auf der kreisförmig sechs Knöpfe mit Buchstaben von A bis F angeordnet waren. Dem Anschein nach gab es einen Mechanismus, der mir den Zugriff auf den Inhalt der Truhe verwehren sollte.
Nun galt es, die richtige Kombination herauszufinden. Wie es der Zufall wollte, wurde auf der Tafel auch bereits ein Teil dieses Hinweises vermerkt:

„Eine Kombi aus 5 verbirgt den Preis,
5 Schüler der Liste schließen den Kreis.

Der Lehrer sie an Leistungen misst,
Doch die Liste falsch geordnet ist.
Nicht nach Ruf, nicht nach Tat!
Weißt du junger Knappe Rat?

Mit Angst und Schrecken sie dich kührt,
Das Rätsel dich zur Wahrheit führt.
Doch dunkle Gänge hat der Ort.
Das Grauen wartet, geh fort! Geh fort!“

Auf dem Schreibtisch lag außerdem noch eine Liste, die Auskunft über die Leistungen der Schüler gab:

Schüler	Note
Alex Roivas	B+
Anna Miller	A+
Brian O'Connor	_
Bernard Harrison	~~D-~~B+
Cynthia Ruford	C
Drew Springston	B-
Jacob Denford	B+
Elias Hawker	B+
Pamela Bears	F
Peter Benson	A+
Phillis Broderick	A-
Ray Kilmer	C
Sandra P. Mitchel	C-
Sandy Elena Corvet	A
Scout Harver	B
Steffani Coover	D-
Thomas S. Brady	C+
Vanessa Desalvo	D+

Zunächst war mir rätselhaft, wie sich daraus eine Kombination ermitteln ließ.
„Jetzt streng mal deinen Schädel an… Ich knobele doch sonst so gern!“ Selbstgespräche zu führen half mir aber genauso wenig weiter. Stattdessen sollte ich darüber nachdenken, wie man sich aus diesen Informationen eine fünfstellige Kombination zusammenbasteln konnte. Konzentriert blickte ich wieder zur Tafel und las mir die Arbeitsanweisung aufmerksam durch, auch wenn mich der Name „Bernard Harrison“ auf der Liste ständig aus dem Konzept brachte. Aus welchem Grund hatte dieser Schüler dieses Privileg und wie kam es dazu, dass er es zu seinem Vorteil nutzen konnte? Ich durfte mich nicht ablenken lassen. Vielleicht gab es auch nachvollziehbare Gründe für dieses „Vergehen“, ein Missverständnis vielleicht?

Nach einigen Minuten planloser Kritzelei erkannte ich letztendlich das Muster, des Rätsels Lösung. So dauerte es nicht lange bis ich die erforderliche Kombination ermitteln und mich anschließend dem Geheimnis der Truhe widmen konnte. Inmitten der Truhe lag sowohl ein Videoband, als auch ein Schlüssel mit einem Anhänger, auf dessen Etikett die Worte „Das Tor zur Hölle“ zu lesen waren.
„Sehr beruhigend!“, sagte ich in meiner altbekannten, sarkastischen Art. Dabei konnte ich mir kaum vorstellen, wie es noch schlimmer hätte werden können. Lediglich der Gedanke an den dämonischen Blut- und Kettenwald erinnerte mich daran, dass diese Stadt noch deutlich hässlichere Gesichter hatte.

(Lösung des Rätsels im Anhang auf Seite 442)

Kapitel 13

Ich wunderte mich über meinen Fund aus der Truhe und überlegte, was es mit dem Videoband auf sich haben könnte. Möglicherweise war es ein weiterer Hinweis, der mich der Wahrheit ein Stück näher bringen sollte.
Kurz daraufhin ertönten aus dem Flur mehrere Schritte. Infolgedessen richtete ich meinen Kopf zur offenen Tür und sah, wie der Schatten einer Person im Flur vorbeihuschte. Konsequent steckte ich die beiden Errungenschaften in meine Tasche und lief dem Unbekannten hastig hinterher.
„HEY! Bleib stehen!“ Als ich auf dem Flur stand, hörte ich die eilenden Schritte auf der Treppe. War es vielleicht das kleine Mädchen, dem Bernard und ich auf der Straße begegnet waren? Unachtsam eilte ich zur Treppe und leuchtete alle Stufen in den unteren Stockwerken ab. Alles was ich sehen konnte war ein Schatten, begleitet von sputenden Schritten und… Überall waren wieder diese grauen, langen Haare zu sehen. „Oh Mann, das war vorher aber nicht da…“, murmelte ich verängstigt vor mich hin. Es waren recht viele Haare, als ob sie eine Spur gebildet hätten. Mir blieb nichts Anderes übrig, als der mysteriösen Gestalt und diesen Haaren zu folgen, egal wie gefährlich diese Hast auch sein mochte. Es hätte auch genauso gut sein können, dass es sich hierbei um eine Falle handelte, doch ich hatte keine Zeit, Vor- und Nachteile abzuwägen, schließlich wollte ich die Person nicht aus den Augen verlieren.
Es war immernoch stockdunkel im Schulgebäude und alles was ich sehen konnte war das Flimmern meiner Taschenlampe in den unteren Geschossen. Doch in Anbetracht dessen, was ich bereits geschafft hatte, wäre es sinnlos gewesen jetzt zu kapitulieren. Ich war etwas Großem auf der Spur und war auf dem richtigen Weg. Das fühlte sich in der Tat gut und motivierend an. Mein Herz pochte, als ich unwissend die Treppen hinunter rannte und der Gestalt ins Ungewisse folgte. Ich sehnte mich, genau wie im Wald, nach dem Tageslicht. Gerade in solchen Situationen war mir immer sehr mulmig zumute, wenn ich meinen Lichtkegel auf

unbekanntes Terrain richten musste. Der Gedanke daran, dass diese Haare einem Monster gehörten, machte mich wahnsinnig. Ich würde nie vergessen, wie groß und schmerzhaft der Schreck war, als das spitznäsige Ungetüm völlig unerwartet im Schein meiner Taschenlampe auftauchte. Das sollte mir nicht noch einmal passieren. Deswegen stieg ich die Stufen vorsichtig hinab und bewegte den Kegel meiner Lampe langsam von Stufe zu Stufe. „Scheiße nein…“ Wer hatte so viele Haare auf dem Kopf? Normal war das nicht. Darüber hinaus hatte ich den Eindruck, als ob die Haare immer länger würden und sich über mehrere Stufen erstreckten, manchmal ein einzelnes Büschel Haare, manchmal sogar mehrere. Schritt für Schritt näherte ich mich meinem Ziel, bis ich wieder im Erdgeschoss angekommen war. „Oh bitte nicht…“ Ich hatte bereits eine Vermutung, wo mich die Spur hinführen sollte. Der einzige Ort, den ich bislang nicht absuchen konnte, war der Keller. Laut Karte gab es nur eine einzige Möglichkeit in den Keller zu gelangen, da die Haupttreppe in der Aula im Erdgeschoss endete. Mit einem unguten Gefühl im Magen bog ich folgegerecht nach links ab, vorbei am Hausmeisterzimmer, das ich zu Beginn meiner Schulvisite untersucht hatte und… dann sah ich es: Das Gittertor in den Keller war offen. Der Weg war frei. „Warum das jetzt? Ich will da nicht hin, nein!“ Ich war tatsächlich kurz davor, alles hinzuschmeißen, aber dann würde ich mit leeren Händen zurückkehren und Anna einfach zurücklassen.
Nachdem ich tief durchgeatmet hatte, folgte ich der Haarspur durch den Kellerzugang in das hintere Treppenhaus.
Dort angekommen verstummten die Schritte. Es herrschte erneut eine beängstigende Stille. Einsam und verlassen stand ich in dem steril wirkenden, kalten Treppenhaus. Rechts vor mir führten die Treppen hinab in den Keller, links davon die Treppen, die in die oberen Geschosse führten. „Hm?“ Das Knistern und leichte Flackern einer Lichtquelle aus einer der oberen Ebenen des Treppenhauses erweckte meine Aufmerksamkeit. „Strom?“ Wohl eher nicht. Ich hatte mich doch selbst davon überzeugt, dass es keinen Strom gab. Aber was sollte es sonst sein? Zitternd stand ich im düsteren Treppenhaus und starrte auf meinen zitternden Lichtkegel. So stand ich eine Weile dort, darauf wartend, dass etwas passierte. So lange ich auch wartete, es passierte

nichts. „Ok… ok…!“ Ich sah ein, dass mir nichts anderes übrig blieb, als selbst nach dem Rechten zu sehen.
Ängstlich näherte ich mich dem Treppengeländer und wandte den Schein meiner Taschenlampe nach oben, zwischen den Treppen hindurch. „Strom?“ Im zweiten Stock flackerte tatsächlich eine Glühbirne, die einen Wackelkontakt zu haben schien. Skeptisch stieg ich ein paar Stufen hinauf und wandte meinen Blick nicht ab. „Wie…“ Ich war verwundert, dass ich dann doch viel selbstsicherer nach oben steigen konnte. Doch nur ein paar Schritte weiter hörte ich ein furchtbares Knacksen, ein… Krachen, als ob mehrere Knochen entzwei brachen. Ich blieb wie angewurzelt auf der Stelle stehen und starrte – ohne mit den Augen zu blinzeln – nach oben zur flackernden Lichtquelle, darauf wartend, dass das Geräusch noch einmal ertönen würde. Es knackte erneut. Ich konnte keinen Mut fassen, auch nur einen Schritt weiterzugehen, in der Hoffnung nicht bemerkt zu werden. Doch die nächste Erscheinung ließ mir das Blut in den Adern gefrieren. Mit weit aufgerissenem Mund beobachtete ich das Spektakel, das sich dort oben vor meinen Augen abspielte. Ich sah… eine Hand, sie war bläulich weiß, wie die Hand einer Leiche. Sie ergriff abrupt das Geländer… und tastete sich zitternd hinab, unterstützt von einem hysterischen Schrei. Panisch vor Angst, aber noch immer starr vor Schreck bewegte ich mich keinen Zentimeter vom Fleck, schüttelte aber mit dem Kopf, als ob ich mir einreden wollte, dass das nicht wahr sein konnte, nicht schon wieder. Es war grauenhaft! Diese widerwärtigen Geräusche, das Krachen der Knochen… Waren es die Knochen dieses Wesens? Was war dort oben? Wem gehörte dieser zuckende Arm? Warum dachte ich darüber nach? Ich musste schleunigst zusehen, dass ich mich aus meiner Starre lösen und das Weite suchen konnte.
Ich machte umgehend kehrt und flüchtete so schnell ich konnte in das Kellergeschoss, ächzend auf der Suche nach Schutz und Sicherheit, während das äußerst beunruhigende Krachen und Knacksen lauter und lauter wurde, die Gefahr rückte näher und näher. Ich landete in einem weiteren stockdusteren Flur, der den anderen Fluren in den oberen Geschossen sehr ähnlich war, was darauf schließen ließ, dass es auch dort einige Klassenzimmer geben musste, auch die Karte ließ darauf schließen. Weitaus wichtiger war, dass ich hinter einer der Türen Schutz

finden konnte. Hastig stürmte ich von Tür zu Tür und musste zu meinem Unglück feststellen, dass alle Türen blockiert zu sein schienen und keine sich öffnen ließ, weder die Tür zum Generatorraum, noch die Türen zu den beiden Klassenzimmern. Im Gefecht mit der Zeit rüttelte ich hilflos an den Türen.
„VERDAMMTE SCHEIßE!“ Es war der reinste Horror. Das Krachen der Knochen und die wahnsinnigen Schreie kündigten die Ankunft des Monsters an den untersten Stufen des Treppenhauses an, es war schneller als ich dachte. Unbegreiflich, wie das Monster so schnell dort unten ankommen konnte. Mir blieb nicht viel Zeit, eine Lösung zu finden. Panisch wühlte ich nach dem Schlüssel in meiner Tasche und versuchte damit eines der Klassenzimmer aufzuschließen.
„Komm schon… Komm schon!“ Noch bevor ich feststellen konnte, ob der Schlüssel passte, fiel mir das blöde Ding auch noch auf den Boden.
„FUCK!“ Ich zitterte am ganzen Körper. Dann war es soweit! Ich blickte nach hinten zum Treppenhauszugang und sah, wie hinter der Wand zum Zugang der blasse, bläuliche und mit Krampfadern überwucherte Arm des Monsters zum Vorschein kam und sich der zweite Arm unten am Boden festkrallte. Der hysterische Schrei ging in ein klägliches Krächzen über. Man hätte meinen können, das Monster wäre drauf und dran zu ersticken. Es zog sich über den Boden auf den Flur, bis ich letztendlich auch seinen Kopf und seinen Rumpf erblicken konnte.
Ich… konnte mich kein Stück vom Fleck bewegen, der Anblick des Ungetüms ließ mich erstarren, gefesselt an den Boden aus abgrundtiefer Furcht. Sie - es wirkte zumindest wie eine weibliche Gestalt - hatte langes, graues und strohiges Haar, das die kahlen Kopfstellen kaum verdecken konnte. Dann erhob sie ihren linken, dünnen Arm, unterstützt von weiteren krachenden Geräuschen und packte ruckartig ihren Kopf, woraufhin sie sich einen Büschel Haare rausgerissen hatte. Dann… Ich konnte nicht glauben, was ich mit ansehen musste. Ihr Genick fing schrecklich an zu knacksen, sie gab einen Luft zerreißenden Schrei von sich und drehte ihren Kopf um 180°.
„Aaa AAA..A...“ Fix und fertig stürzte ich zu Boden und starrte auf das entstellte Gesicht des Wesens. Ihr quollen blutüberströmt die Augen aus dem Kopf, ihr Unterkiefer war zurückgebildet, ihre Nase… Sie war

nicht da und… Himmel, ich versuchte zur Besinnung zu kommen und tastete mich auf allen Vieren rückwärts auf dem Boden entlang, ohne meine Blicke abzuwenden. Dann fing sie furchtbar an zu würgen. An ihrem Hals erkannte ich eine große Beule.
Steckte da etwas in ihrem Hals fest oder sah ihr Hals wirklich so aus? Sie drehte ihren Kopf in meine Richtung und würgte mit weit aufgerissenen Augen einen Gegenstand aus ihrer Luftröhre. Mit einem lauten, hysterischen Schrei spuckte sie einen leeren, runden Glasbehälter aus und ließ ihren Kopf auf den Boden fallen. Ihre Augen waren noch immer weit aufgerissen und auf mich gerichtet, aber sie war still und bewegte sich kein bisschen vom Fleck. War es vorbei? War sie an diesen Schmerzen gestorben?
Diese Fragen beantworteten sich von selbst, als sie mich mit ihrer kratzigen Stimme anfauchte und ihren Arm nach mir ausstreckte. Die drohende Gefahr trachtete auch weiterhin nach meinem Leben, also raffte ich meinen ganzen Mut zusammen und erhob mich wieder in die Vertikale, um irgendwie doch noch einen Ausweg aus dieser aussichtslosen Lage zu finden. Dort im Keller gab es mehrere Türen. Einige von ihnen konnte ich nicht öffnen, sogar die Toiletten waren von innen blockiert. Schweißgebadet sah ich das kriechende Monstrum, wie es knacksend näher und näher kam und seine Haare zurückließ, die über den Flur verstreut waren. Es war das Monster, das all diese Haare zurückgelassen hatte. Verzweifelt stürzte ich zur nächsten Tür gleich neben den Toiletten und rüttelte wie ein Verrückter am Türknauf, in der Hoffnung, dass mir irgendein Zimmer Zutritt gewähren würde. Ich warf mich gegen jeden Tür, irgendeine MUSSTE doch zu öffnen sein. Zu meinem Glück ließ sich die Tür letztendlich doch mit einem starken Ruck öffnen, obwohl ich es dort zuvor schon versucht hatte. Ich fiel geradezu in die Räumlichkeit und scharrte sofort unbändig sämtliche Tische und Schränke zusammen, um mit deren Hilfe die Tür von innen zu blockieren.
Der Angstschweiß lief mir über das Gesicht und mein Herz pochte schneller denn je. Mit all meiner Kraft, die mir noch zur Verfügung stand, stemmte ich mich sitzend mit dem Rücken gegen die Tür und bat regelrecht darum, dass es aufhörte. Draußen hörte ich die Schreie des Monsters, wie es nach mir lechzte und in meinen Schlupfwinkel

eindringen wollte. Jeder Schrei schmerzte in meinem Kopf. Ich vergrub mein Gesicht zwischen meinen Knien und versuchte, mir fortwährend vor Augen zu halten, warum ich all das tat. „Anna… Anna… Anna…“ Immer wieder wiederholte ich ihren Namen, bis die Schreie letztendlich schwächer wurden und schon bald daraufhin gänzlich verklangen. Verängstigt stemmte ich mich aus Sicherheit noch immer gegen die Tür, weil ich mir sicher war, dass die Kreatur nicht einfach so klein beigeben würde. So saß ich bestimmt 5 Minuten lang regungslos dort und stammelte weiterhin meine flehenden Worte vor mich hin. „Das ist… alles nicht wahr. Oh bitte Gott… lass es vorbei sein… Ich tu… Ich tu alles!“ Schon seltsam, dass ich bis zu Beginn meines Trips in Silent Hill nie zu Gott gebeten hatte. Ich war Wissenschaftler und sicher, dass es niemanden „dort oben“ gab, der meinen Lauten horchte. So albern es auch klang, aber es gab mir tatsächlich Kraft und Durchhaltevermögen, mal abgesehen davon, dass mit Sicherheit jeder Zweite solche Dinge sagte, unabhängig davon, ob er wirklich gläubig war oder nicht.
Es dauerte einen Moment, bis ich den Schock verarbeitet hatte und meine Augen wieder öffnen konnte. Es schien tatsächlich vorbei gewesen zu sein.
„Was zum Teufel war das? Was… Was hat das zu bedeuten?“ Ich war so verzweifelt. Es musste doch einen Grund für diese schrecklichen Vorkommnisse gegeben haben.
„Wieso ich? Warum bin ich hier? Ich verstehe das einfach nicht! Was hat das mit mir zu tun?“ Ich war völlig fertig mit den Nerven und führte Selbstgespräche. Es war mir sogar egal, ob mich jemand dabei hören konnte. Ich stützte mich an der Barrikade auf und klopfte den groben Dreck von meiner Kleidung, die ohnehin nicht mehr zu retten war. Man konnte ihr die ganzen Strapazen deutlich ansehen. Verzweifelt ging ich im Kreis umher und presste meine Fäuste gegeneinander. Das tat ich oft, wenn ich versuchte nicht die Beherrschung zu verlieren.
„Wenn es etwas mit Anna zu tun hat, oder mit Andrew… Oder meinetwegen auch mit diesem Spinner von Bernard, mit dieser Drogengeschichte… WARUM muss dann ausgerechnet ICH diesen VER§$!&%§! MIST ausbaden? FUCK!“ Rasend vor Wut trat ich so ziemlich gegen jedes Einrichtungsstück im Raum. Nichts war vor meinem Tobsuchtsanfall sicher.

Dann tat ich etwas sehr Unbedachtes, etwas, woran ich vorher nie im Entferntesten gedacht hätte. Ich nahm die Pistole und hielt sie tatsächlich an meinen Kopf.
„Es liegt in meiner Hand, nicht in eurer!“ Entschlossen schloss ich die Augen, während mir eine Träne das Gesicht hinunterfloss. Das war alles zu viel für mich, um ehrlich zu sein war ich ein ziemliches Weichei, absolut nicht für solche Abenteuer gemacht, auch wenn ich mir das aufgrund meiner Pfadfindererfahrung gerne einredete. Aber Anna brauchte mich doch! Ich musste meinen Mann stehen. Wie konnte ich nur daran denken, dass dies der richtige Ausweg sei? Ich war so weit gekommen. Nein, nicht in diesem Moment, nicht dort, dann wäre alles vergebens gewesen. Ich war am Leben… So kam es, dass ich die Pistole wieder senkte und nach einem tiefen Atemzug wieder zur Ruhe kam.

Eine ganze Weile lang verharrte ich dort und genoss die Ruhe. Erst das Rauschen eines Fernsehers zog meine Aufmerksamkeit auf sich. Scheinbar hatte er sich von selbst eingeschaltet, aber wieso?
Erst dann bemerkte ich, dass ich mich in einem Filmsaal befand. Ich stand vor einem Fenster, durch das man oben den nebeldurchfluteten Schulhof der Schule sehen konnte. Gegenüber vom Fenster war das Gerümpel zu sehen, das ich vor der Tür zusammengescharrt hatte und zu meiner Rechten sah ich vorne vor der Tafel den Fernsehtisch mit dem eingeschalteten Gerät.
Ich steckte meine „44er“ zurück in mein Gepäck und zückte unzögerlich das Videoband, das ich in der mysteriösen Truhe gefunden hatte, aus der Tasche. Es interessierte mich brennend, was darauf zu sehen war. Nachdem ich das Band in den Rekorder gesteckt hatte, verschwand das Rauschen des Fernsehers. Bei dem Videoband handelte es sich scheinbar um eine Aufnahme einer fest justierten Kamera, die das Geschehen in einem mir unbekannten Raum von der Decke aus festhielt. Im Vordergrund standen 2 Sessel, von dem einer von der Kamera abgewandt und der andere zur Kamera hin ausgerichtet war. Im Hintergrund waren Bücherregale und eine Tür zu sehen.
Etwa 10 Sekunden später wurde die Aufnahme erst richtig interessant. Die Tür öffnete sich und zwei Personen betraten den Raum.

„Anna!“ Bei der einen Person handelte es sich doch tatsächlich um meinen Liebling. Bei der anderen Person handelte es sich um eine Dame im mittleren Alter. Sie trug eine rote Robe, ihre Haare waren nach oben zu einem Dutt gebunden. Alles in allem machte sie einen sehr vornehmen und begüterten Eindruck. Wie auf glühenden Kohlen sitzend, spitzte ich meine Ohren und verfolgte die eingefangene Szene auf dem Videoband.

„So liebe… ähm… Anna, dann setz dich erst mal hin. Dann kannst du mir gerne erzählen, was dich bedrückt.“ Anna sah auf diesem Videoband sehr besorgt aus. Ihre Haare waren zu diesem Zeitpunkt auch etwas kürzer und dünner, also konnte ich daraus schließen, dass das Video etwas älter war. Gerade, als sich Anna in den Sessel setzen wollte, der mit dem Rücken zur Kamera ausgerichtet war, intervenierte die Gastgeberin:
„Nein! Anna, das ist mein Sessel, nichts für ungut. Nimm doch bitte den anderen.“ Sie wirkte bereits jetzt schon sehr aufgesetzt freundlich in ihrer Art und nicht sonderlich vertrauensselig auf mich. Wer sie wohl gewesen sein mochte? Allein ihr Gang verriet, dass sie hochnäsig und äußerst dominant war. Sie machte auf mich keinen wirklich sympathischen Eindruck, aber wenn Anna sich mit ihr abgegeben hatte, gab es wohl gute Gründe.
„So Anna, dann erzähl mir doch mal, was dir auf dem Herzen liegt.“
„Danke, Schwester Helen…“, erwiderte Anna auf ihre scheue Art.
„Ich habe wieder diese schrecklichen Träume. Er… Er verfolgt mich. Ich sehe ihn jeden Tag… Warum kann er mich nicht in Ruhe lassen?“ Dann fing Anna plötzlich an zu weinen. Von wem war da die Rede?
„Du redest von Andrew, nicht wahr? Du kannst ihn nicht vergessen, aber wie auch Anna? Er war nun mal ein wichtiger Bestandteil deines Lebens.“ Tröstlich legte die Dame ihre Hand auf Annas Schoß.
„Ja, aber…“ Anna schluchzte vor sich hin und versuchte ihre Gefühle in Worte zu fassen.
„Es zerreißt mich. Es quält mich. Wie ich ihn hasse. Es muss doch eine Möglichkeit geben, ihn endgültig vergessen zu können, ihn loszuwerden…“ Sie konnte ihren Gefühlsdrang nicht länger zurückhalten und brach in Tränen aus.

„Schhhd. Schhhd… Anna, wir kriegen das hin. Du bist stark genug, es braucht alles seine Zeit. Und diese Zeit musst du dir nehmen mein Kind. Träumst du denn auch noch immer von diesem kleinen Mädchen? Wie hieß sie noch gleich?“ Schwester Helen setzte sich neben Anna auf die Lehne des Sessels und spendete ihr den Trost, an den Anna indirekt appelliert hatte. Scheinbar war diese Schwester ein Mensch, dem sich Anna anvertrauen konnte; Ein Mensch, an dessen Schulter sie sich ausweinen konnte. Dennoch kam mir das Ganze nicht aufrichtig vor. War diese Schwester Helen eine Abgesandte der Kirche? Wer genau war diese Helen? Was mich aber noch mehr interessierte, war die Rolle Andrews. Es schien also doch eine Verbindung zu geben und dieser Aufnahme nach zu urteilen war es sicherlich keine positiv konnotierte Beziehung. Hatte er sie bedrängt? Vielleicht sogar bedroht? Was führte dieser Typ im Schilde? Meine Gedankenflüsse wurden durch eine Störung auf dem Videoband unterbrochen. Das Bild verzerrte sich und der Fernseher fing an, schrecklich zu rauschen. Dabei wollte ich zu gerne wissen, von welchem Mädchen Mrs. Anderson gesprochen hatte. Dann konnte man allmählich wieder etwas erkennen und das Rauschen verstummte. Dort war nicht länger das Gespräch von Anna und Schwester Helen zu sehen, sondern lediglich Anna in einer Nahaufnahme, wie sie direkt in die Kamera starrte und furchteinflößend schnaufte, als ob sie mich hätte sehen können.

„Uh… Hallo… Hört… Hört mich wer?“ Kraftlos und erschöpft stöhnte sie in die Kamera. Hatte sie Schmerzen? Ich machte mir so viele Gedanken um sie und hoffte, dass es ihr gut ging.
„HILFE! Bitte holt mich hier raus! Gordon, bitte hilf mir, ich brauche dich!“ Danach wechselte die Kameraeinstellung, sodass urplötzlich der ganze Raum zu sehen war. Anna saß in einem Käfig, der inmitten einer großen Halle hing. Wehmütig rief sie nach Hilfe. Sie rief meinen Namen und war allem Anschein noch bei bester Gesundheit, abgesehen davon dass sie natürlich in Schwierigkeiten zu stecken schien, aber sie lebte!
„ANNA!“ Erfreut darüber, dass sie nicht tot war, aber genauso erschüttert über ihre Gefangenschaft sprang ich zum Fernsehgerät, den ich postwendend rüttelte und schüttelte, in der Hoffnung einen weiteren Hinweis zu erhalten, um mehr über ihren Aufenthaltsort zu erfahren.

„Anna mein Schatz, ich komme! Bitte halte durch. Ich… werde alles tun, ich…“ Es war kaum auszuhalten. Ich sah Anna, wie sie um Hilfe bettelte und ich konnte ihr nicht helfen. Ich fühlte mich so hilflos.
„GORDON! Warum hilft mir denn keiner?“ Weinend hielt sie sich an den Stangen ihres Käfigs fest. Dann brach die Videoaufnahme ab.
War das wirklich echt? Lebte sie wirklich? Sollte ich meine Geliebte bald wieder in meinen Armen halten?
Ein weiteres Rauschen riss mich aus meinen Gedanken an Anna. Es war mein Mobiltelefon, das diese seltsamen Geräusche von sich gab. Scheinbar war die Statik defekt. Es erinnerte mich an den Vorfall im Wald, als mich dieser Unbekannte angerufen hatte. Das Rauschen des Mobiltelefons wurde lauter und lauter, was mich zutiefst beunruhigte. War es ein Warnsignal?
Angstumwoben sah ich mich mit meiner Taschenlampe im Filmsaal um, zumindest schien ich dort in Sicherheit zu sein. dort hatte ich jedenfalls nichts mehr zu suchen, also war es an der Zeit, den Saal zu verlassen und wieder zum Flur zurückzukehren. Ich hatte schreckliche Angst vor dem, was mich dort erwarten würde. Lag diese Kreatur mit den Haaren noch immer vor der Tür? Lauernd, um mich aus einem Hinterhalt heraus zu überraschen und zu überwältigen? In meiner Angst hatte ich nicht einmal Gebrauch von meiner Waffe gemacht, wieso war ich nur solch ein Angsthase? Dieses Mal sollte es anders sein. Ich war bereit, legte die Waffe an und schob das Gerümpel möglichst leise zur Seite, um keine große Aufmerksamkeit zu erregen. Es dauerte nicht lange, bis der ganze Krempel beiseite geschafft und der Weg ins Ungewisse frei war. Dann hieß es: Tief Luft holen, und Durchatmen.
Ich öffnete die Tür nur einen kleinen Spalt und warf einen kurzen Blick nach draußen auf den Flur, erblickte zunächst aber keine Gefahr. Ich leuchtete jeden Winkel ab, doch von der Kreatur schien es zunächst keine Spur zu geben. War sie weg? War die Gefahr vorübergehend gebannt? Ich trat über die Türschwelle und war wieder auf dem Flur des Kellers. Diese untote Furie war weder zu sehen, noch zu hören, aber das hieß noch lange nicht, dass sie auch außer Gefecht gesetzt war.

Da war ich also wieder. War es das wert? Immerhin zeigte mir die Videoaufnahme, dass meine Arbeit tatsächlich nicht vergebens war, es

gab Hoffnung. Die Wahrheit schien allmählich ans Tageslicht zu kommen und ich war willig, für sie zu kämpfen, auch wenn es scheinbar Kräfte gab, die mich davon abhalten wollten, genauso gut aber auch Kräfte, die mich nach wie vor anhand eines Fadens durch das Schulgebäude geleiteten, seltsam.

„Dieses dämliche Telefon!“ Das Rauschen meines Mobiltelefons machte mich beinahe verrückt, schließlich verriet es aufgrund seiner Lautstärke meinen Aufenthaltsort. Da konnte ich noch so leise sein, das Mobiltelefon hätte meinen Aufenthaltsort ohnehin verraten. Wie sollte ich mich da sicher fühlen? Besonders auffällig war die Frequenz des kontinuierlichen Rauschens, die offensichtlich mit meinem Aufenthaltsort korrelierte. Dies animierte mich dazu, der steigenden Frequenz zu folgen, so unerträglich dieser schrille, verzerrte Ton auch sein mochte.

Der Flur war zumindest sicher. Abgesehen von der defekten Statik des Telefons war sonst nichts zu hören, Glück im Unglück. Beträchtlich war jedoch die Masse der Haare, die noch immer über den ganzen Flur verteilt war. Diese „Frau“… Sie war entkommen und trieb noch immer ihr Unwesen in dieser schaurigen Highschool.

Ein Blick auf die Karte war längst wieder nötig. Hierbei fiel mir der kleine Raum am Ende des Flurs auf, der als einziger keinen Namen trug. Auch die Frequenz des Mobiltelefons bei Annäherung ließ darauf schließen, dass sich etwas Bedeutungsvolles hinter der Tür verbergen musste. Die Tür war verschlossen, aber letztendlich kam dann doch noch der Schlüssel „Tor zur Hölle“ zum Einsatz, den ich in der lilafarbenen Truhe gefunden hatte. „Dann ist es jetzt also soweit.“ Mit dem Schlüssel in der einen Hand und Taschenlampe und Waffe in der anderen, öffnete ich ehrfürchtig die unheilvolle Tür, in Erwartung einer äußerst unangenehmen Überraschung. „Tor zur Hölle“ – Was konnte noch grausamer sein, als das, was ich bereits gesehen hatte? Konnte es wirklich noch schlimmer werden? Meine Kräfte neigten sich so schon dem Ende zu, soeben dachte ich doch tatsächlich darüber nach mir eine Kugel durch den Kopf zu jagen. Wie sollte ich diesen Albtraum überstehen, wenn ich noch nicht einmal im Stande war, vor einer Kreatur zu flüchten, ohne dabei vor Angst zu erstarren? Bisher hatte ich immer Glück, dass ich mit einem blauen Auge davon gekommen war,

aber wie lange stand das Schicksal noch auf meiner Seite? Ständig führte ich diesen inneren Konflikt mit mir und musste letztendlich doch immer einsehen, dass es nur eine Option gab, nämlich die, in den sauren Apfel zu beißen. So kam es, dass ich notgedrungen den Schlüssel drehte und die ominöse Tür ins Ungewisse öffnete.
„Das ist nicht euer Ernst!“ Fassungslos betrat ich in diesem Kellertrakt die kleine Kammer, in deren Mitte eine Leiter nach unten in die Dunkelheit führte. Wie konnte man von mir erwarten, dort in diesen finsteren Schacht hinunter zu steigen? Dieser Ort war noch nicht einmal auf der Karte verzeichnet, was war das? Meine Fantasie, was dort unten auf mich warten konnte, kannte keine Grenzen. Vielleicht gab es diesen Bereich auch, um die Machenschaften der Schule in Verbindung mit dem Drogenhandel zu vertuschen? So viele Möglichkeiten…
Hin und hergerissen klopfte ich die Taschenlampe in regelmäßigen Abständen gegen meine Stirn und malte mir aus, welche Ausmaße dieser Horror noch nehmen konnte. Die mit Blut beschriebene Wand gegenüber sollte mir wohl einen Vorgeschmack geben, was mich bei dem Abstieg in die Dunkelheit erwartete.

„Du willst also tatsächlich die Wahrheit ergünden? Ich habe dich gewarnt. Wenn du es wirklich wünschst… dann steig hinab in die Tiefen meiner Seele, aber du wirst es bereuen, Gordon. Du wirst es bereuen…“

Die Nachricht war direkt an mich gerichtet und das machte mir in der Tat Angst. Aber wie konnte man von mir verlangen, meine Freundin sterben zu lassen? Sie war mein Lebensinhalt verdammt noch mal und ich wollte alles tun, um wieder bei ihr sein zu können. Sie war doch der Grund, warum ich überhaupt dort war.
Mehr oder weniger entschlossen verstaute ich meine Utensilien in meinen Taschen und kletterte die ominöse Leiter hinab, hinab in den „Schlund der Hölle“.
„In die Tiefen der Seele…“ Ich hatte keinen blassen Schimmer, wohin mich die Leiter führen sollte, aber ein mir bekanntes Geräusch ließ es grob erahnen. In der Ferne ertönte wieder dieser Sirenenklang, schrill, laut und nervenzerfetzend, genau wie es im Wald bereits der Fall gewesen war und das bedeutete nichts Gutes. Es wunderte mich

ohnehin, dass mitten in einer Schule eine Leiter zu finden war, die noch tiefer in den Untergrund führte, womöglich in eine Katakombe oder in ein Abwassersystem. Man musste mit den verrücktesten Überraschungen rechnen.
Hin und wieder legte ich während meines Abstiegs eine Pause ein und leuchtete den endlos erscheinenden Schacht hinab. Ich kletterte schutzlos diese Leiter hinunter, der drohenden Gefahr in die offenen Arme. Es war stockduster und bitterkalt. Al weitaus beunruhigender empfand ich jedoch diese schrecklich heulende Sirene, die mich mit ihrem äußerst beängstigenden Klang an eine Evakuierung erinnerte.
Plötzlich hörte ich ein knarzendes Geräusch! Ich blieb auf der Stelle stehen und lauschte der Kulisse des Schachts. Es war still…
Argwöhnisch richtete ich meinen Kopf nach unten, doch dort war nichts weiter als die endlose Dunkelheit zu sehen. Doch dann bemerkte ich im Augenwinkel, wie sich graues langes Haar in mein Blickfeld herabsenkte. Mein Gott, es war direkt über mir.
„Nicht jetzt, bitte…“, murmelte ich zitternd wie Espenlaub vor mich, klammerte mich panisch an die Leiter und… Ich wollte nicht nach oben schauen, aber ich hatte keine andere Wahl. Wenn, dann war es ohnehin bereits zu spät. Ich wandte meinen Kopf langsam nach oben, wo mich eine grauenhafte Überraschung erwarte.
„KRACKS!“ Direkt über meinem Kopf klammerte sich die entstellte Frau mit dem Kopf nach unten an der Leiter fest. Sie starrte mir mit ihren riesigen, herausgequollenen blutroten Augen direkt in meine und knackste mit ihrem Genick.
Anstatt zu schreien, war ich wie festgefroren, das Piepsen in meinen Ohren, der Schreck schmerzte, aber ich bewegte mich keinen Zentimeter, mir wurde nur schwindelig und schwarz vor Augen. Das letzte, was ich noch mitbekam, war wieder dieser stechende Schmerz in meiner Brust und dass ich fiel… ein tiefer Fall in das Nichts, ein Sturz, den ich unmöglich überleben konnte.
Ich verlor vollumfänglich die Kontrolle und stürzte bewusstlos in den endlos erscheinenden Abgrund.

Kapitel 14

„Gordon… Gordon! Warum hast du das nur getan? Wie konntest du nur?“, schluchzte eine weinerliche Stimme. Es war die Stimme von Anna, aber sie war es nicht wirklich, sondern lediglich eine Vision, die ich in Folge des Sturzes in meiner Bewusstlosigkeit gesehen hatte. Schon wieder, genau wie es auch im Wald schon der Fall war. War ich tot?
Als ich mein Bewusstsein wieder erlangte, befand ich mich in einem kleinen Raum, dessen Erscheinung abstoßender nicht hätte sein können.. „Ach du… tu mir das bitte NICHT AN!“ Panisch richtete ich meinen Oberkörper auf und stellte fest, dass ich in einer riesigen Blutlache lag. Zu meinem Glück handelte es sich jedoch nicht um mein eigenes Blut, was die Sachlage aber nicht wirklich milderte. Nun gut, ich war noch am Leben und… keiner meiner Knochen war gebrochen, trotz des tiefen Sturzes. Dann fiel mir wieder ein, warum ich hinabgestürzt war und blickte panisch nach oben, aber… da war nur die Leiter zu sehen, die in die Dunkelheit nach oben führte, kein Monster mehr, kein ohrenbetäubendes Gekreische dieser Bestie. Nur dieser Raum, aber… Gott Allgütiger… Ich traute meinen Augen kaum, als ich den Zustand des Raumes betrachtete, in dem ich gelandet war.
Die Tapete war vergilbt, gelb, zerfetzt und mit Blut überströmt. „Nicht… schon wieder. Nein!“ Die Bezeichnung des Ortes als „Hölle“ war im Hinblick darauf, was ich dort sah durchaus berechtigt, auch wenn ich es sicherlich nicht mit einer echten “Hölle“ zu tun hatte. Die Hölle gibt es nicht, nein! Und trotzdem hätte diese Welt nicht widerwärtiger und abscheulicher sein können. Zumindest war ich nicht länger auf meine Taschenlampe angewiesen, da der Raum ausreichend ausgeleuchtet war. Umso entsetzlicher war jedoch auch der Anblick dieser grauenhaften Kulisse, die man mir offensichtlich keinesfalls vorenthalten wollte. An einem solchen Ort lauerten sicherlich auch entsprechend tödliche Gefahren auf mich. Bei der Menge an Blut, die ich dort vorfand, war es mit Sicherheit nicht nur eine arme Seele, die dort qualvoll ihr Leben lassen musste. Wissend, dass ich mich in größter Gefahr befand, kauerte ich mich hockend in einer Ecke des Raumes

zusammen und umklammerte mit beiden Armen meine Beine, in die ich mein Gesicht vergrub. Mir war klar, dass es nicht bei dieser einen albtraumhaften Nacht im Wald bleiben sollte. Der Gedanke daran, was mich an diesem Ort erwartete, drehte mir den Magen um. Die Hoffnung, dass Anna womöglich in der Nähe war und meine Hilfe brauchte, war das einzige, woraus ich noch Kraft schöpfen konnte. Ich musste mir stets in Erinnerung rufen, dass ich all das nur für sie tat, daher riss ich all meinen Mut zusammen und stellte mich der Herausforderung, der ich trotz meiner Entschlossenheit absolut nicht gewachsen war. Wie tief ich mich wirklich unter der Erde befand, war schwer einzuschätzen. Es war davon auszugehen, dass die Leiter der einzige Weg zurück in die Freiheit war, aber daran durfte ich in diesem Moment nicht denken. Anna wartete auf mich! Ich war nicht grundlos dort unten.
In der Hoffnung, dass dies der einzige Raum war, der sich in einem solch abscheulichen Zustand befand, verließ ich das kleine Zimmer durch die Tür unmittelbar vor mir, jedoch entgegen meiner Hoffnung vom Regen in die Traufe. Es war sogar schlimmer als ich es erwartet hatte. Zu meiner Enttäuschung befand sich auch die neue Räumlichkeit in einem katastrophalen Zustand, der sich kaum in Worte fassen ließ. Entsetzt und angewidert hielt ich mir die Hand vor den Mund und versuchte, meinen Würgereiz zu unterdrücken. Angewidert wanderten meine Blicke über die von Terror und Elend bestimmte Kulisse, die diesen Raum zu einem Ort eines wahr gewordenen Albtraums werden ließ. Leichen verwesten ausgeweidet auf dem Boden, deren Blut mit umher liegenden Pinseln auf die Wände aufgetragen wurde; Ketten hingen von der Decke herab und wickelten sich um die Beine der entstellten Kadaver; Kurz und klein geschlagene Möbel waren in einer Ecke verstaut, aus der unaufhörlich Qualm aufstieg, der seltsamerweise an der Decke auch gleich wieder verschwand. Zudem lag der Geruch von verwestem Fleisch in der Luft. Am vorderen Ende des Raumes hing eine große mit Blut beschriebene Tafel auf der ein großer Smiley und die Worte „Don’t cry“ zu lesen waren. Was hatte eine Schultafel dort zu suchen? Ich war doch nicht etwa in einem Klassenzimmer?! Erst dann fielen mir die Jalousien zu meiner Linken auf, hinter denen sich sogar Fenster verbargen.

„Was?… Wie ist das möglich? Das kann doch nicht…“ Verblüfft fasste ich mir an den Kopf und versuchte eine Erklärung dafür zu finden, was solche Fenster tief unter der Erde zu suchen hatten. Misstrauisch lief ich in die kleine Kammer zurück, um mich zu vergewissern, ob ich nach meinem Sturz nicht doch irgendwo anders aufgewacht war. „Wie um alles in Welt…“ Verwirrt und fassungslos rieb ich mir die Augen und betrachtete die Leiter, die ich eine gefühlte Ewigkeit hinunter geklettert war. Was war das für ein Ort, der – abgesehen von seinem Zustand – tatsächlich einer Schule glich? Der Zustand dieses Ortes war im Übrigen nicht das einzige, was mich in Angst und Schrecken versetzte. Aus der Ferne ertönten qualvolle, bittere Schreie und unheimliche Geräusche, die ich keiner Quelle zuordnen konnte. Ein fauchender, verzerrter und unwirklicher Klang, der sich wie das Rauschen eines Radios und zugleich ein wenig wie der schrille Ton anhörte, wenn man eine Faxadresse anrief: Ohrenbetäubend, unerträglich, nervenzerreißend. Während meine Blicke bemitleidend und angewidert über die Kadaver wanderten, dachte ich darüber nach, wer etwas derart Schreckliches getan haben könnte. Es lag so viel Gewalt, Hass, Leid und unerbitterliche Blutrünstigkeit in der Luft, ebenso der Geruch von getrocknetem Blut und verwestem Fleisch.
Es war wie eine Strafe, als ob jemand seinen Mord- und Rachegelüsten freien Lauf gelassen hätte, einfach unbeschreiblich, vergleichbar mit dem blutroten Wald, in dem ich zu Beginn meiner Reise in Silent Hill gewesen war. Und auch dort vernahm ich diese seltsame Sirene… Bestand da etwa ein Zusammenhang?
Mir stand das Entsetzen ins Gesicht geschrieben, so abscheulich und grausam war der Anblick. Ich wollte nur noch weg von dort und begab mich auf schnellstem Wege zu der Tür zur Rechten der Tafel.
Inmitten des Raums bemerkte ich Risse an der Wand, die darauf schließen ließen, dass sich in diesem Raum einst eine weitere Wand befand, die den Raum teilte. Achtsam und misstrauisch stieg ich langsam über die toten, entstellten Körper und machte mich auf jede unangenehme Überraschung gefasst und umfasste meine Pistole zitternd mit beiden Händen. Ich hatte innerlich schon darauf gewettet, dass einer dieser Kadaver womöglich nach mir schnappen würde.
Glücklicherweise hatte ich mich aber getäuscht, was meine Vermutung

betraf. Sie waren leblos und blieben leblos, zumindest für's Erste. Ich erreichte die andere Seite des Raumes und somit auch die Tür, ohne auch nur einen Kratzer abzubekommen. So „einfach" sollte es nicht bleiben. Neugierig, wo genau ich mich befand, trat ich über die Türschwelle in einen Flur, der ähnlich ramponiert und katastrophal zugerichtet war. Aber auch das war nicht alles.
Als ich den Flur betrat wurde mir einiges klar. Es war weder die Hölle, noch war es ein unterirdisches Katakombensystem. Es war das gleiche Schulgebäude, der gleiche Grundriss! Ein Blick auf die Karte bestätigte meine Vermutung. Wie von Geisterhand wurde meine Startposition mit einem roten Kringel vermerkt, wer war das? Ich jedenfalls nicht!
Am Ende des Flurs sah ich den Zugang zum Musiksaal, wo ich zuvor Andrew angetroffen hatte. Demnach war ich bei meinem Abstieg über die endlos erscheinende Leiter im Kunstsaal gelandet, was absolut keinen Sinn ergab. Wie sollte ich bei einem tiefen Abstieg im Keller und einem Fall in die Tiefe plötzlich im Obergeschoss des gleichen Gebäudes ankommen? Es war nicht nur äußerst verwirrend, es war unsagbar gruselig. Dies… war die Matheson-Highschool und sie hatte eine abscheuliche Verwandlung vollzogen. Sie war zu einem Ort unsäglichen Leids geworden, „geschmückt" mit rostigen Ketten, bodenlosen Abgründen und blutenden Wänden. Vom Wahnsinn getrieben hielt ich meinen Kopf mit beiden Händen fest und starrte verzweifelt auf die mit Blut überströmten Fliesen des Bodens. Diese Stadt hatte buchstäblich zwei Gesichter. Oder gar drei? Den vermeintlichen „Kur- und Urlaubsort" bekam ich zumindest noch nicht zu Gesicht. Und es war unwahrscheinlich, dass es zwei identisch aufgebaute Highshools in einem kleinen Stadtviertel wie diesem gab. Dies war eine Albtraumversion des Schulgebäudes, das ich zuvor erforscht hatte. Und nun stand ich wieder am Anfang.

Es sollte nicht lange dauern, bis eine neue Monstergattung meine Aufmerksamkeit erregte. Ein dämonisches Knurren kündigte die Anwesenheit eines unangenehmen Gesellen an, der am Ende des Flurs vom Rundgang aus in Erscheinung trat und meine Anwesenheit bemerkt haben musste.

„Nicht das noch…“, murmelte ich vor mich hin, schloss kurz die Augen, fasste meinen ganzen Mut zusammen und legte erneut meine „44er“ an. Die monströse Gestalt bemerkte mich und blieb an Ort und Stelle stehen. Sie stand regungslos dort und starrte mich an, woraufhin ich entsetzt meine Waffe fallen ließ und unkontrolliert beide Hände an mein Gesicht anlegte, wie ein kleines Kind, das völlig hilflos war. Noch immer fehlte mir der Mumm, der es für eine Welt wie diese brauchte. Was war ich nur für ein elender Feigling…

Das Monster war humanoider Natur, etwa zwei Meter groß, hatte spitz nach unten zulaufende, kegelförmige Beine, sodass es lediglich auf dessen Spitzen umherstelzen konnte. Zu meiner Enttäuschung konnte sich die Kreatur jedoch erstaunlich gut darauf fortbewegen, begleitet von einem Klang, als ob man zwei Metallstangen gegeneinander schlagen würde. Darüber hinaus trug es blutverschmierte Bandagen, die sich um seine Hüfte wickelten. Da es sonst keine Kleidung trug, konnte man seinen Oberkörper sehen, der zwar schmächtig auf mich wirkte, durch die Verwesungen auf dem Hautgewebe dennoch äußerst bedrohlich aussah. Sein rechter Arm war bis zum Ellbogen mit seinem Rumpf verwachsen und knickte sich am selbigen nach vorne. Es besaß außerdem noch einen riesigen, keulenartigen Arm, der zu seiner Linken beunruhigend schlangenartig hin und herpendelte, als ob das Wesen zu einem Schlag ausholen wollte. Die abnormale Vergrößerung dieses Arms erinnerte mich an die Elefantiasis-Krankheit, mit dem Unterschied, dass sich die Masse nicht am ganzen Arm, sondern lediglich sackartig an den Unterarmen und Fäusten sammelte. Doch was noch viel widerwärtiger war, war sein Kopf. Aus seinem Hals stach ein Knochen hervor, fast die Hälfte seines Gesichts fehlte, eines seiner Augen war zugenäht, während es mich mit dem anderen, weit aufgerissenen blutunterlaufenen Auge ohne zu blinzeln anstierte. Das Auge ähnelte dem einer Katze, da es eine ähnlich konkave Pupillenform hatte, aber auch geradezu mit Blutäderchen überzogen war. Der Mund der Schreckgestalt war ebenfalls zugenäht, worauf die sichtbaren Nähte schließen ließen. Hinzu kam, dass sein Kopf hin und wieder blitzschnell zuckte, so wie ich es in ähnlichem Ausmaß auch in den Wäldern bei diesen Schattenwesen gesehen hatte. Seine Stirn war entsetzlich hoch und verbeult, als ob sich unzählige Tumore darunter verbargen. Alles in

allem eine widerwärtige Ausgeburt des Bösen, die von Wahnsinn und Abscheu nur so strotzte. So war ich meiner Angst einmal mehr völlig hilflos ausgeliefert und gefangen in meiner Starre, aus der sich mein Körper einfach nicht lösen wollte.
Es hatte mich schon lange entdeckt und schien mir bewusst Zeit einzuräumen, es in seiner grässlichen Gestalt zu betrachten. Ich war so gelähmt, dass ich nicht einmal den Speichel runterschlucken konnte, der sich bereits zu einer nicht unerheblichen Menge in meinem Mund ansammelte. Als ich es letztendlich doch noch schaffte, einen Fuß zurück auf die Türschwelle zu setzen, stakste es zielstrebig auf mich zu. Mordlüstern keifte und kreischte es blutrünstig durch das Schulgebäude, während es seinen rechten Schlangenarm nach mir ausstreckte und mich mit seinem Katzenauge fesselnd anstarrte. Panik hin oder her, ich musste schnell handeln, wenn mir mein Leben lieb war, auch wenn es sich aufgrund seiner „Beine“ nicht sonderlich schnell fortbewegen konnte. Blitzschnell hob ich meine Waffe vom Boden auf und machte – ohne zu zögern – auch endlich mal Gebrauch davon. Hemmungslos feuerte ich unbändig einen Schuss nach dem anderen auf das Scheusal und beobachtete, wie es sich trotz seiner Verletzungen gefährlich näherte und anfing, bedrohlich mit seinem Keulenarm zu rudern. Vier Schüsse! Fünf Schüsse! Das Monster gab nicht kleinbei und raste unaufhaltsam auf mich zu, während es mit seinem Kopf weiterhin unaufhörlich zuckte. Zumindest konnte ich sicher sein, dass ich bei der Kreatur bleibenden Schaden anrichten konnte. Nach dem sechsten Schuss war das Magazin allerdings schon wieder leer. „Nein… NEIN! Warum jetzt?“ Hilf- und mittellos fuchtelte ich mit meinen Armen herum und sah mit an, wie das Monster näher und näher kam. Gerade als es zum entscheidenden Schlag ausholen wollte, stürzte ich zurück in den Kunstsaal mit den herumliegenden Kadavern und hoffte auf ein Wunder. Es musste einen anderen Weg geben, dem Widersacher den Garaus zu machen. Keuchend stürmte ich über die Leichen hinweg zu der kleinen Kammer, in der ich zuvor mein Bewusstsein wieder erlangte, und schlug die Tür hinter mir zu. Das Ungeheuer war bereits kurz daraufhin an der Kammer angekommen und hämmerte erbost und knurrend auf die Tür ein. Die Wucht seines keulenförmigen Arms hinterließ bedenklich große Risse in der Tür, die nicht mehr lange ausreichend Schutz bieten sollte.

Es zählte also jede Sekunde! Panisch kramte ich ein weiteres Magazin aus meinem Gepäck und lud zitternd und in Schweiß gebadet meine Pistole. Wie erwartet dauerte es nicht lange, bis es mit einem energiegeladenen Schlag ein riesiges Loch in die Tür schlug „Nein! NEIN!“ Schreiend richtete ich die Waffe auf den Riesen durch das Loch in der Tür und schoss dem Ungetüm in das Becken, woraufhin es kopfüber gegen die Tür fiel und sie letztendlich aufbrach, direkt auf meinen vor Angst bebenden Körper. „Runter! RUNTER! WEG VON MIR!“ Panisch vor Todesangst stieß ich die Türreste und seinen Körper weg, erhob mich aus meiner unvorteilhaften Lage direkt in den Stand und beobachtete das Ungeheuer aus sicherer Entfernung. Es sah mich an… In seinem blutunterlaufenen Auge sah ich, wie es mit dem Tode rang, aber nicht aufgeben wollte, um mir den Garaus zu machen. Ich war sicher, dass es durchaus noch imstande war, mir Schaden zuzufügen. Es war verletzt, aber nicht tot. Hingegen aller Erwartungen entschied es sich für einen Weg, der mir völlig rätselhaft war. Gemächlich hob es seinen wuchtigen Keulenarm und ließ ihn genau über seinem Gesicht fallen.
„Huh?!“ Völlig verdutzt stand ich in der Ecke neben der zertrümmerten Tür und beobachtete das Schauspiel. Leblos lag es da, ohne sich zu wehren. Es entschied sich für den Tod, während ich demselbigen wieder haarscharf entkommen war. Ich stand noch einen Moment in der Ecke und dachte darüber nach, wie viel Glück, aber auch Mut ich in diesem Moment hatte. Ich konnte noch nicht ganz realisieren, was in den letzten Sekunden vorgefallen war und starrte fassungslos ins Leere. Fassungslos über diese… rätselhafte Entscheidung dieses Ungetüms näherte ich mich der Tür, noch immer misstrauisch, da… Ich meine… Verdammt! Hat sich dieses Monster allen Ernstes selbst den tödlichen Schlag verpasst?! War es auch wirklich tot? Wie sollte ich dieser Fügung trauen? Ich schritt äußerst bedacht und ohne meinen Blick von der Kreatur abzuwenden, deren Auge noch immer offen war, über die Türschwelle der zerschmetterten Tür und… setzte meinen Weg fort. Es lag noch immer hinter. Ich wollte dort nicht länger bleiben und rannte zur Tür, die ich schnellstmöglich hinter mir zuschlug. „vor…bei…“

Währenddessen gingen mir wieder eine Menge Gedanken durch den Kopf, unter anderem die Frage, wie solch schreckliche Gestalten eigentlich existieren konnten. Vielleicht waren es leidende Seelen, die sich rächen wollten, oder es waren Wesen, die nichts anderes als Gewalt kannten, genau wie Tiere, die um ihren Selbsterhaltungstrieb kämpften und in jeder fremden Erscheinung eine Gefahr oder eben Nahrung sahen. So funktioniert sie nun mal unsere Welt… Augenscheinlich schön, aber durch und durch grausam, brutal und leider auch ungerecht. Dann fiel mir wieder diese dämliche Idee von Bernard ein, Aliens seien auf der Erde gelandet und übernahmen die Herrschaft. Hm… Ich war sicher, dass wir nicht allein im Universum waren. Möglicherweise gab es parallele Welten, die wir uns nicht erklären konnten. Aber konnte eine parallele Dimension so abscheulich und brutal sein wie diese? Es war eine Tatsache, dass es sich bei diesem Ort um die Matheson Highschool handelte, aber warum befand sie sich plötzlich in einem solch furchterregenden Zustand? Bereits im Wald hatte ich mir Gedanken darüber gemacht, aber auch dort war ich zu keiner Erkenntnis gekommen. Es war echt! Der Horror schlechthin. Wenn es doch nur ein Traum gewesen wäre, das wäre zu schön gewesen, denn dann hätte ich aufwachen können, neben meiner geliebten Anna.

Ein lautstarker Schrei einer Frau riss mich aus meinen Gedanken. Ich rannte in Richtung des Rundgangs und lauschte erneut, um den Schrei orten zu können. Kam er aus einem der Zimmer gegenüber des Rundgangs?
Gerade als ich im Rundgang am Ende des Flurs angekommen war, erblickte ich die Treppe, die nach unten in die Aula führte. Ich war mir jedoch sicher, den Schrei der Unbekannten aus einem der Räume im obersten Geschoss vernommen zu haben, weswegen ich vorerst nicht die Treppe nach unten stieg. Dann erweckte ein weiterer Schrei meine Aufmerksamkeit. Er kam direkt aus dem Musiksaal, wo ich mich mit Andrew bereits in der „anderen“ Welt unterhalten hatte.
„LASS MICH IN RUHE!“ Es war wieder eine Frauenstimme und scheinbar war diese Frau nicht allein. Brauchte sie Hilfe? Wurde sie wie ich von einem Monster bedroht? Ich rannte zur Tür, doch bevor ich die Tür öffnete, vernahm ich die Stimme eines alten Bekannten.

„Schrei hier nicht so rum du verlogenes Biest! Oder hast du etwa einen Geist gesehen?“, ertönte die mir bekannte, männliche Stimme. Es war die Stimme von Bernard.
„A…Aber… Du müsstest tot sein!“, stotterte die Frau angsterfüllt vor sich hin.
„Wie kannst du hier sein? Wie ist das möglich?“ Die Frau, deren Stimme mir ebenfalls bekannt vorkam, schien merklich überrascht zu sein, dass Bernard noch am Leben war. In welcher Verbindung stand sie zu ihm?
„Tja, war wohl nichts, Miststück! Kommt dir nicht so Recht, oder? Berechenbar wie eh und je, die guuute Helen! Ich warte auf dein geheucheltes Mitleid, du freust dich ja gar nicht mich zu sehen?“ Bernard schien sehr aufgebracht zu sein. Da sich die beiden gegenseitig duzten, konnte ich davon ausgehen, dass sich die beiden schon eine Weile kannten. Handelte es sich bei dieser Helen etwa um diese Schwester Helen, die auch auf dem Videoband mit Anna zu sehen war?
„Nein, dieses Gerücht bezüglich deines Todes kursierte lediglich in der Gemeinde.“, erwiderte sie verunsichert und stutzig.
„I… Es kam mir lediglich zu Ohren und hat rein gar nichts mit der Sache zu tun. Mir war nur aufgefallen, dass du plötzlich nicht mehr für die Lieferungen zuständig warst und dich möglicherweise abgesetzt haben könntest. Da es lediglich ein Gerücht war und auch sonst nichts von einem solchen Vorfall in den Medien zu hören war, habe ich mich nicht weiter darum gekümmert.“ Dass an der Sache etwas faul war, war selbst mir als Außenstehendem klar. Ich entschied, die Tür noch nicht zu öffnen und der Unterhaltung im Geheimen beizuwohnen, schließlich war das eine gute Gelegenheit um wichtige Informationen zu erhalten. Diese Helen war jedenfalls keine gute Lügnerin. Dementsprechend erzürnt reagierte Bernard auf ihre Äußerungen:
„Für wie bescheuert hältst du mich eigentlich du Scheißkuh? Du scheinst zu vergessen, dass ihr mich mit eurem Mist längst nicht mehr ablenken und hinter’s Licht führen könnt! Ich weiß genau was du vorhattest, dummerweise ging dein kleiner Plan nach hinten los. Deine missratene Anhängerschaft hat ihren Auftrag leeeider nicht erfolgreich ausführen können, zu schade! Ich stehe hier, kerngesund und lebensfroh, im Gegensatz zu deinen Ordensmitstreitern, die sich lieber ihre Schädel

wegdröhnen.“ Daraufhin folgte eine kurze Pause, bis Bernard fortfuhr: Ich war der Beste, den ihr kriegen konntet und das weißt du genau…“. Dann war es wieder still. Ich hörte Schritte innerhalb des Zimmers, das Geräusch von klackernden Absätzen.
„Bernard…“ Anders als zuvor klang die gute Frau plötzlich selbstgefällig, ziemlich arrogant.
„Das ist lächerlich… Warum? Warum hätte ich das…“ Daraufhin intervenierte Bernard sofort:
„Weil ich zuviel wusste? Stell dich nicht so dumm! Ich habe ständig irgendwelche Drohungen von euch erhalten. Du weißt genau, dass es nahezu ein Ding der Unmöglichkeit ist, aus dem Orden auszutreten, schließlich lebt ihr in eurer scheinheiligen Welt, nach außen hin ist alles Tri tra trullala, mit der gutherzigen Seele Helen im Spotlight… Doch wenn die Leute wüssten, wer ihr wirklich seid, in eurer… zwielichtigen Welt. Eine Welt, die… die ihr mit euren zweifelhaften Werten aufgebaut habt, die ihr nach außen hin gar nicht vertreten KÖNNT, geschweige denn vertreten DÜRFT.“ Daraufhin erwiderte Helen:
„Du bist nur ein dummer… dummer Junge! Wer sollte einem Junkie wie dir glauben?“ Daraufhin brach sie in höhnisches Gelächter aus. „Du bist ein Tölpel, ein nichtsnutziger, mitteloser armer Schlucker, der es im Leben zu nichts gebracht hat und es auch zu nichts bringen wird. Wie hättest DU… MIR gefährlich werden können?“ Mit einem denunzierenden Gelächter stolzierte sie durch den Raum.
„Hättest DU unsere Organisation gestürzt? Hättest DU uns verraten? Mit welchen Eiern? Dass ich nicht lache! Die hätten dich höchstwahrscheinlich im Cedar Grove Sanatorium eingewiesen. Du bist ein jämmerliches Würstchen, nichts weiter!“ Scheinbar hatte die Gute keine Hemmungen davor, den guten Bernard bis zur Schmerzgrenze zu provozieren. Man merkte ihm an, dass es ihm schwer fiel, nicht die Beherrschung zu verlieren.
„Du hast Glück, dass ich keine Frauen schlage, du armseliges Dreckstück!“ Auf die beleidigende Äußerung reagierte sie mit einer interessanten Anspielung:
„Ach… Das ist mir neu…“
„NA WARTE!“ Bernard war kurz davor seine Kontrolle zu verlieren, weswegen ich kurzer Hand beschloss, zu intervenieren und den Raum zu

betreten. Ich öffnete die Tür und ersuchte Bernard auf direktem Wege, die Frau in Ruhe zu lassen.
„BERNARD! Halt, beruhige dich!“ Der Musiksaal war von den Veränderungen der Schule nicht allzu stark betroffen wie der Rest, den ich bisher gesehen hatte. Inmitten des Raumes stand ein bequemer Sessel. Bernard und Helen standen unmittelbar rechts daneben. Die Fenster waren stark angelaufen. Durch die Fenster sah ich den Nebel, der noch immer in den Straßen der Stadt seine Spuren zog. Zur Linken des Saals standen Bücherregale, die es im „normalen“ Musiksaal nicht gab, und auch das Klavier stand nicht mehr an seinem Platz. Lediglich der Gitterfußboden und die rostige Decke vermittelten noch immer eine unheimliche und unwirkliche Atmosphäre.
Bernard drehte sich erschrocken zu mir um und entgegnete:
„GORDON? Was… Was machst du denn hier?“ Nicht nur Bernard war über meinen Auftritt überrascht, auch die Frau brachte ihre Verwunderung mit einem schrillen Laut zum Ausdruck. Es war tatsächlich die gleiche Dame, die ich zuvor auf dem Videoband gesehen hatte, Schwester Helen. Bernard schluckte und fuchtelte in Erklärungsnot mit seinen Armen herum.
„Gordon, es ist nicht so wie du denkst! Sie… Sie ist eine hinterfotzige Betrügerin! Sie wollte mich umbringen, ich…“ Bernard zeigte mit dem Finger auf die adrett gekleidete Dame und versuchte in seiner Verzweiflung sich zu rechtfertigen, bis ich ihn unterbrach und mich direkt an die Frau mit dem Namen Helen wandte:
„Sie! Sie sind Schwester Helen!“ Die Dame, gekleidet wie eine Baronesse schaute mich verwundert an.
„Ähm ja… Woher wissen Sie das? Kennen wir uns?“ erwiderte sie und blickte argwöhnisch drein.
„Sie hatten Kontakt zu meiner Freundin Anna Mitchel, möglicherweise noch immer. Wo ist sie? Was wissen Sie über Anna?“ Offensichtlich hatte ich sie mit meinen löchernden Fragen geradezu überfallen. Es gab noch weitaus mehr Fragen, die sich im Laufe der Zeit angestaut hatten und endlich beantwortet werden sollten.
„Huch… Langsam, langsam, junger Mann! Beruhigen Sie sich erst mal. Setzen Sie sich.“ Sie offerierte mir in ihrer besänftigenden Weise den Platz im Sessel, der jedoch alles andere als bequem auf mich wirkte.

„Ich verzichte, vielen Dank! Entschuldigen Sie mein stürmisches Auftreten, Sie müssen verstehen, ich…“ Bevor ich fortfuhr, atmete ich tief ein, um mich noch einmal selbst zu beruhigen.
„Mein Name ist Gordon. Ich bin auf der Suche nach meiner Freundin Anna.“ Ihrem Gesicht konnte man ansehen, dass sie über die Intention meiner Reise doch recht überrascht zu sein schien. „Anna! Ja, es ist lange her, ein bis zwei Jahre? Natürlich erinnere ich mich an sie. Und… Sie sind ihr Freund?“ Ungläubig grinste sie mich an.
„Ja! Ist das… denn so verwunderlich?“ Ihre Reaktion genügte schon, einen unsympathischen Eindruck bei mir zu hinterlassen.
„Nein, nein, so war das nicht gemeint, bitte entschuldigen Sie. Ich freue mich für Anna, dass sie ihr Glück gefunden hat.“ Daraufhin wandte sich Bernard besorgt zu mir:
„Also hast du sie noch nicht gefunden? Das… tut mir leid… Gib die Hoffnung nicht aus.“ nickte er mir ermutigend zu.
„Danke Bernard. Es freut mich zu sehen, dass es dir auch gut geht. Du hast mir heute Mittag einen Mordsschrecken eingejagt! Was war denn los mit dir?“ Bernard wandte nachdenklich seinen Kopf zu Boden. Auch wenn er generell ein wenig unbeholfen auf mich wirkte, bereitete mir sein geistiger Zustand große Sorgen. Andererseits fiel es mir auch schwer, ihm über den Weg zu trauen, zumal ich einige seltsame Dinge über ihn in Erfahrung bringen konnte.
„Ich hatte mein Bewusstsein verloren und… Ich weiß so gut wie nichts mehr. Ich fand mich dann in diesem Chaos wieder und…“ Bevor Bernard seinen Satz beenden konnte, wurde er unhöflich und garstig von Schwester Helen unterbrochen.
„Also wirklich… Gordon war Ihr Name?“ Ich nickte misstrauisch mit dem Kopf.
„Sich mit diesem Trottel zu unterhalten ist pure Zeitverschwendung. Schauen Sie ihn sich doch an! Wenn Sie dem minderbemittelten Taugenichts überhaupt irgendetwas glauben, sind Sie bereits verloren. Der Mann ist unterbelichtet und unberechenbar! Nur ein guter Ratschlag von mir.“ Sie grinste abfällig und ging einige Schritte auf die Tafel zu, zumindest was davon übrig blieb.
„Halt endlich deine vorlaute Fresse, Helen!“ Bernard erboste richtig vor Wut.

„Da! Sehen Sie Gordon? Der Mann ist eine tickende Zeitbombe, tz…“ Hochnäsig und tadelnd ging sie zurück zum Sessel, setzte sich und schlug in ihrer überheblichen Art die Beine übereinander. Ich ging einige Schritte auf Bernard zu und versuchte ihn zu beruhigen, indem ich ihm auf die Schulter klopfte und ihm mit besänftigen Worten entgegnete:
„Bernard, lass dich nicht provozieren und verhalte dich ruhig. Ich würde gerne noch ein paar Worte mit ihr wechseln, geht das in Ordnung?“ Seiner Mimik nach zu urteilen, war er alles andere als damit einverstanden, bis ich ihm meine Beweggründe näher erläuterte:
„Sie scheint Anna wirklich gut zu kennen. Du weißt, wie wichtig mir Anna ist. Ich muss jeder Spur folgen, ich muss es einfach! Verstehst du das?“ Bernard verdrehte zunächst die Augen, nickte jedoch eingestehend.
„Vielleicht ist es besser, wenn du draußen wartest. Dann können wir später auch gemeinsam von hier verschwinden, einverstanden? Ich verspreche dir… dass wir kein Wort über dich verlieren.“ Bernard lächelte mich bestätigend an, steckte seine Hände in seine Hosentaschen und begab sich Richtung Tür, während er der Dame noch einen letzten, giftigen Blick zuwarf.
„Alles klar, Gordon, aber pass’ bloß auf! Die Frau ist nicht ganz richtig im Kopf. Eine verlogene Schlampe, der du kein Wort glauben kannst. Die hat Dreck am Stecken, wie ich unterm Schuh. Und ich bin in Scheiße getreten, ich weiß wovon ich rede!“ Mit dem Finger auf Helen zeigend verließ er maßregelnd den Raum, während ich mir ein kleines Schmunzeln nicht verkneifen konnte. Die beiden stritten auf eine infantile Weise, wie Anna es mir aus ihrer Kindertagesstätte berichtete.
„Tz, ein Kind. Wie er leibt und lebt!“, murmelte Schwester Helen vor sich hin.
„Nun gut, Mrs…“
„Anderson, Helen Anderson.“, fügte sie hinzu.
„Ok, Mrs. Anderson. Kennen Sie Anna gut?“ Sie saß bequemlich und sorgenlos mit zusammengefalteten Händen in ihrem Sessel, und das in einer Welt wie dieser.
„Ja, das kann man eigentlich schon sagen. Anna hat mich hin und wieder besucht. Ich war in ihren Augen sozusagen eine Vertrauensperson. Anna

konnte immer zu mir kommen, wenn sie etwas bedrückte. Sie müssen wissen, Mr.…“
„Cooper!“, fügte ich hinzu.
„Gut, Mr. Cooper.“ Daraufhin unterbrach ich sie und bot ihr an, mich zu duzen.
„Sie können ruhig Gordon sagen.“
„Danke Gordon, nennen Sie mich Helen.“ Ich nickte und lehnte mich gegen eine Stelle an der Wand, die wenig mit Dreck besudelt war.
„Also Gordon, ich habe eigentlich nicht die Befugnis, Gespräche an Dritte weiterzugeben, zumindest nicht ohne das Einverständnis der Menschen, die mir diese vertraulichen Informationen anvertrauen.“
„Ja, das ist absolut verständlich und auch richtig so, aber Anna ist meine Freundin, das… ist doch bestimmt etwas anderes, richtig? Außerdem ist es widersprüchlich, wenn Sie behaupten, Sie seien nicht befugt, die Gespräche an Dritte weiterzugeben, dann aber sogar Videoaufnahmen davon machen, ohne die Gesprächsperson davon in Kenntnis zu setzen, finden Sie nicht auch?“ Meine vorwurfsvolle Ansage hatte sie ersichtlich überrascht und stutzig gemacht.
„Sie… sprechen sicherlich von den Aufnahmen unserer Sitzungen, die Anna regelmäßig bei mir hatte. Ich kann verstehen, dass das missverständlich ist, aber ich habe diese Aufnahmen nur für mich selbst gemacht. Ich analysiere das Emotionsgefüge der Menschen, die an mich herantreten aus unterschiedlichen Gründen, anhand deren Körperhaltung, also… Gestik, Mimik… aber auch im Bezug auf die Intonation. Das sind wichtige Eindrücke, die man nicht alle zur gleichen Zeit in einem Gespräch festhalten kann. Eindrücke, die eine Menge über den Menschen verraten können. Wenn ich ihr davon Bericht erstattet hätte, wären ihre Gefühlsausdrücke möglicherweise verfälscht worden, durch ein gekünsteltes oder sogar beklommenes Auftreten.“ So logisch das auch klingen mochte, es überzeugte mich nicht und hielt es für eine Ausrede. „Aber woher wissen Sie überhaupt davon Mr. Cooper? Spionieren Sie mir etwa nach? Wie gelangen Sie an meine Aufnahmen?“ Wortgewandt und schlagfertig war sie alle Mal. Zudem versuchte sie nun den Spieß umzudrehen und mir Vorwürfe zu machen:

„Was soll das überhaupt? Ich habe Ihrer Freundin hilfreiche Dienste erwiesen. Sie war bei mir stets willkommen! Was erlauben Sie sich eigentlich, mich in dieser Art und Weise zu diffamieren?“
Meine Anschuldigungen hatten die Schwester verärgert, während ich sie weiterhin mit meinen misstrauischen Blicken durchbohrte. Nach einer kurzen Pause entgegnete sie wider Erwarten recht verständnisvoll:
„Ich weiß, dass Sie sich große Sorgen um Anna machen, aber ich kann Ihnen leider nicht weiterhelfen. Ich habe sie seit unserem letzten Treffen nicht mehr gesehen. Sie hat sich von allen abgewendet und offenbar selbst abgeschottet. Auch ICH habe mir große Sorgen um sie gemacht.“ Sie setzte einen besorgten Gesichtsausdruck auf und fasste sich ans Herz. „Wissen Sie, Anna hatte Probleme in ihrem Elternhaus. Ihr Vater… Nun ja, auch das geht Sie eigentlich nichts an, aber ich bin sicher, dass sie Ihnen bereits davon erzählt hat. Anna hatte Schwierigkeiten mit ihrem Vater und auch sonst hatte sie nicht wirklich jemanden, an den sie sich wenden konnte. Anna hatte es nie leicht, aber ich bitte Sie! Ich möchte Annas Vertrauen in mich nicht zerstören, also haben Sie bitte Verständnis dafür.“
Ein wenig enttäuscht kratzte ich mich am Kopf und versuchte mich mit ihren Äußerungen zufrieden zu geben. Ich musste mir außerdem eingestehen, dass mich ihre Überzeugung bezüglich ihrer Schweigepflicht, noch mehr aber die Nähe zu meiner Freundin, letztendlich doch überzeugten und ich mich damit zufrieden geben musste, wenn ich das Vertrauen meiner Freundin nicht aufs Spiel setzen wollte.
„Naja… Ich wünschte, ich könnte Anna selbst zu all dem befragen. Wenn… Sie wirklich ein Mensch waren, auf den sich Anna verlassen konnte, dann möchte ich Ihnen natürlich für Ihre Dienste danken, Schwester Helen.“ Daraufhin griff Sie sich klagend an den Kopf. „Ahh…“
„Ist alles ok mit Ihnen? Geht es Ihnen gut?“, besorgt entfernte ich mich von der Wand, an die ich mich stützte und ging auf sie zu, um ihr meine Hand entgegen zu strecken.
„Nein. Ich habe schon wieder diese seltsamen Kopfschmer… HM? Ich… Wieso?“ Ihr Verhalten kam mir dann doch äußerst merkwürdig vor. Sie schaute konfus um sich und schien nicht ganz bei sich zu sein.

„Hören Sie das nicht, Gordon?“ Verwundert lauschte ich in die Ferne und verneinte ihre verwirrende Frage:
„Nein!? Helen? Geht es Ihnen wirklich gut?“ Daraufhin antwortete sie mürrisch und in ihrer Ehre verletzt:
„Halten Sie mich etwa für verrückt? Diese Stimmen… Ich bin doch nicht von Sinnen, geschweige denn paranoid!“ Nach einer kurzen Pause des Aufhorchens fuhr sie fort: „Jetzt, jetzt sind sie weg, sehr eigenartig… Entweder sind Sie taub oder… hm… ich bin tatsächlich ein wenig verwirrt. Es war ein langer Tag, nicht wahr?“ Sie erhob sich von ihrem Sessel und rückte ihre prunkvolle Robe zurecht. „Nun gut, ich möchte jedenfalls nicht tatenlos hier herumsitzen, sondern mich wieder meinen Memoiren zuwenden. Außerdem wartet Ihr unbeholfener Geselle noch vor der Tür. Er wird Ihre Unterstützung brauchen, sonst verirrt er sich womöglich noch in einer Drehtür. Ich gebe Ihnen diesen Rat: Nehmen Sie sich ihn zu Herzen!“ Sie näherte sich meinem Gesicht und flüsterte mir warnend etwas zu: „Der Mann ist gefährlich! Und in einer Welt wie dieser muss man höllisch aufpassen, wem man über den Weg traut.“, daraufhin entgegnete ich in meiner misstrauischen Weise: „Und wer sagt mir, dass ich Ihnen trauen kann? Ich denke nicht, dass es sich bei unserem Treffen hier um einen Zufall handelt, Gnädigste.“
„Sie… sehen das nicht ganz falsch Gordon, aber die Menschen können noch so viel Menschenkenntnis haben, so manche Seele hat ein einzigartiges und außergewöhnliches Wesen, das sie umgibt. Manchmal ist es unmöglich, die Gefühlswelt eines Menschen zu durchleuchten.“ predigte sie in ihrer altklugen Art, während sie mich hochnäsig und total von sich eingenommen umkreiste. „Es ist immer wieder erstaunlich, welche Geheimnisse in einer doch so unscheinbaren Persönlichkeit stecken können, hm?“ Sie stolzierte hämisch grinsend umher und wollte mit ihrem rätselhaften Getue offensichtlich etwas andeuten. Nachdenklich sah ich sie an und entgegnete:
„Sie lieben es wohl auch in Rätseln zu sprechen. Das geht mir ziemlich auf den Geist, wenn ich ehrlich bin. Wenn Sie etwas zu sagen haben, dann tun Sie es. Ich habe diese Anspielungen wirklich statt.“ Daraufhin blieb sie erstaunt, aber noch immer grinsend stehen und versicherte mir: „Nur Geduld Mr. Cooper, alles hat seine Zeit. Und… es obliegt NICHT mir, wann Sie erfahren, was Sie erfahren müssen.“ Sie blieb stehen und

klopfte mir tröstlich auf die Schulter. Im Anschluss daran setzte sie ihren Weg zur Tür fort. „Und was jetzt? Lassen Sie mich raten, Sie ergötzen sich an meiner Ahnungslosigkeit und verlassen diesen Ort auf mysteriöse Weise, korrekt? Es ist gefährlich da draußen…“ Zu meiner Überraschung erwiderte sie entschlossen:
„Gefährlich? Ich wüsste nicht warum. Ich bleibe noch ein Weilchen hier im Gebäude… Außerdem hab ich hier noch einiges zu tun.“ Sie drehte sich ein letztes Mal zu mir und ließ mich mit diesen letzten Worten ratlos zurück: „Also gehen Sie Mr. Cooper! Erforschen Sie die wunderbare Welt, die sich Ihnen offenbart hat. Sie steckt voller Kuriositäten.“ Schon wieder dieses penetrante, allwissende Gehabe. Es ging mir schrecklich auf die Nerven, zumal sie vieles zu wissen schien, was mich brennend interessierte, mich aber nicht wissen lassen wollte.
„Wie Sie meinen, Mrs. Anderson. Vielleicht sieht man sich wieder.
„Wenn Sie Glück haben, dann mit Sicherheit!“ Nach diesen unangebrachten und entmutigenden Worten ging ich entnervt zur Tür und verließ das Zimmer.

Als ich wieder auf dem Rundgang angelangt war, musste ich feststellen, dass Bernard nicht mehr da war. Entweder war ihm etwas zugestoßen, oder er wollte es allein mit der „wunderbaren Welt“ aufnehmen. Es kam mir so vor, als ob dort jeder etwas anderes sehen würde, oder sehen wollte. An meiner Sinneswahrnehmung lag es jedenfalls nicht. Wie oft war ich bislang haarscharf dem Tode entgangen? So etwas konnte ich mir unmöglich eingebildet haben! Sowohl Bernard, als auch die Schwester waren bei bester Gesundheit. Sah nur ich diese Monster? Wollte mich diese Schwester vielleicht täuschen oder einfach nur verunsichern? Trauen konnte ich ihr nicht, da hatte Bernard Recht. Aber konnte ich Bernard überhaupt trauen? Was hatte er in dieser Welt zu suchen? Er hatte zweifellos etwas mit dieser Sekte zu schaffen, die er in der Unterhaltung mit Mrs. Anderson als „Orden“ bezeichnete. Dank Martin Sein konnte ich diesbezüglich auch schon einiges in Erfahrung bringen. Allem Anschein nach hing tatsächlich alles miteinander zusammen. Aber was verband Anna dann mit Bernard? Er hatte sie doch nicht etwa… Nein, ich sollte keine voreiligen Schlüsse ziehen. Dafür tappte ich noch zu sehr im Dunkeln.

Kapitel 15

Noch immer herrschte eine Atmosphäre, die trostloser und unheilschwangerer nicht sein konnte. Das Blut tropfte an einigen Stellen von der Decke herab, weswegen es nicht verwunderlich war, dass es noch immer nach getrocknetem Blut und fauligem Fleisch stank. Die mir gegenüber liegende Tür zum Kunstsaal auf der anderen Seite des Rundgangs war mit mehreren Brettern barrikadiert, allerdings gab es auch keinen Grund, dorthin zurückzukehren.
Ich folgte dem Rundgang bis hin zum anderen Flur, der zu den südlichen beiden Klassenzimmern führte. Aus Angst, wieder aus dem Hinterhalt angegriffen zu werden, wappnete ich mich gleich mit meiner Waffe und warf achtsam einen Blick um die Ecke in den langen Flur, der sich dort ins Ungewisse erstreckte. Doch… Einmal mehr schaffte es dieser Ort mich mit Phänomenen zu überraschen, die ich absolut nicht erwartet hatte. Ein strahlend helles Licht am Ende des Flurs erweckte meine Aufmerksamkeit. Es war so gleißend hell, ein hoffnungsvoller, übernatürlicher Lichtschein, der wie ein großes Tor in die Freiheit wirkte. Konnte das tatsächlich ein Ausgang gewesen sein?
Euphorisch rannte ich auf das strahlende Ziel zu und… wurde Zeuge einer physikalisch unmöglich zu erklärenden Erfahrung. Es war irre! Ich rannte und rannte, aber die Tür entfernte sich mehr und mehr von mir, als ob… Ein surreales Ereignis, das meinen Sinnen einen Streich zu spielen schien und mich staunend zurückließ. Ein weiteres Mysterium, das einem rational denkenden Menschen wie mir die Sprache verschlug, wie konnte das möglich sein? Sogar die Türen der Klassenzimmer konnte ich nicht erreichen, egal wie schnell ich lief. Mit jedem Schritt entfernten sich sämtliche Objekte innerhalb dieses Flurs, ganz so als sei dieses Ziel unerreichbar. „Hm… Ich… Naja, es macht keinen Sinn, darüber nachzudenken, nein… Lassen wir das.“ Enttäuscht, aber auch nachdenklich machte ich kehrt und überlegte, was der mysteriöse Architekt damit zum Ausdruck bringen wollte. In gewisser Weise war alles dort „Kunst“ und hinter allem versteckte sich eine Aussage, eine Botschaft, die es zu lesen galt. Gleichzeitig fühlte ich mich aber auch auf den Arm genommen, als ob diese Szenerie nur dazu dienen sollte, mich

an der Nase herumzuführen. „Gut, ich geh' ja schon, danke!" Selbstgespräche halfen mir ein wenig über meine Einsamkeit hinweg, die zu meiner Angst einen nicht unbeträchtlichen Teil beitrug.

Ich begab mich sofort zur Treppe und somit hinunter in das erste Stockwerk dieser verwandelten Schule.
Auf meinem Weg nach unten dachte ich über die Ereignisse nach, die sich in den letzten Minuten ereignet hatten. Auch wenn ich mir mehr von der Konversation mit Bernard und Schwester Anderson versprochen hatte, so gab sie dennoch Aufschluss über einige Dinge, mit denen ich mich bereits mehr oder weniger auseinandergesetzt hatte, dann aber auch wieder vergaß. Diese Helen wusste offensichtlich eine Menge über das, was mit mir und Anna in Silent Hill vor sich ging. Sie sprach auch davon, dass Anna Probleme in ihrem Elternhaus hatte.
Es war schon lange her, aber ich hatte schon einmal mit Anna über dieses Thema gesprochen und konnte ihr einige Informationen entlocken, die mir in dieser Situation wieder in den Sinn gekommen waren. Es war zwei Jahre her, als Anna und ich uns näher kamen. Wie es sich für eine neue Bekanntschaft gehörte, quatschten wir über vergangene Ereignisse, unter anderem auch darüber, was uns nach Charleston verschlug. An diesem Tag verbrachten wir unsere gemeinsame Zeit im Charleston Lake Provincial Park. Die Sonne ließ die gesamte Flora in einem bezaubernden Flair erstrahlen. Der Park strotzte geradezu vor Farben und auf dem See spiegelte sich der Glanz der strahlenden Sonne wieder. Es war einfach herrlich. Wir saßen auf einer Bank, als wir in einem tiefsinnigen Gespräch auf dieses Thema zu sprechen kamen.
Wie ich bereits erwähnte, war Anna nicht sehr gesprächig, was ihre Vergangenheit betraf. Was das anging, musste man Anna auf den Zahn fühlen und ihr vieles aus der Nase ziehen. Auch sonst hatte ich stets das Gefühl, dass es ihr äußerst unangenehm war, sobald ich versuchte, Näheres darüber in Erfahrung zu bringen.
Anna hatte kein sonderlich gutes Verhältnis zu ihrem Vater. Sie erzählte mir, dass ihre Mutter bereits in jungen Jahren verstorben war, und Anna daher bei ihrem griesgrämigen, herrischen Vater aufwachsen musste. Er hatte ihr wohl keine schöne Kindheit beschert. Anna hatte mir nie etwas

Erfreuliches von ihrer Kindheit zu erzählen. Diese Gründe veranlassten mich dazu, nicht weiter nachzubohren und in Wunden herumzustochern, die sie womöglich bereits mühselig verarbeitet hatte. Er hatte ihr auch nie den Respekt entgegengebracht, den sie verdient hatte. Meiner Meinung nach könnte es daran gelegen haben, dass ihr Vater nie den schmerzlichen Tod der Mutter verkraftet hatte, und aufgrund dieses tragischen Schicksals verbittert und verhasst geworden war.
Anna litt unter dem gebieterischen, despotischen und willkürlichen Erziehungsstil ihres Vaters, und gerade deswegen war es erstaunlich mitanzusehen, dass aus ihr dennoch ein solch bezauberndes, liebevolles und hilfsbereites Mädchen geworden war. Ein Indiz dafür, dass Erziehung nicht den größten Einfluss auf ein heranwachsendes Kind hatte und auch andere Faktoren eine wichtige Rolle spielten. Man konnte sogar behaupten, dass sich Anna diese gutmütige Art selbst anerzogen hatte.
Das Gespräch im Park endete damit, dass sie von dem tragischen Tod ihres Vaters erzählte. Es klang sicherlich hart, wenn man das so sagte, aber auch wenn sie sich nichts anmerken ließ, glaubte ich, dass sie über den Tod ihres Vaters doch erfreut war. Er war wohl bei einem Brand ums Leben gekommen.
Anna war nach dem Tod ihres Vaters ganz auf sich allein gestellt. Nun ja, das konnte man so eigentlich auch nicht sagen, da Anna auch vorher nie auf ihren Vater zählen konnte, und daher ihr Leben stets selbst in den Griff bekommen musste. Das war wohl auch der Grund, warum Anna schon immer eine verantwortungsbewusste und selbstständige Frau war.

Die Stufen der Treppe waren rutschig und brüchig. Aus den unteren Stockwerken hallten noch immer diese schrecklichen Laute, die es einem kalt den Rücken runterlaufen ließen. In der zweiten Etage (2F) angekommen, betrachtete ich die nur so vor Leid, Hass und Gewalt strotzende Umgebung. Aus der Aussichtsterrasse in der Aula war ein Schauplatz kranker, abstoßender und geschmackloser Kunst geworden. Hunderte Leiche hingen in Form eines Meniskus von der Decke herab. Die Beine der Leichen wurden bis zum Bauch auseinander gerissen und hingen weit gespreizt an Ketten, die von der Decke hinab ragten. Das Blut tropfte in ein großes Becken im Erdgeschoss, wo sich vorher der

Aulabrunnen befand. Die Fliesen der Flure wirkten durch das getrocknete, verschmierte Blut verrostet. Vom obigen Rundgang aus konnte ich gähnende, endlos erscheinende Abgründe sehen. Anstelle der großen Fensterfront breitete sich nun ein riesiges Gitternetz an der Wand aus, das sich bis in die Gänge des ersten Stocks zog und Ausblick auf die unendliche Dunkelheit gewährte, die in den Straßen Silent Hills verweilte.
Auf der gegenüberliegenden Wand hinter dem Brunnen war wieder dieses mysteriöse Symbol abgebildet, das ich in ähnlicher Form bereits im Wald auf dem Weg gesehen hatte. Dieses Mal offenbarte sich mir jedoch das vollwertige Gebilde: Zwei ineinander liegende Kreise, wovon der innere Kreis drei weitere, kleinere Kreise beinhaltete, umgeben von unzähligen Symbolen, von denen ich einige aus dem Bereich der Alchemie wieder erkannte. Welchen Bezug sie in diesem Fall zueinander hatten, war mir allerdings nicht klar. Darum wollte ich umso mehr herausfinden, was es mit diesem Symbol auf sich hatte.
Das einzige, worüber ich mich in dieser Welt freuen konnte, waren die ausgiebig beleuchteten Räumlichkeiten, auch wenn mir der Anblick der abstoßend brutalen und widerwärtigen Kulisse geradezu aufgezwungen wurde. Zumindest war der Einsatz der Taschenlampe nicht mehr nötig und ich konnte mich ganz auf den Einsatz meiner Pistole konzentrieren.

Mein erstes Ziel auf der neuen Ebene war der südliche Flur mit den beiden Klassenzimmern, die Hinweise, aber auch Gefahren bergen konnten. Jedes Puzzlestück war es wert, diese Gefahren auf mich zu nehmen, solange ich dadurch auf meiner Suche nach Anna Fortschritte machen konnte. Vorsichtig näherte ich mich dem ersten Klassenzimmer und öffnete langsam die Tür. Anders als in den anderen Räumen des verwandelten Schulgebäudes war dieser jedoch stockdunkel. Es gab keine Lichtquelle, sodass ich nun doch wieder auf meine Taschenlampe angewiesen war. Es befiel mich schon immer ein gewisses Unbehagen, wenn ich einen dunklen Raum betrat und erst den Lichtschalter suchen musste. Nachdem man ihn betätigt hatte, offenbarte sich einem das gesamte Innenleben und die Angst wich. Wenn ich im Winter spät nach Hause kam, ereilte mich dieses unangenehme Gefühl recht oft, weil man schließlich nie wissen konnte, was im Dunkeln lauerte, auch das war

instinktiv in uns verankert, die Angst vor der Ungewissheit. Daher war ich mir sicher, dass ich nicht der Einzige war, dem es so erging. Nachdem ich die Taschenlampe eingeschaltet hatte und Licht ins ungewisse Dunkel bringen konnte, fühlte ich mich gleich ein wenig sicherer.
Inmitten des Raumes stand ein großer, Tisch mit rechteckiger Tischfläche, auf der unzählige Zettel verstreut waren. Die Fenster waren vergittert, wie in einem Gefängnis, aus dem niemand ausbrechen sollte. An der mit Blut verschmierten Tafel war das Wort „Rache“ in großen Buchstaben geschrieben. Eingeschüchtert ging ich zu dem Tisch und untersuchte die umherliegenden Zettel nach nützlichen Informationen. Es dauerte nicht lange, bis ich auf eine interessante Entdeckung gestoßen war. Es war die Notiz einer Schülerin, vermutlich eine Seite aus ihrem Tagebuch.

„14. 7. 1983
Was für ein beschissener Tag. Angefangen hat es mit Geschichte, als ich von der Lehrerin nach vorne gebeten und anschließend getestet wurde. Ich war nicht nur aufgeschmissen, weil ich nichts gelernt hatte, ich wurde zu allem Überfluss auch noch von meinen Mitschülern ausgelacht. In der Pause hab ich ihn dann wieder gesehen… Er ist so unglaublich süß, ich könnte ihn stundenlang beobachten: Wie er isst, wie er sich bewegt, seine Mimik, seine Gestik, diese leidenschaftlichen Lippen und braunen Augen… Ich kann ihn einfach nicht vergessen. Wenn ich ihn doch nur ein einziges Mal küssen könnte. Aber er weiß noch nicht einmal, dass es mich überhaupt gibt. Warum bin ich zu feige, ihn anzusprechen? Mehr als „Nein“ kann er doch eigentlich nicht sagen. Aber möglicherweise würde er es seinen Freunden erzählen und schon wenig später würde es die ganze Schule wissen. Ich habe ohnehin schon kein gutes Ansehen hier.
In der darauf folgenden Deutschstunde hat mich Kevin mit Papierkügelchen beworfen und dumme Bemerkungen gemacht. Schien ihm ja gut zu tun, mal wieder auf den Schwächeren herumzuhacken. Mein Leben ist scheiße! Ich hasse diese verdammte Schule und die ganzen Leute! Warum können sie mich nicht in Ruhe lassen? Warum darf ich nicht glücklich sein? Warum darf ich nicht das Glück erfahren,

geliebt zu werden? Ich habe so viel Liebe zu verschenken und jeder tritt sie mit Füßen. Selbst zuhause werde ich wie der letzte Dreck behandelt. Warum also das alles? Ich werde nach der Schule zur Kirche gehen und dort den Trost suchen, den ich hier nicht finden kann."

Der erste Gedanke, der mir beim Lesen kam, war:
„Hatte Anna das geschrieben?" Aber es war sicherlich ein Fehler, jede Art von Information mit mir oder Anna in Verbindung zu bringen. Ich wandte mich sogleich dem nächsten Zettel zu, der direkt daneben lag. Es schien einer dieser Briefe gewesen zu sein, um sich die Zeit im Unterricht mit Blödsinn zu vertrödeln, einer von diesen Zetteln, die man in der Stunde untereinander austauschte, um den Unterricht nicht zu stören.

„Hey Kumpel, alles wieder ok mit deiner „Chiiiqua"?"
Man konnte an der unterschiedlichen Farbwahl erkennen, wer was geschrieben hatte.
„Hör auf, sie Chiqua zu nennen. ;) Naja, ist immernoch so komisch. Ich wollte ihr gestern mal einen Besuch abstatten. Ich hab geklingelt und sie ist sofort zur Tür gestürmt. Wir sind dann sofort zum See gelaufen. Ihr Vater muss ja echt ne Pest sein, wenn sie sich solche Mühe gibt, mich von ihm fernzuhalten."
„Hat halt nicht jeder so viel Glück wie du. Deine Eltern sind sogar cool geblieben, als du sitzen geblieben bist Matthew."
„Ja kann sein… Wenn ihr Vater echt so beschissen ist wie sie sagt, dann war der Alte sicher nicht begeistert, als sie die Schule geschmissen hat. Arme Anna… Sie bräuchte nur ein Wort zu sagen und ich würde dem Dreckskerl mal die Leviten lesen."
„Jetzt wo du es sagst… Auf welcher Schule war sie denn? Die kennt hier keine Sau."
„Ja, keine Ahnung. Sie meinte, dass es sie zu sehr belasten würde. Sie wäre ohnehin an einem Job interessiert, wo sie sich mit Kindern beschäftigen könnte. Sie ist manchmal schon etwas merkwürdig… Die Depressionen können einem auch echt auf den Geist gehen. Null Lebensfreude, die Frau."

„Hm… Dann scheint ihr Vater ‚ne Menge Einfluss auf ihr Leben zu haben. Und du hast ihn echt noch nie gesehen?“
„Doch einmal, an dem besagten Tag, als ich bei ihr zuhause war. Er stand am Fenster und hat dumm gegrinst. Stunde ist gleich vorbei, lass uns später weiterquatschen, ciao.“

Es ging tatsächlich um meine geliebte Anna. Sie war mit solch einem Trottel zusammen, merkwürdig… Ich erinnerte mich, dass Anna einst davon erzählte, dass sie vorzeitig die Schule abgebrochen hatte. Sie wollte ihren Abschluss schnellstmöglich nachholen, war aber bislang noch nicht dazu gekommen. Und auch bei diesem Hinweis lag die Betonung auf dem Verhältnis zwischen Anna und ihrem Vater, der sie scheinbar grausamer behandelt hatte als ich dachte. Alle Hinweise deuteten darauf hin, sowie es auch in ihrem Freundeskreis ein allgegenwärtiges Gesprächsthema zu sein schien. Der Kerl war nicht sonderlich liebe- und rücksichtsvoll, wenn Annas Probleme ihn derart belasteten, dass er noch nicht einmal die Anstrengung über sich ergehen lassen wollte, etwas daran zu ändern. Sein Gerede klang so typisch oberflächlich und niveaulos, so gar nicht nach Annas „Beuteschema“, wenn man das so sagen konnte. Nun ja, ich konnte es mir aber eigentlich auch nicht erlauben, darüber zu urteilen, da ich den Knaben nicht kannte.

Wissbegierig stöberte ich mich durch das Zettelwirrwarr und suchte nach weiteren Informationen, die sich als nützlich erweisen konnten. „Krankenscheine, Entschuldigungen… Hier muss es doch noch etwas Brauchbares geben.“ Nervös stand ich vor dem Tisch und kramte mühselig die Blätter durch. Ich hätte mich ja auf einen Stuhl setzen können, aber die Qualität der Sitzmöglichkeiten ließ doch sehr zu wünschen übrig. Das wollte ich mir dann doch lieber nicht antun. „Lieber gut gestanden als schlecht gesessen“ sagte man ja, oder war es umgekehrt?
Überall belangloser Quatsch, der mich keinen Deut interessierte, weshalb ich das meiste auch einfach überflogen hatte.

„Betreff: Verweis!
Name des Schülers/Schülerin: John Orwell
Grund: Täuschungsversuch“

„Tja, blöd gelaufen.“, schmunzelte ich vor mich hin.
„Steven Parker muss nachsitzen. Hat wieder keine Hausaufgaben… blablabla.“
„Michael hat diese schreckliche Angewohnheit, an den Fingernägeln zu kauen.“
„Zu Händen von Mrs. Kendelay:
Wenden Sie sich bitte an Herrn Baxter. Er ist der Vater des Störenfrieds aus Klasse 9 und muss über die regelwidrigen Vorkommnisse in Kenntnis gesetzt werden. Das permanent penetrante und störende Verhalten des Schülers ist nicht länger duldbar. Er bezieht andere Schüler in seine Kaspereien mit ein und hindert insbesondere Louis Mitchel daran, erfolgreich am Unterricht teilzunehmen.“

Was hatte der Käse da zu suchen? Nur unnützer Papierkram. Es war rein gar nichts Nützliches zu finden, aber zumindest die Unterhaltung auf dem Papier über Anna war die Suche wert. Ich hätte das Zimmer auf den Kopf stellen können, es hatte keinen Zweck. Meine Arbeit war dort wohl erledigt.
Aus diesem Grund machte ich kehrt und ging zurück zur Tür, bis… ein lautes Geräusch an der Tafel meine Aufmerksamkeit erregte. Zusammengefahren drehte ich mich zur Tafel und ortete den Quell des Lautes. An der Tafel standen plötzlich mit Kreide geschriebene Worte:

„Vertrauen ist das Gefühl, einem Menschen sogar dann glauben zu können, wenn man weiß, dass man an seiner Stelle lügen würde.
Henry Louis Mencken“

Vor der Tafel lag das Stück Kreide, mit dem die Worte geschrieben wurden. Das erkannte ich vor allem daran, dass es noch wackelte, als ob es jemand fallen gelassen hätte. Konsequent richtete ich meine Waffe auf jeden Winkel meiner Umgebung und beobachtete mit meiner Taschenlampe jede Ecke des Raums. „H… Hallo? Wer… ist da?“, rief

ich starr vor Angst in die Dunkelheit, doch es war nichts zu sehen. Hatte mir meine Wahrnehmung erneut einen Streich gespielt? Ich war mir vollkommen sicher, dass weder der Satz, noch das Stück Kreide eine Minute zuvor noch an Ort und Stelle waren. Diese Stadt… hatte offenbar ihren eigenen Willen, mühselig nach wissenschaftlichen Erklärungen zu suchen.
Argwöhnisch und eingeschüchtert verließ ich das ominöse Klassenzimmer, ohne meine Blicke abzuwenden, doch dann kam auch schon der nächste Schreck: Ein lautstarkes Poltern erweckte meine Aufmerksamkeit. Ruckartig riss ich die Pistole in Richtung des Flurs, während ich ängstlich schnaufte und geradezu paralysiert ins Leere starrte. Als ich zurück in die große Halle schlich, bemerkte ich, was vorgefallen war. Die Treppe war komplett in sich zusammengestürzt.
„Was zur Hölle…“ Der Zugang zur zentralen Treppe, die alle Stockwerke miteinander verband war unzugänglich. Ich musste zukünftig also einen anderen Weg ausfindig machen, um in die unteren Geschosse zu gelangen, wenn ich nicht springen wollte. Die andere Treppe im Osten war jedoch durch ein Gitter versperrt, weswegen mir auch dieser Zugang verwehrt blieb.
„Geschickt… Aber es gibt immer einen Weg. Aufhalten könnt ihr mich nicht!“ Wieder personifizierte ich das Schicksal und den Ort, von dem ich mir sicher war, dass er über eine Art eigenes Bewusstsein verfügte. Im Grunde genommen schien ich nichts anderes zu sein, als eine Laborratte, die durch einen Irrgarten gescheucht wurde. Ich hatte es allem Anschein nach mit Mächten zu tun, die mich erst entkommen ließen, sobald mir eine bestimmte Botschaft übermittelt wurde.

Die Treppe war hin, also gab es dort in diesem Stockwerk höchstwahrscheinlich noch andere Räume, die erforscht werden mussten. In diesem Moment fragte ich mich sogar: War es überhaupt möglich zu sterben? Damit meine ich, dass ich in jeder Gefahrensituation immer ausreichend Glück hatte, um einer eigentlich ausweglosen Situation zu entkommen, fast so, als ob ich einen Schutzengel hätte. Damit wollte ich nicht sagen, dass Sterben unmöglich war, aber irgendwie hatte ich den Eindruck, dass die Stadt viel mehr daran interessiert war, mich durch dieses Horrorkabinett zu geleiten, um

mir Dinge zu zeigen… Damit ich selbst die Wahrheit ergründe.
War das leichtfertig oder gar zu selbstsicher? Die Gefahren waren definitiv real und auch meine zur Wehrsetzung notwendig. Ich hätte in all diesen Kämpfen sterben können, aber ich war mir auch nicht in jedem Fall einer Konfrontation sicher, ob mir auch wirklich jedes dieser Monster wirklich nach dem Leben trachtete.
Neugierig blickte ich zu den Räumen der Naturwissenschaften, die man in der normalen Welt noch durch den Rundgang über der Aula erreichen konnte. Dieser war zwar zerstört, aber wie zu erwarten führte ein kleiner Pfad – vermutlich ein Restbestand des Rundgangs – in das gegenüberliegende, westliche Klassenzimmer. Es war der Ort, an dem ich von diesen spitznäsigen und geistgleichen Gestalten attackiert worden war, die ich in einem Feuer brutzeln ließ, auch wenn sie nicht wirklich wie typische Geister aussahen. Es war das Bewegungsmuster, das mich zu dieser Assoziation verleitete. Bisher ging ich aus solchen Kämpfen immer als Sieger hervor, darauf ausruhen durfte ich mich allerdings nicht. Selbstsicherheit konnte auch tödlich sein, denn ist es nicht unser Angstinstinkt, der uns vor drohenden Gefahren warnt? Angst war also ganz sicher nichts Schlechtes. Menschen, die keine Angst hatten, mussten lebenswichtiger Erfahrungen beraubt worden sein. Wenn Anna Angst hatte, hatte sie sich immer um meinen Bauch geklammert, was ich wahnsinnig süß fand.
Anna war dominant und devot zugleich. Sie mochte es sogar sehr, dass ich ihr jederzeit den Schutz bieten konnte, den sie sich gewünscht hatte, sei es bei einem Filmeabend, bei tosenden Gewittern oder auch bei Spaziergängen in der Nacht. Wenn eine Frau ihre Angst zeigte, wirkte diese Art der Hilflosigkeit irgendwie bezaubernd und schmeichelnd. Aber wenn ein Mann solche Ängste zum Ausdruck brachte, wurde er als Hasenfuß bezeichnet, der noch nicht einmal sich selbst beschützen konnte. Das war nun mal die Norm der Rollenverteilung in unserer Gesellschaft, eigentlich in allen Gesellschaften. Gar nicht mal so merkwürdig, wenn man den Zusammenhang zur Evolution sieht und welchen Einfluss nun einmal die Natur des Mannes und die der Frau hatte. Letztendlich waren wir doch alle nur Tiere, die ihren Instinkten folgen. Wenn eine Frau eine zierliche, schlanke Erscheinung hatte, galt dies als Schönheitsideal. Männer mit solchen Merkmalen gelten als

schwächlich, mickrig, werden gar als „Memmen“, „Weicheier“ oder „Schwuchteln“ bezeichnet. In dieser Hinsicht hatten es Frauen sicher leichter als Männer, aber Frauen mussten sich in der weiblichen Gesellschaft auf eine andere Weise profilieren und durchsetzen. Bei Frauen hatte man das Gefühl, dass sie noch viel stärker im Konkurrenzkampf zueinander standen als Männer, insbesondere wenn es um Ästhetisches ging.
Aber Anna war nie wie diese Art von Frau. Genau wie ich besann sie sich mehr auf innere Werte, auch wenn die äußerlichen Merkmale natürliche eine Rolle spielten. Zu behaupten, dass das Äußere gar nicht wichtig sei, hielt ich für realitätsfremd. Aber einzig allein darauf zu bauen, war definitiv falsch.
„Äußerlichkeiten sind vergänglich!“, sagte sie immer, und damit hatte sie absolut Recht. Was nützte mir ein blondes Busenwunder, wenn ihr IQ nicht größer war, als der Umfang ihrer Taille? Dennoch merkte man, dass ihr das Äußere sehr wichtig war, und sie sich nicht sonderlich hübsch fand, was ich absolut nicht nachvollziehen konnte.
Die Gesellschaft hielt an diesen Idealen und Belanglosigkeiten fest und schien zu vergessen, worauf es im Leben wirklich ankam. Aber das war ein anderes Thema...

Der gegenüberliegende Gang schien vom Chemiesaal aus erreichbar zu sein, also folgte ich dem Rundgang um die eingestürzte Treppe herum, um über die naturwissenschaftlichen Einrichtungen zum besagten Ziel zu gelangen.
Auf dem Weg dorthin kam mir vor der Herrentoilette ein seltsamer Geruch entgegen. Es war das WC, dem ich auch schon in der „normalen“ Welt einen Besuch abgestattet hatte, und das jagte mir einen Schauer über den Rücken. Aber es war meine Neugier, die mich trotz aller Bedenken dazu animierte, der Ursache dieses seltsamen Geruchs auf den Grund zu gehen. Vielleicht war es ja von Bedeutung? Vielleicht…. War es ja wichtig, dass… dort… jemand sein großes Geschäft erledigte, lassen wir das. Die größten Hinweise warteten bekanntlich an den ungewöhnlichsten Orten.
Nachdem ich die Tür geöffnet hatte, sah ich auch schon die Toilettenkabinen dieser „Anderswelt“. Sie waren mit Gittern umzäunt,

die Waschbecken lagen - bis auf eines - zertrümmert auf dem Boden, Blut wurde über die Spiegel geschmiert… Nein halt, es war kein Blut. Bei näherer Betrachtung erkannte ich, dass es sich diesmal um Make-Up handelte, das den Blick auf den Spiegel verwehrte.
Im Waschbecken waren zuhauf Fingernägel verstreut, aber was hatte das wiederum zu bedeuten? Die meisten davon schienen abgekaut zu sein, eklig…
„Dieser Geruch, was stinkt hier so?“ Neugierig versuchte ich den Quell des abstoßenden Gestanks ausfindig zu machen. Es war ein qualmiger, stechender Geruch, den ich nicht richtig zuordnen konnte. Der Geruch kam offenbar aus der letzten Kabine, in der ich bereits schon vorher einmal gesessen hatte, als ich mich noch in der „normalen“ Schule befand, aber im Inneren der Kabine war nichts zu sehen. Als ich mich dann zum Spiegel umdrehte, sah ich, dass sich etwas an der Oberfläche des Spiegels bewegte. Es war, als ob jemand seinen Atem auf der Oberfläche auftreffen ließ, der sich an dem Spiegel absetzte.
Mir schlotterten die Knie, weil ich nicht wusste, mit was für einer Art von Überraschung ich nun rechnen musste. Mehr war es aber nicht, lediglich der Ausstoß eines Atemzugs, der auf einen Spiegel trifft.
„Völlig normal!“ War mein Sarkasmus angebracht? Nein, absolut nicht, aber irgendwie half es auch bei der… „Stressbewältigung“.
Sicherheitshalber wartete ich jedoch wie gewohnt einen Moment lang, um sicherzugehen, dass es sich um keine ernstzunehmende Gefahr handelte. Als ich meinen Kopf zu Boden richtete, sah ich mehrere Zigarettenstummel auf dem rostigen Fußboden.
„Missbilligung des Verbots von Rauchen auf Toiletten… Schämt euch!“
Zum Einen war ich erleichtert, dass mich in diesem Raum kein Hinterhalt erwartete, aber zum Anderen war es ärgerlich, dass ich den Raum mit leeren Händen verlassen musste.
Optimistisch, dass ich bald mehr in Erfahrung bringen würde, setzte ich meinen Weg auf dem Rundgang fort und betrat die Tür des Physiksaals, der mich meinem Ziel hoffentlich einen Schritt näher bringen sollte.
Wie üblich wappnete ich mich mit meiner Waffe, bevor ich vorsichtig den Physiksaal betrat. Offenbar nicht vorsichtig genug, da man mich allem Anschein nach bereits erwartete, oder zumindest bemerkte. Wider Erwarten wurde ich aus allen Richtungen mit Scheinwerfern

angeleuchtet. Sie kamen aus allen Winkeln des Raumes und blendeten mich regelrecht.
Es beunruhigte mich zutiefst, dass ich aufgrund des blendenden Lichts keine möglichen Gefahrenquellen in Augenschein nehmen konnte. Woher kamen diese Lichter und warum beleuchteten sie mich? Es war wirklich abstrus, zudem war es extrem unangenehm. Wer steht schon gerne im Rampenlicht, wenn man doch selbst eher zurückhaltend war? So dauerte es nicht lang, dass ich mich dazu entschied, den Raum schnellstmöglich durch die Tür ins Labor zu meiner Linken zu verlassen, doch anstelle des Labors erwartete mich dort bereits der nächste Spuk. Gerade hatte ich den Saal mit den unzähligen, blendenden Lichtern verlassen, stand ich plötzlich in einem langen Gang, der keineswegs dem Labor aus der „normalen“ Matheson Highschool ähnelte. Stattdessen hingen überall große Spiegel, in denen ich mein gestresstes und mattes Antlitz erblicken konnte. Diese Reise hatte deutlich sichtbar Spuren hinterlassen, kein sonderlich reizvoller Anblick, aber das war nicht alles. Ich hörte zudem flüsternde Stimmen aus der Ferne. Sie waren in diesem Gang nicht zu orten und mir auch nicht wohl gesonnen:
„Wie du aussiehst! Gott, bist du ekelhaft. Guck dich doch mal an! Du bist eine Witzfigur, potthässlich, zieh dir bitte eine Tüte über den Kopf, verpiss dich aus meinem Blickfeld!…“ Es war ein enger langer Flur, der unmittelbar in den Chemiesaal führte, laut Karte allerdings weitaus kürzer hätte sein müssen. Das konnte vom Grundriss her hinten und vorne nicht passen, aber es war sinnlos das in Frage zu stellen. Und ich war außerdem an einem Punkt angelangt, an dem ich selbst meiner Wahrnehmung nicht mehr trauen konnte und alles hinterfragen musste. Alles wirkte so unwirklich und surreal, wie eine Akkumulation von Kollektivträumen und Horrorvisionen, die sich dort manifestierten und in Form dieser abscheulichen Kreaturen zum Leben erweckt wurden. War dies wirklich die Realität oder war das alles vielleicht doch nur ein Traum? Eine Vision vielleicht? Egal was es auch sein mochte, dieser Flur war grauenhaft und ich wollte so schnell wie möglich weg von diesem beklemmenden unheimlichen Ort. Folgerecht rannte ich zur offenen Tür am Ende des Flurs und schlug sie hinter mir zu. „Ja, ich denke, ich habe das verstanden“ murmelte ich vor mich hin. Eine weitere Botschaft, die diesmal ziemlich leicht zu deuten und zu

verstehen war. Aber die Reise war noch lange nicht zu Ende.
Der Chemiesaal war ebenfalls nicht mehr das, was er einmal war, ganz und gar nicht. Er war vielmehr eine weitere Bühne kranker abartiger und geschmackloser „Kunst“, die mich zutiefst schockierte und zu Boden sinken ließ. Inmitten des Raumes stand ein großer Galgen, an dem 3 Leichen hingen, Menschen, die mutmaßlich mit den Stricken erdrosselt wurden. Um den Galgen herum standen mehrere Stühle, die darauf schließen ließen, dass bei diesem Schauspiel auch Zuschauer zugegen waren. Die Fenster waren mit Brettern blockiert und auch dort hingen Ketten von den Decken herab.
An der gegenüberliegenden Wand waren groß und deutlich die Worte „L’état, c’est moi!“ geschrieben.
Zur Linken der Aufschrift hing ein Bild, auf dem man hunderte Menschen sehen konnte, die sich aneinander vorbeizwängten. Das besondere an diesem Gemälde war die Farbgebung. Bis auf einen einzigen bunt gefärbten Menschen waren alle anderen schwarzweiß dargestellt.
Zur Rechten der Aufschrift hing ein weiteres Kunstwerk mit dem Titel „Flamme reinigt alle“. Hierbei handelte es sich offensichtlich um ein religiöses Motiv, was man an dem Engel erkennen konnte, der einen angedeuteten Heiligenschein trug. Der Engel stand gütig und unbeschwert inmitten eines brünstigen Feuers, um das sich eine beachtliche Menge von Menschen versammelte, die den verherrlichten Engel geradezu anhimmelten. An sich erzeugte das Kunstwerk ein fesselndes Flair, aber der Bezug zur Wirklichkeit schien mir äußerst fehlinterpretiert. Konnte man davon ausgehen, dass es tatsächlich einen religiösen Bezug zu all meinen Erlebnissen gab?
Die verstörende Szene inmitten des Raumes ließ mich aber auch nicht allzu lange darüber nachdenken und zog geradezu meine Aufmerksamkeit auf sich. Bis dahin hatte ich bereits viele Leichen gesehen und tatsächlich schien ich mich allmählich an den Anblick von leblosen Körpern zu gewöhnen, was mir große Sorgen bereitete. Auf der einen Seite war es gut, da ich mich so besser auf die Gefahren vorbereiten konnte, ohne mich allzu sehr emotional leiten zu lassen, aber sollte das Abstumpfen meiner Empfindungen der Preis dafür sein? Es war nichtsdestotrotz ein grauenvoller Anblick, diese drei hängenden

Körper vor mir zu sehen. Als ich mich wieder erhob und einmal tief durchatmete wanderte mein Blick über die Tafel, wo eine Strichliste zu sehen war, die die ganze Tafel überzog. Was hatte das zu bedeuten? Äußerst geschmacklos und makaber, einfach nur krank, sofern dies wirklich das bedeutete, was ich vermutete. Ein Pult trennte Tafel und Galgen. Auf dem Pult waren zwei weitere Zettel zu finden, die ich unzögerlich las.
Bei dem Einen handelte es sich wieder um belangloses Geschwätz zweier Mädchen inmitten des Unterrichts.

„Hey Olivia! Guck mal, was Ashley an hat. Fette Kuh. Trägt genau das gleiche Kleid wie du letztens, nur in XXXXXL, ist das nicht armselig?“
„Ja, lächerlich, bei den Fettschwarten ist das einfach nur Stoffverschwendung. Und die Haare erst. Schimpft sich das Frisur? Die Haare sind nicht mal echt. Moment, trägt die etwa den gleichen Lippenstift wie ich?“
„Krass, ja, voll geklaut. Rot steht der null! Was für eine Witzfigur... Ach übrigens, ich gehe heut wieder ins Fitnessstudio, gehst du mit? Wollte auch noch ein wenig shoppen gehen.“
„Erst werde ich dieser Schreckschraube da vorne noch stecken, dass sie mich nicht zu kopieren hat. Aber klar, dann kann's losgehen. Ich brauch drrrrrrringend ne Maniküre, ich reiß mir ständig die Haut auf!“

„Ziegen, wie sie oberflächlicher nicht sein könnten.“ Kopfschüttelnd zerknüllte ich den Zettel und warf ihn hinter das Pult. Heutzutage wollte ich kein Schulkind mehr sein. Da stand Mobbing an der Tagesordnung. Diese Kinder wuchsen ohne Respekt auf, ohne einen Funken Disziplin. Wer nicht mit dem Strom schwamm, war verloren. Traurige Sache… Dann wandte ich mich der zweiten Notiz zu. Es war ein Bericht eines Lehrers über das Verhalten eines Schülers.

„Anthonys Verhalten ist generell regel- und ordnungswidrig. Sein rebellisches Verhalten legt er nicht nur in meinem Unterricht an den Tag, sondern auch im Fachunterricht bei anderen Lehrern. Anthony gilt in der Schülergemeinde als Klassenclown. Die Kinder zeigen mehr Ehrfurcht vor ihm, als vor der Lehrerschaft. Daraus resultiert sein großer

Einfluss, den er gerne einsetzt, um Unruhe zu stiften.
Doch heute geriet sein Verhalten völlig außer Kontrolle. Anthony kam mit Kopfschmerzen zur Schule und klagte zunächst nur über ein Raunen in der Klasse, das zu diesem Zeitpunkt gar nicht zugegen war. Etwa eine halbe Stunde später stand er auf, rannte planlos in Richtung der Tafel und riss panisch den Zeigestock an sich. Noch nie hatte jemand Anthony in einem solch unheimlichen Zustand gesehen. Er fuchtelte wie wild mit dem Zeigestock um sich und schrie, wir sollen uns von ihm fern halten.“

Da war die Notiz zu Ende. Noch ehe ich mir über diesen Bericht Gedanken machen konnte, hörte ich einen Schrei aus der Halle, um genau zu sein, aus dem Klassenzimmer, das sich direkt neben dem Chemiesaal befand.
„Oh mein Gott, Bernard?!“ Es war seine Stimme, da war ich sicher. Er schien in Gefahr zu sein, also gab es keine Zeit zu verlieren. Ich nahm meine „44er“ zur Hand, die mir schon oft treue Dienste geleistet hatte, und rannte zielstrebig zur Tür, die zurück zur Aula führte. Nun stand ich auf dem kleinen Pfad in Richtung des westlichen Klassenzimmers, der Rest, was vom Rundgang übrig geblieben war. Der Gro0teil des Rundgangs war bereits eingestürzt und weg gebrochen, ich musste also vorsichtig sein.
Als ich an die Tür des Klassenzimmers herantrat, hörte ich ein ohrenbetäubendes Quietschen aus dem Inneren des Raums hinter der Tür, ganz so als ob jemand ein schweres Möbelstück über den Boden ziehen würde. Es war kaum zu ertragen, sodass ich mir am liebsten die Ohren zugehalten hätte. Was zum Teufel war das?
„Fuck! FUCK, FUCK, FUCK! Warum hilft mir keiner? Irgendjemand verdammt! Lass mich in Ruhe du… du…!“
Ich sammelte all meinen Mut, atmete tief durch und warf mich gegen die Tür. Bernard benötigte dringend meine Hilfe. Da spielte es keine Rolle, ob ich Angst hatte, schließlich stand sein Leben auf dem Spiel. Er war der einzige Kumpane, den ich hatte.

Das Zimmer war zwar dunkel, dennoch konnte ich dank der Beleuchtung in der Aula einigermaßen den Aufbau des Raumes erkennen, und was darin vor sich ging. Ich sah Bernard liegend in der

hinteren, linken Ecke, und… vor ihm stand… ein Wesen, das im spärlichen Licht der Aula seltsam schimmerte. Plötzlich stürzte – wie auf Kommando – auch noch unmittelbar hinter mir der Rest des Pfades ein, der vom Rundgang in der Aula übrig geblieben war. „Ok, ich habe verstanden…“, murmelte ich vor mich hin. Ich sollte mich offenbar der drohenden Gefahr stellen, es gab kein Entrinnen. Ich packte meine Taschenlampe aus und richtete den Lichtkegel auf die Kreatur, die mich aufgrund ihrer…. „Beschaffenheit“ durch das Spiegeln des Lichts selbst blendete. „Was? Wie…“ Folgegerecht lenkte ich den Lichtschein aus Reflex an die Decke, wodurch sich der Raum ausreichend erhellen ließ, und somit mehr über das Antlitz der Gestalt verriet, die direkt vor Bernard stand. Kurz daraufhin erklang wieder dieses schrille Quietschen. Auch wenn ich es mir nicht erklären konnte, wurde mir schnell bewusst, dass es mit den Bewegungen des sonderbaren Wesens einherging, das sich mir im gleichen Augenblick zuwandte und mir so seine ganze Erscheinung offenbarte. Ich trat einen Schritt zurück auf die Türschwelle und wäre vor Schreck beinahe in die untere Ebene der Aula gestürzt, wenn ich mich im letzten Moment nicht am Türrahmen festgehalten hätte. Bernard gab stöhnende, angsterfüllte Laute von sich und sprach zu mir:
„Gordon, bist du es? Bitte… hilf mir! Er… Er ist…“ Mit schlotternden Knien betrachtete ich den Körper des Widersachers, der sich vor ihm aufbaute und eine gewissermaßen humanoide Erscheinung hatte. Das Wesen hatte zwei relativ unauffällige menschenähnliche Beine, auf denen es sich fortbewegte. Auch der Rumpf ließ in Ansätzen erkennen, dass er dem eines Menschen in gewisser Weise gar nicht so unähnlich war, allerdings spaltete sich der Rumpf mitsamt Haupt auf Höhe des Beckens, nach außen hin krümmend in zwei verschiedene Richtungen. Arme hatte es hingegen keine. Die gesamte Oberfläche des Monsters war zudem gänzlich mit einer silbrig, glasigen, spiegelartigen Masse überzogen, sodass man weder Sinnesorgane, noch sonstige Unebenheiten erkennen konnte. Ob, und wie es überhaupt sehen konnte, war mir deswegen schleierhaft. Beide Rumpfhälften schoben sich auf beiden Seiten auf und ab, begleitet von diesem schrecklich schrillen Klang, als ob man einen schweren Gegenstand über eine Glasfläche ziehen würde, kaum auszuhalten. Vermutlich entstand der Klang durch

das Gegeneinanderreiben der beiden Körperflächen. War es womöglich auch eine besondere, metallische Substanz? Auf ihr spiegelte sich sogar mein Körper, der wie angewurzelt auf der Türschwelle stand und die Taschenlampe nach oben richtete. Kein Wunder, dass mich das Licht der Taschenlampe blendete, als ich sie auf das Wesen richtete. Durch seine Beschaffenheit verhielt es sich wie ein wandelnder Spiegel.
Der Schein meiner Taschenlampe musste die Aufmerksamkeit des Monsters erweckt haben. Relativ langsam, aber zielstrebig näherte sich das Spiegelungeheuer mit dem auf und ab wippenden, gespaltenen Oberkörper auf mich zu. Allem Anschein nach konnte es seine beiden Körperhälften separat und flexibel bewegen und womöglich sogar zur Verteidigung nutzen.
Meine Waffe war geladen und schussbereit. Die Taschenlampe stellte ich – nach oben gerichtet – neben mich auf den Boden, damit ich die volle Kontrolle über meine Schusswaffe hatte. Viel Munition war nicht übrig, weswegen wirklich jeder Schuss sitzen musste. Sonderlich groß war der Raum nicht, sodass ich meine Trefferchancen als ganz gut einschätzte. Nachdem ich jedoch einen Schuss aus relativ kurzer Distanz abfeuerte, stellte ich fest, dass etwas nicht stimmte. Beim Auftreffen der Kugel ertönte ein metallener Klang, der nichts Gutes erahnen ließ. Die Kugel hinterließ bei der Einschussstelle lediglich einen Kratzer, und prallte einfach von der ominösen Oberfläche des Ungetüms ab. Es war davon auszugehen, dass die Pistole keinen Schaden anrichtete. „Na klasse! Da setz ich einmal diese scheiß Pistole ein!“ Aus Ärger und Verzweiflung warf ich meine „44er“ in die hintere rechte Ecke des Raums. Bei vielen Monstern schien selbst eine Pistole völlig nutzlos zu sein. War dieses Monstrum unverwundbar? Wie sollte ich mich wehren, wenn selbst eine Schusswaffe keinen bleibenden Eindruck hinterlassen konnte? Wenn dieses Wesen wirklich aus einer metallischen Substanz bestand, war auch eine Nahkampfwaffe keine sonderlich große Hilfe. Zu allem Überfluss hinderte mein Angriff das Monster auch nicht daran, mir immer näher zu kommen.
„Was kann ich tun? WAS? BERNARD!“ Bernard lag noch immer in der Ecke und fing furchtbar an zu schreien, während er sich zitternd die Hände vor das Gesicht hielt. Es hatte alles keinen Zweck, das Glück war mir scheinbar doch nicht immer wohl gesonnen. Ich schloss die Augen

und erwartete mein bitteres Schicksal. Zugleich hoffte ich aber auch auf ein Wunder, das mich in letzter Sekunde rettete. Als das Quietschen dann tatsächlich aufhörte, leuchtete ein neuer Hoffnungsschimmer in mir auf. Ich öffnete meine Augen und sah, wie das Ungeheuer an Ort und Stelle stehen blieb und mich in aller Ruhe zu beobachten schien. War es vorbei? Bereitete es sich auf seinen Angriff vor? Oder ging es etwa davon aus, dass ich keine Gefahr darstellte? Ein verstörendes, unberechenbares Verhalten, das mich noch immer in Angst und Schrecken versetzte. Regungslos stand ich bestimmt eine ganze Minute lang im Türrahmen und unterdrückte aus Panik sogar das Klappern meiner Zähne. Auch Bernard gab keinen Mucks von sich. Es war, als ob das Wesen sich nicht sicher sei, ob es mich angreifen sollte oder nicht. Auch wenn es nicht wirklich Augen hatte, hatte ich dennoch das Gefühl, dass es mich mit seinen Blicken geradezu durchbohrte und in die Tiefen meiner Seele blickte. Ein Moment, der sich wie eine Ewigkeit anfühlte, bis es sich dann entgegen meiner Erwartung einfach umdrehte und kehrt machte. Einen Augenblick lang fiel die Todesangst von mir ab, doch Glück und Erleichterung währten nicht lange. Dieses Wesen schien es einzig und allein auf Bernard abgesehen zu haben und wollte allem Anschein nach nur nicht in seinem Vorhaben gestört werden.
Bernard lag noch immer mit aufgerichtetem Oberkörper am Boden und schob sich in seiner Verzweiflung mit Hilfe seiner Beine mit dem Rücken gegen die Wand, als ob er dadurch noch mehr Distanz gewinnen könnte. Seine Augen waren glasig und starr vor Angst. „Gordon?! GORDON??? Hilf… Hilf MIR!“ Bernard war völlig machtlos. Konnte er nicht aufstehen? War er verletzt, oder war er zu gelähmt, als dass er hätte weglaufen können? Aber was sollte ich tun? Ich war doch genauso hilf- und mittellos wie er. Da sah ich wie das Monster seine Rumpfhälften wie ein großes Maul weit auseinander riss und sich offenbar darauf vorbereitete, Bernard damit zu umschlingen. Ob es auf diese Weise fraß, konnte und wollte ich nicht in Erfahrung bringen. Es war nur wichtig, Bernard das Leben zu retten. So kam es, dass ich völlig unbedacht auf das Monster zusprang, um es wegzustoßen. Es ließ sich jedoch kein Stück vom Fleck bewegen, obwohl ich mein gesamtes Körpergewicht einsetzte. Der Aufprall auf der Kreatur war so hart und unelastisch, dass es wie bei einem Aufschlag auf den Boden weh tat, so

als ob ich gegen einen Laternenpfahl gesprungen wäre, ein Angriff, der demnach komplett nach hinten losging. Das Monster hingegen ließ sich durch meinen Angriff nicht beirren, ganz im Gegenteil: Es verdrehte seinen gespaltenen Oberkörper, schwang mit einer seiner Rumpfhälften zur Seite, und holte mit einem mächtigen Schwung zu einem wuchtigen Schlag aus, der mich geradezu in die gegenüberliegende Ecke des Raums schmetterte. „Ahhh! Arg! uhh…“ Windend vor Schmerz lag ich auf dem Boden und verzog mein gepeinigtes Gesicht. Die Kreatur hatte mich mit nur einer Attacke außer Gefecht gesetzt. Ich konnte von Glück sagen, dass meine Schulter nicht gebrochen war. Bei meinem Arm war ich mir allerdings nicht so sicher, da ich ihn kein Stück bewegen konnte, ohne dass es unerträglich wehtat. „Shit verdammt! Bernard, ich kann mich nicht bewegen. Du musst laufen! Lauf weg verdammt!“
„Und wohin? KEIN WEG FÜHRT HIER RAUS!“ Bernard hatte Recht, aber er konnte doch auch nicht einfach so wehrlos am Boden herumliegen. Irgendeine Schwäche musste diese Bestie doch haben. Doch das Spiegelwesen kannte keine Gnade. Erneut spaltete es seinen „Rumpf“ und öffnete sein „Maul“, umklammerte Bernard in seiner Bauchregion, hob ihn nach oben, und… begann, ihn mit Hilfe seiner beiden Rumpfhälften zu zerquetschen. „Oh mein Gott, ich… Nein, Bernard! Was soll… WAS SOLL ICH NUR TUN?“ Hilflos sah ich mit an, wie Bernard vor Schmerzen das Gesicht verzog und grauenhaft schrie.
„Gor…r.den Arg…“ Wie ein Wilder fuchtelte er mit seinen Armen und Beinen durch die Gegend, aber es hatte ihn in der Mangel.
Bernards Schreie waren geprägt von Leid und unsäglichen Qualen. Und ich… Ich konnte ihm nicht helfen. Ich musste mitansehen, wie das Monster Bernards Rumpf zerdrückte, bis ich außer der ohrenbetäubenden, quietschenden Laute der Kreatur auch noch die knacksenden Knochen von Bernard vernahm. „NEEEIIIIN!“ Mit tränenüberfüllten Augen schrie ich mir die Seele aus dem Leib, wohl wissend, dass es an Bernards grausamen Schicksal nichts ändern würde. Bernard regte sich nicht mehr und hing kopfüber nach unten in den Fängen der Spiegelgestalt. Mit der Beute ging das Ungetüm an mir vorbei in Richtung des Fensters auf der gegenüberliegenden Seite der Tür. Es schien tatsächlich kein Interesse daran zu haben, mich aus dem

Weg zu räumen, ich war ihm schlichtweg egal. Ich sah nur noch, wie es an Ort und Stelle auf einmal eine Treppe hinunterging, die sich im Boden aufgetan haben musste. Diese Treppe war definitiv vorher nicht da. Somit war klar, wie ich aus dem Raum entkommen konnte, auch wenn es mir zuwider war, dem Monstrum zu folgen.
Ich hatte all meine Kraft in diesen aussichtslosen Kampf gesteckt und trotzdem konnte ich Bernard nicht retten. Ich musste davon ausgehen, dass Bernard diesen Kampf nicht überlebt hatte, aber… Warum ließ es mich dort zurück? Warum Bernard und nicht ich?
Der Kampf hatte auch an meinem Körper seine Spuren hinterlassen. So konnte ich meinen Arm nur unter Schmerzen einigermaßen bewegen, aber ich war dennoch froh, dass es nicht noch schlimmer gekommen war. Wenn Bernard wirklich tot war, sollte es nicht umsonst gewesen sein.
Mühselig raffte ich mich auf, schnappte mir meine Pistole, die ich zuvor weg geworfen hatte und schleppte mich die Treppe hinunter, die in einen beleuchteten Raum führte.
Zu meiner Überraschung fand ich mich in der Kantine der Matheson Highschool wieder. Auch dort hatte sich seit meinem letzten Besuch in der „normalen“ Welt einiges verändert. Zudem war ich nicht allein in der neuen „Albtraumcafeteria“. In dieser Welt folgte eine Bedrohung der nächsten. Es war zu vergleichen mit einem „Nest“, das vor Feinden und Gefahren nur so wimmelte. Irgendwann musste aber auch dieser Terror – genau wie im Wald – ein Ende haben. Aufmerksam beobachtete ich die Gegebenheiten des Raums und entdeckte alte Bekannte, die mir schon einmal nach dem Leben trachteten.
Die kleinen, schwarzen, buckligen Biester, denen ich auch schon in den Straßen von Silent Hill einst begegnet war, saßen auf den Tischen der Cafeteria und gaben schlürfende Geräusche von sich. Wieder standen einige dieser Biester in Flammen, allerdings schien ihnen dies keinen Schaden zuzufügen.
Als ich registrierte, warum diese kleinen Biester schlürften, verzog ich angewidert das Gesicht. Auf den Tischen lagen ausgeweidete Leichen, an denen sich die Monster bedienten. Dementsprechend streng war der faulige Geruch, der an diesem Ort zugegen war. An jedem Tisch saßen etwa fünf bis sechs dieser abstoßenden Kreaturen, die zu meinem Glück

mit dem Fressen beschäftigt waren. Aus der Küche im Hintergrund hörte man das luftzerreißende Geräusch einer Kettensäge. Der Gedanke daran, wer die Säge in der Küche bediente, und wozu er sie benutzte, ließ es mir eiskalt über den Rücken laufen.
„Bitte… Bitte lass mich nicht dorthin gehen müssen." Aber warum sollte irgendjemand meine Wünsch erhören? Nichtsdestotrotz hoffte ich, dass ich mich auf schnellstem Wege zum Gebäudeausgang begeben durfte, ohne mich mit dieser Teufelsbrut anlegen zu müssen. Wie hätte ich einen solchen Kampf überstehen können? Zum Einen waren sie wie auch in den Straßen Silent Hills in der Überzahl und zum Anderen lauerte dort noch eine unbekannte Gefahr in der Küche der Kantine. Da wäre ein Angriffsmanöver chancenlos gewesen, lebensmüde war ich (noch) nicht. Schleichend setzte ich auf der Treppe nach unten einen Schritt vor den anderen, in der Hoffnung, dass sie mich nicht hörten. Unten angekommen blieb ich kurz stehen und wartete ab, ob jemand meine Anwesenheit bemerkte. Sie waren voll und ganz mit Fressen beschäftigt, vielleicht gab es tatsächlich eine Chance. So ging ich tapsend auf den Zehenspitzen an den gefräßigen Wesen vorbei, und hörte lediglich das Schmatzen und Schlürfen der blutrünstigen Ungeheuer. Wenn sie auf mich aufmerksam geworden wären… wäre das definitiv mein Ende gewesen. Auffällig war, dass sich diese Biester immer im Rudel an verschiedenen Orten aufhielten und nie allein anzutreffen waren.
Mein Herz pochte wie verrückt. So setzte ich einen Schritt vor den anderen, vorbei an den Buckligen und an den zerfressenen Leichen, die erschreckenderweise… Jugendlichen ähnlich waren, meine Güte... So widerwärtig und grausam es auch war, ich durfte mir nicht das Geringste anmerken lassen. Verängstigt hielt ich mir die Hand vor meinen Mund, hielt kurz ein, atmete so leise aus, wie ich es nur konnte und setzte meinen Weg schleichend fort. Als ich letztendlich die große Metalltür erreichte, die laut Karte zurück zur unteren Ebene der Aula führen sollte, wurde mir bewusst, dass es nicht möglich war, die Tür lautlos zu öffnen. Dies zu bewerkstelligen, ohne Aufsehen zu erregen, war ein Ding der Unmöglichkeit. Dafür war die Tür einfach zu schwer. Mal abgesehen davon, dass ich nicht einmal wusste, ob diese Tür überhaupt geöffnet werden konnte und nicht verschlossen war, kam es auf Schnelligkeit an.

Bemerken würden sie mich ohnehin, aber vielleicht schaffte ich es schnell genug durch den Türspalt zu springen und zu entkommen. Schweißtriefend vor Aufregung legte ich meine Hand an den Griff an und setzte ihn nach einem kurzen Moment der inneren Vorbereitung in Bewegung. Doch das erste Quietschen der Tür war bereits so laut, dass die Fresslaute der Monster auf einen Schlag verstummten und alle „Augen“ auf mich gerichtet waren. Stille… DANN! Ich riss die schwere Tür mit aller Kraft auf, schnellte nach draußen durch den Spalt der geöffneten Tür, und schlug sie sofort hinter mir zu, während ich den Ansturm des mordlüsternen Rudels und das Herannahen der kreisenden Kettensäge vernahm. Mit einem panischen Schrei warf ich mich gegen die schwere Tür und versiegelte sie mit dem Stahlbolzen, der an der Tür angebracht war. Hinter mir donnerten die kleinen blutsüchtigen Kreaturen an die Tür. Während ich mich zweifelnd, ob die Tür halten würde, von der Tür entfernte und sie dabei nicht aus den Augen ließ, hallte das Gepolter an der Tür durch die ganze Aula. „Oh…oh bitte, Bernard! Nein!“ In diesem Moment wurde mir klar, dass sich Bernard womöglich in dieser Küche befand und… das Spiegelmonster, die Kettensäge… Ich hoffte so sehr, dass es nicht Bernard war, der dort malträtiert wurde. Erschöpft sank ich zu Boden, auch wenn ich damit rechnen musste, dass nun alle Monster in dieser Schule auf mich aufmerksam wurden.

Da hockte ich nun erneut in der großen Aula der Highschool und erblickte unmittelbar hinter mir den mit Blut gefüllten Brunnen. Über mir hingen noch immer die blutenden Leichen meniskusförmig an der Decke, und auf der gegenüberliegenden Seite des Brunnens konnte man den Schutt der zusammengestürzten Treppe sehen, der den Weg zu den Büroanlagen und oberen Stockwerken versperrte. Somit war nur noch die Lobby auf der rechten Seite zugänglich. Konnte ich die Schule verlassen? Der Ausgang war nah, das machte mir Hoffnung.
Dann war es wieder still geworden, der Lärm hinter der Tür zur Kantine ließ allmählich nach und ich hörte nur noch das Tropfen des herabfallenden Blutes in den Brunnen. Da ich davon ausgehen musste, dass das Spiegelwesen noch immer irgendwo dort zugegen war, richtete ich mich wieder auf, bereitete mich auf einen möglichen Angriff vor und

hielt meine „44er“ entsichert mit beiden Händen fest. Wie viele Patronen mochten noch in der Waffe gewesen sein? Drei? Vier? Ob das ausreichte, war zweifelhaft.
Wachsam näherte ich mich dem Durchgang zur Lobby, vorbei am Brunnen, vorbei an der eingestürzten Treppe mit einem letzten Blick auf den oberen Bereich der Aula. Der Ausgang aus dem Schulgebäude war greifbar nah, dennoch war höchste Vorsicht geboten, weswegen ich keinen Winkel unbeobachtet ließ.
Vom Erdgeschoss aus konnte man die grauenvolle Kulisse in ihrer vollen „Pracht“ betrachten. Die Leichen an der Decke, die gelbrötlichen Wände, die zum größten Teil verrostet und mit Blut beschmiert waren, die Lichtquellen, die den Raum wie ein Kunstwerk in das entsprechende Licht rückten, und das riesige Gitter an der Fensterfront, dass einen spärlichen Ausblick in die Dunkelheit von Silent Hill gewährte. Auf dem Boden vor mir lag ein Zeitungsausschnitt, den man stellenweise nicht entziffern konnte. Offensichtlich hatte jemand wichtige Stellen mit einem schwarzen Stift unkenntlich gemacht.

„48-jähriger Mann bei Brand ums Leben gekommen
Am 20. April 19__ wurde der 48-jährige, allein erziehende Mann August M____el verbrannt in seinem Haus in Silent Hill aufgefunden. Ermittlungen nach zu urteilen war eine undichte Gasleitung schuld am tragischen Unglück. Die Leiche konnte geborgen und eindeutig identifiziert werden. Als sich das Unglück zugetragen hat, saß der Familienvater in seinem Sessel, während sich das Kind des Toten _n__ _i___l zum Zeitpunkt des Unglücks glücklicherweise nicht im Haus befand, sondern in der Kirche des Ortes. Warum der Vater nicht auf das Feuer aufmerksam wurde und die Flucht ergriff, bleibt zunächst unklar. Dies soll in weiteren Untersuchungen ermittelt werden“

„Mann… Das ist… Könnte es sein, dass…“ Mir gingen beunruhigende Gedanken durch den Kopf, die mir selbst zu ungeheuer waren, als dass ich sie hätte aussprechen können. Es kam dazu, dass ich den Ausschnitt liegen ließ und mich wieder der Suche nach meiner Freundin zuwandte. Unversehrt erreichte ich die kleine Eingangshalle, die mich hoffentlich aus dieser Hölle geleitete, doch ein riesiges Tor verwehrte mir den

Ausgang. Anstelle eines Türgriffs war dort ein Zahlenschloss angebracht. Auch die Inneneinrichtung der Lobby entsprach nicht dem Zweck, den eine Lobby eigentlich erfüllen sollte. Anstelle der Bühne und der Säulen standen zwölf nummerierte Schülertische in der Lobby, sechs auf der linken Seite und sechs auf der rechten Seite. Auf jedem Tisch war zudem ein Name eingraviert.
Argwöhnisch ging ich zu dem Pult, das direkt vor der großen Tür stand und möglicherweise Aufschluss darüber gab, was dort zu tun war. Ein Hinweiszettel auf dem Pult bestätigte meine Vermutung:

„Requiem der Verdammten

„Zwölf Schüler in der Gewalt eines Lehrers,
Ihre Herzen pochend und vor Angst zitternd
Blicken sie in seine düst'ren, ominösen Augen,
Dem Tod ins Auge starrend und Nerven zersplitternd.

So beginnt die letzte Stunde,
Alle sind sich ihres Schicksals bewusst.
Da nähert sich der Graus dem Jungen,
Seine Angst verdrängend, Nervosität und Frust.

Ganz anders als das Mädchen in rot,
Schön, bezaubernd und strotzend vor Glück.
Ein tiefer Kratzer unterstützt den Schmerz.
So bricht der Lehrer ihr zärtliches Genick.

Das schwarze Schaf traut seinen Augen nicht,
Lange kann er nicht mehr starren.
Mit Freude der Lehrer in sein Auge sticht,
Seinen spitzen Lehrerstock, dort soll er verharren.

Lechzend nach Blut sieht er die Zwillinge,
Der Betrüger ist des Rächers Wahl
Schlitzt er seinen Rumpf auf, zerquetscht sein Herz
Die Schreie hallen durch den ganzen Saal.

Der Lehrer, erschöpft, genießt das Blutbad.
Sein letzter Rat an des Märtyrers' Pack:
„Das Ende? Das ist erst der Anfang!
Die Letzten werden die Ersten sein!"
Steckt die Köpfe seiner Opfer in einen Sack.

Der Henker scheint das Werk vollendet,
Die Schüler sind der Freiheit nah.
Nun bringt er sie alle zur Strecke, kurz das Glück war.
Erst jetzt ist das Blutbad beendet."

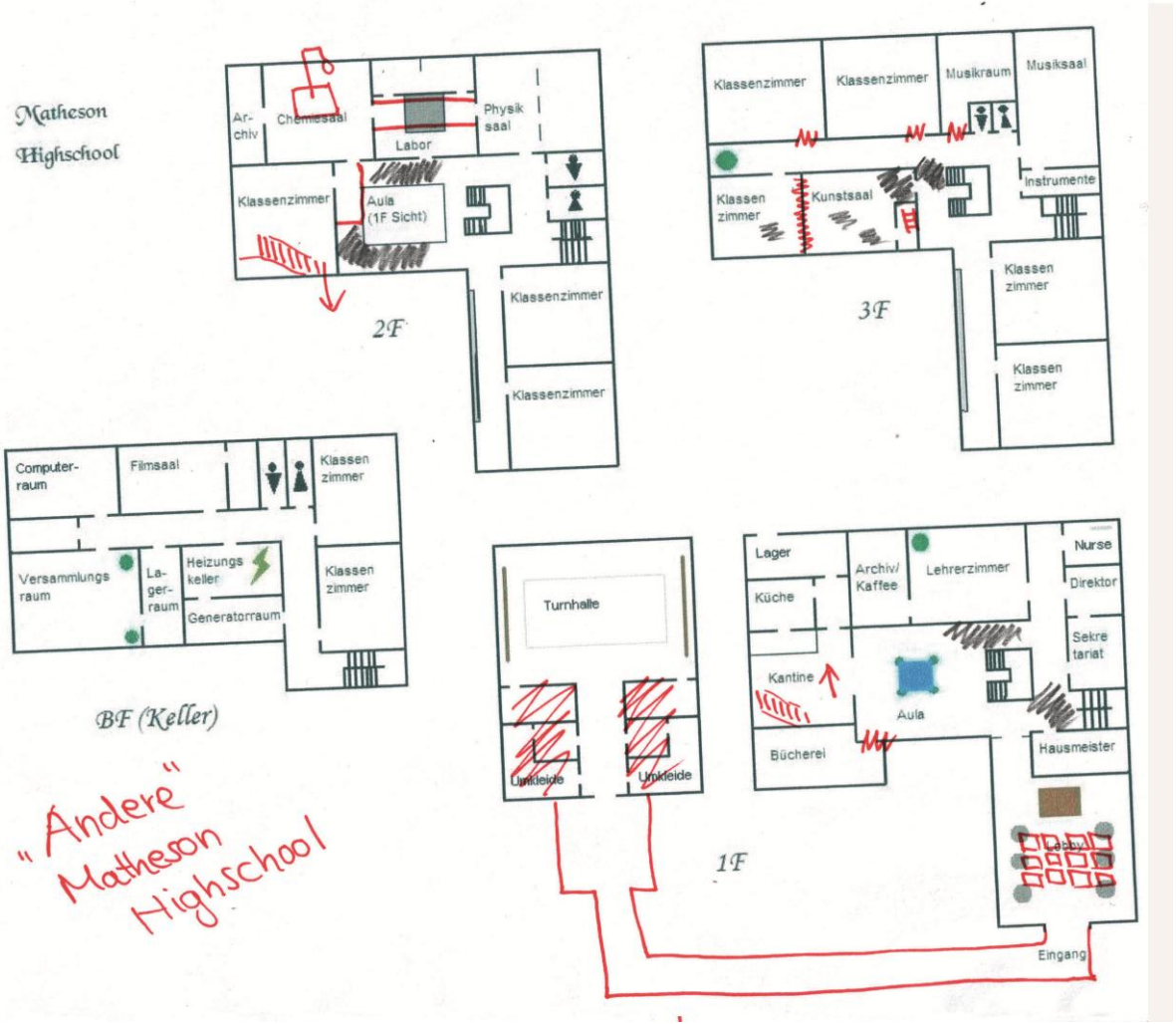
„Mein Gott… Wer… Soll das ein Gedicht sein?! Welches kranke Hirn hat sich das ausgedacht? Das ist… mir fehlen die Worte!" Brutaler hätte man ein Gedicht nicht verfassen können, aber es gab tatsächlich Aufschluss darüber, wie sich die Zahlenkombination zusammensetzte. Die Nummerierung der Tische fing hinten links mit „1" an, setzte sich reihum fort und endete in der vorderen rechten Reihe mit der Nummer „12". Die Namen wurden den Nummern wie folgt zugeordnet:

Sam Baxter 1	Louis Mitchel 2	Marshall Johnson 3	Sarah Kappingham 4
George Orwell 5	John Orwell 6	Tina Olsen 7	Olivia Sansbury 8
Timmy Orosco 9	Ashley Bammington 10	Steven Parker 11	Michael Cassidy 12

Mit Hilfe meines angeeigneten Wissens und Nachforschungen dauerte es nicht lange, bis ich des Rätsels Lösung und somit die Kombination fand.

(Lösung des Rätsels im Anhang auf Seite 443)

Nachdem ich das Zahlenschloss mit Hilfe des Codes entriegelt hatte, öffnete sich das große Tor und somit der Weg in die Freiheit,… zumindest dachte ich das. Anstelle meiner erhofften Freiheit offenbarte sich mir jedoch ein düsterer langer Flur, ganz in grau, der dort laut Karte nicht existieren konnte. Wollte man mich nicht gehen lassen? War ich jetzt für immer in dieser Albtraumschule eingesperrt? Eingeschüchtert folgte ich dem steinernen, düsteren Gemäuer, das einige Meter weiter zunächst rechts um die Ecke in einen weiteren langen Flur führte, dessen Wände ebenso grau betoniert waren, keine Lampen, keine Fliesen, grau in grau in Dunkelheit gehüllt. In der linken Hand hielt ich die Taschenlampe, von der ich in dieser Finsternis wieder Gebrauch machte, in der anderen Hand die Pistole, die ich einsatzbereit vor mich hielt.
Am Ende des Gangs angelangt, befand sich auf der rechten Seite hinter einer weiteren Ecke wieder eine große Tür mit einer unheilvollen Aufschrift, die mir sehr bekannt vorkam: „Das Tor zur Hölle“ Völlig sprachlos glotzte ich mit offener Kinnlade auf die Worte an der Tür. „WAS? JETZT ERST? Das… war sie noch NICHT? Eure Hölle? Und… Und ich dachte, es könnte nicht schlimmer kommen.“
Ich hatte keinen blassen Schimmer, was mich dort hinter der Tür erwartete, aber es war völlig klar, dass es nichts Gutes sein konnte. Alle Zeichen sprachen dafür, dass sich dort etwas Schreckliches befand. „Wann…. Wann hört es endlich auf? Wieso lasst ihr mich nicht gehen? Ich… soll da also wirklich rein? Lasst ihr mich dann von hier weg? Huh?“ rief ich ins Leere und erhoffte mir eine Antwort, die natürlich nicht kam. „In Ordnung, ich tue was IHR oder… DU verlangst! Ich… Ich muss es einfach schaffen und ich werde es auch schaffen!“ Mit diesen Worten versuchte ich mir neuen Mut einzuflößen. Angespannt wappnete ich mich mit meiner „44er“, die nur noch dieses eine Magazin fasste, und öffnete die Tür. Würde ich Anna und Bernard jemals wieder sehen?


Matheson
Highschool
Ar-
chiv
Chemiesaal
Physik
saal
Labor
Klassenzimmer
Aula
(1F Sicht)
Klassenzimmer
Klassenzimmer
2F
Klassenzimmer
Klassenzimmer
Musikraum
Musiksaal
Klassen
zimmer
Kunstsaal
Instrumente
Klassen
zimmer
Klassen
zimmer
3F
Computer-
raum
Filmsaal
Klassen
zimmer
Versammlungs
raum
La-
ger-
raum
Heizungs
keller
Generatorraum
Klassen
zimmer
BF (Keller)
Turnhalle
Umkleide
Umkleide
Lager
Archiv/
Kaffee
Lehrerzimmer
Nurse
Direktor
Küche
Sekre
tariat
Kantine
Aula
Bücherei
Hausmeister
Lobby
1F
Eingang
"Andere"
Matheson
Highschool

Kapitel 16

Nachdem ich das Tor geöffnet hatte, kam eine riesige Halle zum Vorschein. Die hohen Wände der Halle, bei der es sich laut Karte um die Turnhalle der Schule handeln musste, waren steinern und grau, ebenso der Boden unter meinen Füßen, der im Übrigen nicht mit Markierungen versehen waren, wie man es von einer Turnhalle erwartete. An der gegenüberliegenden, hohen Wand war wieder dieses Yin und Yang Symbol zu sehen, dieses Mal in Übergröße, das sich bis zur Decke erstreckte. Ich musste endlich wissen, was es damit – in Bezug auf meine Situation – auf sich hatte. Turngeräte gab es dort keine, weder an den Wänden, noch herabhängend von der Decke. Stattdessen waren dort kreisrunde Wandeinbauleuchten an den Wänden angebracht, die den Raum spärlich beleuchteten. Die auf der Karte eingezeichneten Geräteräume, existierten in dieser „anderen“ Welt nicht. Stattdessen glich diese Halle viel mehr einer weitläufigen, verlassenen Fabrikhalle, und unterlag daher einer weniger blut-, rost- und albtraumhaften Verwandlung, wie es in der Schule der Fall gewesen war. Als ich dann jedoch einen genaueren Blick auf die Decke warf, wurde ich eines Besseren belehrt: Tausende, glitschige und lilafarbene Tentakelarme bewegten sich fortwährend an der Decke umher, die man aufgrund der Vielzahl an sich überlagernder Tentakel nicht einmal sehen konnte. Inmitten des Tentakelgemenges kam plötzlich eine Art Käfig zum Vorschein, bestehend aus einem Material, das organischer Natur zu sein schien, eine gewebeförmige Masse, die strangartig diesen Käfig bildete und von den Tentakeln langsam nach unten herab gelassen wurde, bis er nur noch etwa drei Meter vom Boden entfernt war.
Ich konnte meinen Augen nicht trauen! Ich sah sie, es war Anna. Sie saß kniend in diesem Käfig.
„Anna? ANNA! MEIN SCHATZ, du… DU LEBST!“ Euphorisch und völlig unbedacht rannte ich in die Halle hinein und vergaß, in welcher Gefahr ich mich eigentlich befand. Ich war leichtsinniger denn je, aber in diesem Moment dachte ich nur an Anna, und daran, dass all meine

Mühe nicht vergebens war. Anna war am Leben und ich wollte sie aus diesem Käfig befreien.
„Gordon? Oh mein Gott! GORDON!“ Sie war genau wie ich außer sich vor Freude.
„Oh Gordon, bitte… Bitte hilf mir, ich sitze hier fest. Ich will hier raus! Warum hat mich niemand gehört? Ich war so allein… Die ganze Zeit eingesperrt in diesem Käfig und…“ Der Anblick von Anna war zum Einen besorgniserregend, aber zum Anderen auch unbeschreiblich schön. Ich konnte nicht glauben, dass sie wieder da war, mein allergrößtes Glück.
„Anna, mach’ dir keine Sorgen, es wird alles wieder gut!“ Strahlend sah ich sie an und war regelrecht geblendet vor Glück, dabei waren wir dort alles andere als sicher, die Gefahr an der Decke war allgegenwärtig.
„Ich hole dich so schnell wie möglich da raus!“
Doch dann ertönte hinter mir die Stimme eines alten Bekannten, die nichts Gutes erahnen ließ:
„Du solltest nichts versprechen, was du nicht halten kannst!“
Erschrocken drehte ich mich um und erblickte den mysteriösen Jungen, der dort vor dem Eingang stand: Andrew. Mit Stand- und Spielbein-Stellung posierte er in seiner typisch altklugen und gleichgültigen Art etwa fünf Meter weit weg von uns. Aus etwa vier Metern Höhe hallten die warnenden Rufe von Anna:
„Gordon! Nimm dich vor ihm in Acht. Er ist ein Lügner, erfüllt von Neid und Missgunst! Glaub ihm kein Wort. Er ist… Er will uns alles kaputt machen! Und… er quält mich. So viele Jahre…“ Das Wimmern in ihrer Stimmer wurde stärker. „Warum kannst du mich nicht in Ruhe lassen, Andrew? Bitte! Ich bitte dich, lass mich in Ruhe!“
Anna war in Tränen ausgebrochen. Ich wäre ihr so gern zu Hilfe geeilt, wollte sie trösten und in den Arm nehmen, aber erst musste ich mich um Andrew kümmern und baute mich bedrohlich vor ihm auf.
„Andrew! Was zum Teufel willst du von uns? Ist das… etwa dein Werk?“ Mit dem linken Arm zeigte ich nach oben auf Annas Käfig, während ich in der rechten Hand noch immer die Pistole hielt. „Ich habe keinen blassen Schimmer, was da zwischen euch beiden vorgefallen ist, oder was ihr überhaupt miteinander zu tun habt, aber ich will, dass du diese Geschichte endlich ruhen lässt und verschwindest!“ schrie ich ihm

aus voller Inbrunst entgegen. „Warum hängt sie dort oben, eingeschlossen in diesem Käfig? Lass sie frei!“ Andrew antwortete nicht und rührte sich kein Stück. Es schien ihn kein bisschen zu interessieren. Wer sollte sonst dafür verantwortlich sein, wenn nicht er? Seine Geheimnistuerei machte mich gerade in diesem Moment wütender als je zuvor. Wenn er dafür verantwortlich war, dass Anna…
„Du solltest besser tun, was ich dir sage, oder…“
„Oder was?“ Andrew war keineswegs eingeschüchtert. Selbstgefällig und furchtlos stolzierte er auf mich zu und warf erneut mit seinen rätselhaften Phrasen um sich:
„Niemand hält sie gefangen, Gordon. SIE… Sie selbst trägt den Schlüssel zu ihrem Käfig.“ Was er sagte, kam mir bekannt vor. Wo hatte ich das zuvor gehört? Stutzig erwiderte ich:
„Scheint dir wirklich großen Spaß zu machen, mich im Dunkeln tappen zu lassen, oder? Deine penetranten Andeutungen, ich will sie nicht mehr hören, es geht mir gewaltig auf den Zeiger! Willst du mir wirklich jedes Mal diesen Blödsinn auftischen? Hast du nichts anderes auf Lager als diese dämliche Wichtigtuerei?“ Mir ging sein blasiertes Gehabe schon lange auf den Senkel. Sein belangloses, ausweichendes Gerede machte mich dermaßen wütend, dass ich nicht länger an mich halten konnte und ihn meinen Frust und Ärger auch körperlich spüren ließ. So ging ich direkt auf ihn zu und gab dem schwächlichen Knaben einen heftigen, herausfordernden Stups.
„Hooo, bleib locker, Gordon, du machst einen Fehler!“ Er hob die Arme und ging grinsend einige Schritte zurück. Er wusste, dass er am längeren Hebel saß. Zum gleichen Zeitpunkt hörte ich Anna schreien. Ihr Käfig schaukelte plötzlich hin und her. Besorgt drehte ich mich zu ihr um:
„ANNA? IST ALLES OK?“
„Gordon, du musst dich beeilen! Bitte hol mich hier raus!“ Die Ereignisse überschlugen sich Schlag auf Schlag. Die ganze Halle fing an zu beben, es rasselten Ketten von der Decke herab, und zwischen den Tentakeln an der Decke kamen weitere Käfige zum Vorschein, die an weiteren Tentakelarmen hingen, jeweils einer an jeder Ecke des Raums. Was ging dort nur vor sich? Andrew zeigte sich erneut allwissend, als ob er genau wüsste, was dort geschah.

„It’s showtime Gordon! Dann zeig mal, was du drauf hast und… wie wichtig dir Anna WIRKLICH ist! Ich werde jetzt gehen.“ Ich fragte mich, ob Andrew gerne den Antagonisten raushingen ließ, es war fast schon kitschig wie er sich verhielt. Empfand er bei diesem Unheil wirklich gar nichts? Hatte er all diese Kreaturen unter Kontrolle? War gar die Wurzel allen Bösens hier in der Stadt? Wie verbittert musste er sein, um solch grauenhafte Dinge zu tun? Wie konnte man in einer solchen Situation nur so abgebrüht herzlos und kühl sein?
„Nein, du wirst nirgendwo hin gehen Kumpel!“, entgegnete ich mit rauem, drohenden Unterton. Aber Andrew ließ sich wieder nicht einschüchtern, ganz im Gegenteil: Er erschütterte mich mit einer Warnung, die mir durch Mark und Bein fuhr:
„Du solltest lieber die Zeit nutzen, um dich von deiner Freundin zu verabschieden.“ Mit einem hämischen Grinsen ging er zur Tür und verschwand im Nichts.
„Gordon? GORDON!“ Annas Schrei drehte mir den Magen um. Der Käfig… Oh mein Gott, es war so furchtbar. Er wurde immer kleiner, immer enger! Sie presste sich mit all ihrer Kraft gegen die wurzelförmigen Stangen des Käfigs.
„Nein, das kann nicht… NEIN! ANNA! WAS? WAS SOLL ICH TUN?!“ Mittellos sprang ich auf der Stelle herum und raufte mir aus Verzweiflung die Haare. Das einzige, was mir einfiel, war Gebrauch von meiner Waffe zu machen. Vielleicht hatte ich eine Chance das Tentakel mit einem Schuss zu treffen, sodass Annas Käfig zu Boden fallen würde. So sehr ich auch vor Aufregung zitterte, es gelang mir tatsächlich einen Treffer zu landen, der zu unserem Unglück jedoch keinen Schaden hinterließ. „Was? Scheiße! Nein!“ Es gab rein gar nichts, was ich tun konnte, sie war viel zu weit dort oben, als dass ich mit dem Jagdnicker hätte etwas durchschneiden können. „Nein… neeiheiiin…“ Jammernd sank ich zu Boden und flehte um ein Wunder, doch der Käfig um sie herum wurde immer enger und kleiner.
Annas Schreie zerrissen mich innerlich. Mir war so übel, dass ich mich direkt übergeben musste. Ich sah… Ich hatte noch nie etwas so Furchtbares miterleben müssen. Mein Glück, mein Lebensglück wurde mehr und mehr von den Stangen des Käfigs erdrückt. Ich brüllte mir die

ganze Seele aus dem Leib, aber ich musste hilflos mitansehen, wie Anna qualvoll zerquetscht wurde.
„NEEEIN! Nein! Nein! Nein!“ Weinend wie ein Wasserfall verschränkte ich meine Arme vor meinen Augen, weil ich das Leid nicht mitansehen konnte. Sie… Sie… Anna war tot. Sie war tot. Zu allem Überfluss hörte ich, wie ihr Blut… und ihre… auf den Boden prasselten. Meine Welt war zusammengebrochen und es gab nichts mehr, wofür es sich zu leben lohnte. Ich starrte ins Leere und spürte wie ich innerlich starb. Man hatte mir alles genommen, und das auf grausamste und brutalste Weise. War das wirklich passiert? Das konnte nicht wahr sein! Ich schüttelte den Kopf und wollte es nicht wahrhaben. Ich hoffte so sehr, dass es ein Traum war, aber ich sah es doch direkt vor mir. Mein Verstand spielte mir keinen Streich. Ich fühlte mich innerlich tot und wollte nur noch dahinscheiden.
Mit gläsernen Augen richtete ich meinen Kopf zum Käfig und hoffte, dass mir meine Wahrnehmung wieder einen Streich gespielt hatte, aber der Käfig war blutüberströmt und… Nein, so ein schrecklicher, abstoßender, gemeiner und brutaler Anblick. Es gab keine Beschreibung, die dieser Brutalität gerecht wurde. Mein zutiefst gepeinigter, herzzerreißender Schrei hallte durch den ganzen Raum. Ich wimmerte entsetzt und meines Herzens beraubt in die endlose Kälte der Halle.
„WAAARUUUM? Nein… Warum tut ihr mir das an?“
Wollte man mich für etwas bestrafen, was ich getan hatte? War Anna ein Spielball dieser kranken Mächte geworden, nur um mich zu bestrafen?
„WAS HAB ICH GETAAAN?“ Rein gar nichts konnte mir noch Angst machen. Ein unbeschreiblicher Zustand, nicht Herr meiner Selbst zu sein. Nichts ergab mehr einen Sinn. Aber das konnte es doch nicht gewesen sein. Das… Das konnte nicht alles umsonst gewesen sein! Ich wollte es wissen! Ich hatte ein Recht darauf zu wissen, warum ich solchen Qualen ausgesetzt wurde und warum der Tod meine geliebte Anna ereilt hatte.
Meine Trauer schlug in unbändigen Zorn um, jegliche Angst und Sorge war wie weg geblasen. Ich schwor Rache! Noch nie im Leben war ich dermaßen tobsüchtig und wutentbrannt, wie in diesem Moment. Ich war ein völlig anderer Mensch. Ich hatte all meinen Hass und meinen Groll

gebündelt, und der mehr als tragischen Realität erbost und rachsüchtig ins Auge geblickt.
Egal, wer für diese… Wer dafür verantwortlich war, ich wollte meinen Hass und meinen Schmerz an dieser Drecksbrut auslassen und mich für ihren qualvollen Tod rächen. Ich stand auf und krallte mich tosend und schnaubend vor Wut an meiner Pistole fest. Wie ein wildes Tier baute ich mich entschlossen und blutdurstig auf und blickte zur Decke der Halle.
In diesem Augenblick wurden auch die anderen vier Käfige an der Decke bis zur gleichen Höhe herab gelassen, während Annas Käfig zurück nach oben in das Tentakelgemenge gezogen wurde. Mir war klar, dass mir damit ein Kampf angekündigt werden sollte. Ob ich diesen Kampf gewinnen konnte, war zu bezweifeln, aber das war mir vollkommen egal. So konnte diese Missgeburt nicht davon kommen.

Ich musste dafür sorgen, einen möglichst großen Abstand zu diesen bestialischen Käfigen zu wahren, schließlich kannte ich nun das Angriffsverhalten dieser seltsamen Auswüchse.
Da ich nicht sicher sein konnte, ob die Käfige wirklich lebende Organismen waren, beschloss ich, die Tentakel anzugreifen, an denen die Käfige hingen. Allerdings bereitete mir die Tatsache, dass der Feind in der Überzahl war, ernsthafte Sorgen und Schwierigkeiten. Mordlüstern, aber dennoch gemächlich kamen die wankenden Todeszwinger auf mich zu, weshalb ich stets auf der Hut sein und schnell handeln musste. Hier war es wichtig, im richtigen Moment auszuweichen und während eines Angriffs nicht die anderen drei Käfige aus dem Blick zu verlieren. Mein erster Schuss bei Annas Käfig zeigte jedoch keine Wirkung. Einmal mehr führte auch bei diesem Feind mein Fernwaffenangriff zu keinem Erfolg. „Zu was taugst du eigentlich?“ Andererseits war es auch denkbar, dass ich den Feind doch nicht getroffen hatte, schließlich war die Entfernung recht groß und sonderlich hell war es dort auch nicht gerade. So kam es, dass ich meine Taschenlampe zur Hand nahm und die widerwärtigen, schleimigen Biester beleuchtete. „Was zum…?“ Als ich das Licht auf eines der Tentakel gerichtet hatte, fing es an, wild hin und her zu wanken, begleitet von einem quietschenden Klagen, woher das auch immer

gekommen sein mochte. Die anderen Käfige nahmen jedoch weiterhin Kurs auf mich, um mir den Garaus zu machen und mir vermutlich den gleichen Tod zuteil werden zu lassen, wie es bei Anna war. Aber soweit sollte es nicht kommen. Womöglich konnte ich dieser Kreatur unter dem Einfluss des Lichts mit der Pistole ausreichend Schaden zufügen. Hierbei musste ich allerdings vollkommen treffsicher sein, was wiederum bedeutete, dass ich mich diesen Käfigen nähern musste. Ein hohes Risiko, zumal ich das Bewegungsmuster dieser Käfige nicht genau einschätzen konnte. Da mir aber nichts anderes übrig blieb, und ich aufgrund des schweren Verlustes von Anna ohnehin keine Angst mehr vor dem Tod hatte, bereitete ich mich selbstsicher auf meinen nächsten Angriff vor.
Nachdem ich das Tentakelmonster mit dem Schein der Taschenlampe eingefangen hatte und mich so der Bedrohung nähern konnte, feuerte ich einen gewissenhaft gut gezielten Schuss auf den tragenden Tentakelarm. Und tatsächlich! Ich landete einen erfolgreichen Treffer. Mit einem matschigen Laut fiel der lebende Käfig zu Boden, während das getroffene Tentakel durchtrennt und leblos in der Luft herumhing. Ich hatte tatsächlich die Schwachstelle des Monsters erkannt, und konnte mich so um die anderen „Gliedmaßen“ des Unwesens kümmern.
Gleichzeitig war ich mir aber auch im Klaren darüber, dass meine Munition zur Neige ging. In meiner Pistole befand sich das letzte Magazin, darin nicht mehr als zwei Kugeln wenn ich richtig lag. Nicht auszudenken, wie ausweglos meine Situation gewesen wäre, wenn ich auf meine Waffe hätte verzichten müssen.
Die anderen Käfige waren so dicht hinter mir, dass ich zunächst die Seite der Halle wechseln musste, um einen neuen Angriff starten zu können.
Auf der anderen Seite angelangt hatte ich einen ausreichenden Abstand zu den Kreaturen eingenommen und richtete ein weiteres Mal meine Taschenlampe auf eines der Tentakelbestien, das sich zu meiner Rechten befand. Ich war allerdings noch zu weit weg, als dass ich auf diese Entfernung hätte treffen können. Ich mochte ein guter Schütze gewesen sein, aber es musste jede Kugel sitzen, das Magazin war fast leer. Ich ließ es auch in diesem Fall mit meiner Taschenlampe an Ort und Stelle zappeln, näherte mich ausreichend und drückte dann den Abzug meiner

„44er“. Mit den matschigen Lauten des niedergestreckten Käfigs fiel auch dieses Mal ein großes Stück meiner Nervosität von mir ab. Im Laufe meiner Reise war ich erfreulicherweise zunehmend treffsicherer geworden, was mir vor allem in diesem Kampf sehr zu Gute kam. Dennoch bestand noch immer die Gefahr, dass meine Munition nicht ausreichte. Ich musste einfach wissen, wie viele Kugeln mir noch zur Verfügung standen, da ich mich bei jedem meiner Angriffe in die Nähe der hängenden Käfige begeben musste. Ich lief also so schnell ich konnte in die gegenüberliegende Ecke der Halle und warf währenddessen einen Blick in die Trommel meiner entladenen Pistole. „Scheiße…“. Es war die letzte Kugel. Die letzte Kugel und… zwei Käfige, derer ich mich entledigen musste. Ich konnte diesen Kampf nicht mehr gewinnen. Ein Käfig würde übrig bleiben. Und dann? Ich war verloren… Aber diese eine Kugel, mit der konnte ich zumindest eines dieser Wesen mit in den Tod reißen. Ich schloss die Trommel der Pistole und sah mich nach den beiden Biestern um. Zu meinem Pech sah ich nur noch eines. „Was? Wo ist…. Versteckst du dich du Stück Scheiße?“ Angst hatte ich immernoch keine, ich wollte Blut sehen, ganz gleich, ob es das Ende für mich bedeutete, schließlich hatte ich ohnehin nichts mehr zu verlieren. Als ich meine Taschenlampe umher schwenkte, auf der ich die „44er“ aufstützte, erblickte ich einen der beiden hängenden Käfige in der gegenüberliegenden Ecke der Halle. Allerdings beunruhigte es mich zutiefst, dass von dem vierten Käfig noch immer jegliche Spur fehlte. Misstrauisch ließ ich meine Taschenlampe auf meinem Weg durch die Halle über meine Umgebung wandern, in der Hoffnung, den letzten Käfig doch noch ausfindig machen zu können, nichts ahnend, dass er sich die ganze Zeit exakt über meinem Kopf befand. Es schien, als ob sie mir eine Falle gestellt hatten. Dieser fatale Fehler meiner Unaufmerksamkeit ließ mich meinen Leichtsinn am eigenen Körper erfahren. „Das wars…“ Der Käfig über mir öffnete seinen organisch anmutenden Boden und stülpte sich mit einem widerwärtigen fleischigen Klang über meinen hilflosen Körper. Er nahm mich in sich auf und umgab mich mit seinen fleischigen Strängen. Ich wehrte mich sogar kaum dagegen, weil mir letztendlich doch die Motivation fehlte, weiterzukämpfen. Ein Teil von mir war sogar froh, dass es bald vorbei sein würde, doch der Gedanke daran, wie

qualvoll mein Tod werden würde, weckte erneut meinen Überlebensinstinkt. Ich wollte enden, aber nicht so. Verzweifelt riss ich an den organischen Ranken herum, die mir die Flucht verwehrten, aber es war hoffnungslos. Nicht einmal meinen Kopf konnte ich durch die „Gitterstäbe“ zwängen und schon bald spürte ich, wie es im Käfig allmählich enger wurde. Ich musste dem tragenden Tentakel aus dem Käfig heraus Schaden zufügen. Sehen konnte ich das Tentakel zwar nicht, aber es sollte ausreichen, das Tentakel durch die Stränge hindurch über mir zu ertasten, doch der Käfig schien darauf zu reagieren. Er schaukelte plötzlich so heftig hin und her, dass sowohl die Taschenlampe, als auch die Pistole zu Boden fielen.
„Oh nein, scheiße… SCHEIßE, NEIN! Oh Mann, oh... Es ist aus!“
Völlig hysterisch rüttelte ich an den organischen „Stangen“, die aus der Nähe wie Muskelstränge aussahen, und sah meinem Schicksal ins Auge. Als ich plötzlich spürte, dass der Käfig zu allem Überfluss auch noch kleiner und enger wurde, war mir bewusst, dass mein qualvolles Ende näher und näher rückte… Ich musste seit Beginn dieser Reise damit rechnen, dass ich nicht immer Glück haben konnte um mich in lebensbedrohlichen Situationen behaupten zu können, aber wieso musste es dann auf diese Weise geschehen? So wollte ich nicht sterben! Es wäre ein solch schmerzlicher, grauenvoller Tod gewesen. Jede andere Todesart wäre mir in diesem Moment lieber gewesen als das hier, elendig zerquetscht zu werden und zu spüren wie sich meine Rippen nicht dem Druck widersetzen können und letztendlich brechen… Ich konnte das Monstrum nicht mal blenden, weil ich Trottel die Lampe fallen ließ. Als sich die muskelartige Masse gegen meinen Rücken presste und ich meine Beine aus Platznot anwinkeln musste, akzeptierte ich mein Schicksal. Meine Tränen galten jedoch nicht meinem Todesurteil, sondern der Tatsache, dass ich umsonst gekämpft hatte und meinen Sonnenschein nicht retten konnte. Meine Wehmut stieg mit dem immer größer werden Schmerz in meinem Nacken. Ich konnte regelrecht spüren, wie sich der Jagdnicker an meinem Hosenbund gegen mein Becken drückte.
„Mann, natürlich! Der Jagdnicker!“ Das Jagdmesser, das ich bei meiner Ankunft im Wald gefunden hatte, hatte ich in dieser ausweglos erscheinenden Situation völlig vergessen. Das war vielleicht die rettende

Lösung! Damit war es mir eventuell möglich, das Tentakel über dem Käfig zu durchtrennen. Mein Leben hing am seidenen Faden, jede Sekunde zählte. Ich zog das Messer mit Hilfe meines nach hinten geklemmten Arms aus meinem Hosenbund heraus und steckte meinen Arm durch die engen Öffnungen des Käfigs, bis hin zum Ende des Tentakels über mir. Während ich nass geschwitzt und mit Herzklopfen mühselig den Tentakelstrang zerschnitt, wurde es im Käfig so eng, dass ich meinen Kopf zwischen meinen Beinen verschränken musste. Im letzten Moment gelang es mir, den Käfig vom herabhängenden Tentakelarm zu lösen, wodurch ich mitsamt des Käfigs etwa drei Meter tief zu Boden fiel, und – wie durch ein Wunder – weich auf der elastischen Muskelmasse des Käfigs landen konnte. „Ich…. glaub's nicht! RAUS HIER!" Ich zerschnitt eine der organischen Stangen des Käfigs, sodass ich mich durch einen schmalen Spalt nach draußen zwängen konnte. „Das ist… nicht zu fassen… Scheiße noch eins! Wow!" Warum musste jeder kräftezehrende Kampf nur so abartig spannend sein?

„WOW!" Ich war völlig am Ende und konnte mein Glück gar nicht fassen, geschweige denn in Worten zum Ausdruck bringen. Ich sah meinen Tod vor Augen! Dieses Gefühl der Hoffnungslosigkeit würde ich meinen Lebtag nicht vergessen.

„Danke Martin Sein!" Seins Jagdnicker hatte mir das Leben gerettet. Ich war am Leben und starrte erschöpft auf die drei Kadaver, die mir nach den Leben trachteten und vergaß, dass es ja noch den vierten Käfig gab, der in der Halle umhergetragen wurde, wovon eigentlich? Was befand sich dort oben an der Decke eigentlich? War es mit dem Töten der vier Käfige wirklich getan?

Drei Tentakel hingen regungslos in der Luft, die Käfige verdorrten wie eine ausgetrocknete Pflanze leblos auf dem steinernen Boden der Halle. Gerade als ich mich dem vierten Käfig zuwenden wollte, fing wieder dieses schreckliche Beben an. Unwissend was mich dieses Mal erwartete, riss ich meinen Kopf von der einen Seite zur anderen, kein Winkel blieb unbeobachtet. Was war bloß die Ursache dieses starken Bebens? Doch auch dieses Mal sollte die Antwort nicht lange auf sich warten lassen. Von oben hallte ein unheilvolles Grummeln und unwirklich tiefes Stöhnen durch die ganze Halle. Es war direkt über mir.

Ich nahm die Pistole und Taschenlampe wieder an mich und richtete ihren Schein nach oben und dort sah ich es: Die Tentakel an der Decke zogen sich zurück und enthüllten das wahre Gesicht des allgegenwärtigen Ungetüms. Sogar der vierte Käfig wurde wieder nach oben gezogen. Hinter der Tentakelfassade kam das grässliche Gesicht des „Dämons“ zum Vorschein. Das fleischige, etwa zehn Meter lange Maul des Monstrums, zierte sein „Gesicht“ und erstreckte sich quer durch die gesamte Halle. Der Rest war noch immer von den Tentakeln übersät. Zunächst dachte ich, dass es keine Augen hätte, aber mit dieser Vermutung lag ich falsch. Die gigantische Bestie riss mit einem gewaltigen Brüllen sein riesiges Maul auf, woraufhin ein riesiges, kolossales und blutiges Auge zum Vorschein kam. Es war so überdimensional groß… Gelähmt vor Entrüstung und Angst, ließ ich den Jagdnicker fallen und starrte das riesige Scheusal an, das bisher das größte Monster gewesen war, dem ich begegnete. Ich überlegte, ob es überhaupt eine Chance gab, diesen Kampf zu gewinnen und zu überleben. „Ich… wusste es…“, seufzte ich kapitulierend vor mich hin, denn gegen solch ein Ungetüm hatte ich keine Chance.
Aus den Mundwinkeln des Monsters stachen blitzschnell zwei Tentakel nach unten direkt auf mich zu und schlangen ihre glitschigen Arme um meinen wehrlosen Körper. Sie hievten mich zu dem widerwärtigen „Kopf“ des Ungeheuers nach oben, das mich mit seinem gigantischen Auge anstarrte und sich gelegentlich schloss, als ob es zwinkern würde. Es gab nur eine Möglichkeit, wie ich mich vielleicht aus der aussichtslosen Situation konnte: „Die letzte Kugel…“. Konnte ich diesen Albtraum mit nur einem einzigen Schuss beenden? „Los… tu es. Zeig mir deinen schönen Blick“ sprach ich es fast schon gleichgültig an, in einer Ruhe, die der Situation absolut nicht angemessen war. Ich richtete die Pistole auf den Kopf der Kreatur und wartete auf den richtigen Moment. „Jetzt oder nie!“ Der letzte Schuss traf direkt in sein Ziel, inmitten des Auges des Ungeheuers. Mit einem tosenden Gebrüll ließ es mich schreiend in die Tiefe fallen. Der luftzerreißende Schrei kündigte das Ende des Kampfes an. Noch ehe ich den Boden erreichte, fiel ich in eine unergründliche Bewusstlosigkeit, begleitet von dem Heulen der Sirene, die die schmerzlichen, klagenden Schreie der Bestie mehr und mehr übertönte. Die Bestie war tot.

Kapitel 17

Als ich wieder zu mir kam, wusste ich nicht, wie viel Zeit vergangen war. Ich hatte schreckliche Kopfschmerzen, die aber bereits nach einer kurzen Weile wieder verschwanden. Als ich mich aufraffte und mich umsah, überkam mich eine unbeschreibliche Freude. Ich stand inmitten einer normalen Turnhalle, ohne irgendwelche Monströsitäten oder unwirklichen Gebilde. Alles war so, wie es sein sollte. Der Albtraum schien tatsächlich vorüber zu sein. Ich sah Wände aus Holz, Basketballkörbe, Turngeräte, den Linoleumfußboden, auf dem ich saß… Eben das, was man sich unter einer ganz gewöhnlichen Turnhalle vorstellte.
Von draußen schien das Tageslicht in die Halle hinein. Der Anblick war einfach atemberaubend. Nicht, dass draußen die Sonne geschienen hätte, nein, es war trüb und grau, aber das war mir egal, zumal ich nicht gedacht hatte, dass ich überhaupt jemals wieder das Tageslicht erblicken würde.
In Vergleich damit, womit ich mich in der Albtraumwelt herumplagen musste, war ich mit den Gegebenheiten zu diesem Zeitpunkt mehr als zufrieden, bis… mir das schreckliche Unheil wieder in den Sinn kam, das mich und meine einstige Freundin ereilte: Anna war tot. Das Monster hatte ihr das Lebenslicht genommen. Ich konnte nichts mehr tun, was Anna zurückgebracht hätte. Sie war fort, für immer…
Jämmerlich sank ich wieder in die Knie und vergoss bittere Tränen.
„Anna…“ Es war, als hätte man mir das Herz herausgerissen. Ich konnte mich noch nicht einmal von ihr verabschieden, ihr sagen, dass ich sie liebe, geschweige denn küssen, in den Arm nehmen, ihren Duft riechen…
„Ich hasse mich! Warum…“ Ich machte mir Vorwürfe. Wäre ich früher gekommen, hätte ich sie vielleicht noch retten können.
Schluchzend hockte ich auf dem Boden, stützte meine Ellenbogen auf die Knie und überlegte, wie es jetzt ohne Anna weiter gehen sollte. Sollte ich um mein eigenes Überleben kämpfen? Hatte ich überhaupt die Kraft, mein Leben selbst zu beenden?

Während ich über meine Zukunft nachdachte, wanderten meine Blicke über den Boden der Turnhalle. Der Jagdnicker war fort, während die Pistole noch immer auf dem Boden lag, leer. Gleich daneben fiel mir etwas Rotes auf, etwa fünf Meter vor mir. Ich stand auf und näherte mich dem Gegenstand, den ich aufgrund meiner mit Tränen überfüllten Augen erst nicht erkennen konnte. Bei näherer Betrachtung sah ich dann, dass es eine Rose war, an der ein kleines Etikett hing:
„Ein Herz und eine Seele – Pola's Flowers“ Was hatte das zu bedeuten? Ging die Suche etwa weiter? Grübelnd kratzte ich mich am Kopf und dachte darüber nach, wonach ich überhaupt auf der Suche war. Anna war tot! Warum sollte mich das also noch interessieren? Verwirrt kramte ich die Karte der Stadt aus meiner Tasche und suchte nach dem Blumengeschäft.
„Hmm…. Flower Shop, das muss es sein. Sanders Street… Nun gut.“ Hierbei handelte es sich eindeutig um einen weiteren Hinweis. Ohne zu wissen, was mich dort erwartete, nahm ich meine „44er“ wieder an mich, die keine Munition mehr fasste. Verwundert und noch immer ein wenig geschwächt taumelte ich zur Eingangstür, durch die ich die große Turnhalle der Matheson Highschool verließ.

Der Himmel war trüb und grau, der verschleiernde Nebel zog ominös durch die Straßen der Stadt und erschwerte die Sicht erheblich. Was weitaus verwunderlicher war, war eine andere Wettererscheinung. Zu allem Überfluss schneite es unaufhörlich auf die Erde herab, und das in dieser Jahreszeit. Dass es sich jedoch um keinen Schnee handeln konnte, schlussfolgerte ich einen kurzen Moment später. Misstrauisch streckte ich meine Hand aus und fing eine der herabfallenden Schneeflocken ein. Überraschenderweise handelte es sich tatsächlich nicht um Schnee, sondern um Asche. Aber warum zum Teufel fiel dieser Ascheregen vom Himmel? War irgendwo ein Feuer ausgebrochen? Bei diesen Mengen an Asche musste das Feuer gewaltige Ausmaße angenommen haben, was mich wiederum an meiner Theorie zweifeln ließ. Wie üblich herrschten mysteriöse Zustände, die mich auch weiterhin im Dunkeln tappen ließen, doch davon wollte ich mich nicht beirren lassen, so tragisch die Umstände auch sein mochten. Ich musste einfach wissen, was es mit der

Stadt Silent Hill auf sich hatte und warum gerade Anna und ich in diese merkwürdigen Vorkommnisse verwickelt waren.
Meine Arbeit war dort getan, also folgte ich dem Pfad zum Eingangstor des Grundstücks und verließ das Terrain der Highschool. Ein letzter Blick auf den Gebäudekomplex erinnerte mich daran, dass ich mich ein weiteres Mal tapfer geschlagen hatte, erfolgreich aus einer Schlacht hervorgegangen war und stolz auf mich sein konnte, auch wenn… ich Anna nicht rechtzeitig retten konnte. Welche Gefahren ich wohl noch überstehen musste, ehe ich Antworten auf meine Fragen fand?
„Mann…“, seufzte ich und ging weiter den Hang hinab.
Wieder auf der Lindsey Street angelangt, folgte ich der Straße Richtung Norden bis hin zur Kreuzung, wo Bernard und ich uns das erste Mal getrennt hatten. Ich sprintete durch das Aschegestöber den Bürgersteig entlang und entdeckte auf halbem Weg eine braunfarbige Mappe auf dem Fußboden.
„Oh, vorhin lag die aber noch nicht hier.“, murmelte ich skeptisch vor mich hin und bückte mich nach dem Fundstück auf dem Bürgersteig.
„Mal sehen…“ Es handelte sich offenbar um eine weitere Notiz von Martin Sein, der mich wie ein Vertrauter durch die Welten von Silent Hill geleitete und mich mit seinen nützlichen Informationen versorgte, als ob sie sogar für mich bestimmt waren. So kam es mir zumindest vor.

„28. November

Letzte Nacht fand ich Unterschlupf in einem Motel nahe des Toluca Lake. Ich habe in dieser Nacht kein Auge zugetan, was unter anderem an der unkomfortablen Matratze lag, die härter war als ein Brett. Eine andere Alternative wäre das Lakeview Hotel an der nördlichen Seite des Sees gewesen, aber der Marsch dorthin wäre unzumutbar gewesen, zumal dort auch die Preise angeblich gesalzen sind.
Heute Morgen habe ich meine Forschungen fortgesetzt und mich ein weiteres Mal zur Matheson Highschool begeben, um dort meinen Wissensstand bezüglich der Drogenszenerie auszubauen. Nachdem ich in Erfahrung bringen konnte, dass ein Schüler namens Albert Harrison in diverse Vorfälle bezüglich des Handels von Drogen an der Schule verwickelt sein soll, entschloss ich, den Burschen eine Weile im Auge

zu behalten. Einfach war dies nicht, da ich einige Male auf den Grund meines Besuchs angesprochen worden war und mir einige Ausreden einfallen lassen musste. Den Schülern war das sicherlich gleich, allerdings glaube ich kaum, dass sich eine Lehrkraft dauerhaft davon beeindrucken ließ. Gute Planung ist etwas anderes, aber ich glaube kaum, dass ich mit ernsthaften Konsequenzen rechnen muss. Gelohnt hat sich mein kleiner Spionagegang auf jeden Fall. Glücklicherweise wurde ich Zeuge eines aufschlussreichen Gesprächs zwischen dem Schuldirektor und dem bereits erwähnten Schüler namens Albert Harrison, der tatsächlich in den Drogenkonsum involviert zu sein scheint. Am Nachmittag verfolgte ich den Jugendlichen unauffällig nach Hause, in der Hoffnung, einen wichtigen Hinweis ergattern zu können. Als der Junge zu Hause angekommen war, stellte sich mir die Frage, wie ich mehr in Erfahrung bringen könnte, ohne aufzufallen oder zu viel Aufmerksamkeit zu erwecken. Alles in allem ist mir nun bewusst, wie leichtsinnig, planlos und wenig durchdacht mein Vorhaben gewesen ist. Gerade bei diesem ernsten Thema hätte ich vorsichtiger sein müssen. Ich wollte unbedingt in dieses Haus, kostete es was es wollte. Angespannt ging ich also auf den Jungen zu, als er bereits an der Haustür stand, und fragte ihn, ob ich ein Telefonat führen dürfte, mit dem Vorwand, dass ich gerne abgeholt werden würde. Zu meinem Glück hatte er Verständnis für mein Anliegen und geleitete mich in das Haus, wo ich auch seinen älteren Bruder traf, der laut Albert Bernard hieß. Schwarzes kurzes Haar, grüne Augen und markante Gesichtszüge zeichneten den Gesellen, der etwa einen Kopf größer war als ich. Auch er schien kein Problem damit zu haben, dass ich notgedrungen ein Telefonat führen musste. Gerade als ich den Hörer abnahm und die Nummer meines Nachbarn wählte, der gerade im Urlaub war, hörte ich die beunruhigte Stimme von Albert, der sich besorgt an seinen Bruder wandte.
Ich zitiere:
„Bernard… Wir haben Probleme…“ Ungeduldig und erregt fragte Bernard:
„Was? Trottel, was ist los? Hast‘ wieder Scheiße gebaut?“
Eingeschüchtert erzählte Albert von seinem Patzer in der Schule, worauf Bernard verdächtig ruhig und besänftigend entgegnete:

„Ach… Mach dir da mal keine Sorgen. Mrs. Elliot regelt das schon!“ Dann war die Konversation zwischen den beiden auch schon vorbei. Zeit zum Durchstöbern des Eigentums blieb mir leider nicht. Ich bedankte mich also bei den beiden für ihre Hilfe und verließ das Haus. Offensichtlich war Bernard Harrison eine bedeutende Kontaktperson. Diese neu erworbene Erkenntnis war interessant, aber ich war hungrig nach mehr. Ich konnte noch nicht einfach so verschwinden, weswegen ich mich dazu entschloss, das Treiben im Hause der Harrisons eine Weile zu beobachten. Unauffällig observierte ich das Haus von der Ecke aus, die in die Saul Street mündete. Währenddessen dachte ich darüber nach, wie es wohl meinen Freunden Bobby und Jasper erging. Ich fand es schade, dass sie mich auf dieser Forschungsreise nicht begleiten wollten, aber die Umstände ließen es nun mal nicht zu. Deren Hilfe hätte ich allerdings gut gebrauchen können.
Ein herannahendes Auto erregte meine Aufmerksamkeit, bog in die Harris Street ab, an mir vorbei und hielt vor dem Hause der Harrisons. Ein dunkelhaariger Jugendlicher, ich schätzte ihn etwas älter als Bernard, stieg aus dem Auto und ging bepackt mit einem Rucksack zur Haustür, wo er auch schon munter und offenherzig von Bernard empfangen wurde. Normalerweise war es wirklich nicht mein Ding, auf fremden Grundstücken herumzuspionieren, aber das Ganze machte mich einfach zu neugierig und nervös, schon fast gierig, ohne darüber nachzudenken, welche Folgen das für mich haben konnte. Es musste eine Lösung zu diesem Puzzle gefunden werden und ich war sicher, auf der richtigen Spur zu sein. Herzklopfen wie heute hatte ich schon lange nicht mehr. Wer weiß, was passiert wäre, wenn mich jemand entdeckt hätte, schließlich war ich kurz zuvor noch in diesem Haus.
Zunächst untersuchte ich das Auto dieses Mannes, wobei ich nur einen Blick hinein werfen konnte. Im Innern des Autos sah ich einen Umschlag auf dem vorderen Sitz und eine seltsame Kutte auf dem Rücksitz des Wagens. Es war die Kutte eines Priesters, aber was hatte ein solches Kleidungsstück in diesem Auto zu suchen? Neugierig näherte ich mich dem Haus und suchte nach einer Möglichkeit, die beiden älteren Genossen beschatten zu können. Es dauerte nicht lange, bis ich ein Fenster entdeckte und die Stimmen der beiden hören konnte, die sich zu meiner Freude über ein äußerst interessantes Thema

unterhielten. So heikel die Angelegenheit auch sein mochte, eine solche Gelegenheit hätte sich mir sicherlich nicht noch einmal geboten. Ich zitiere erneut:
„Bernard, darüber würde ich mir auch keine Sorgen machen. Die scheißen sich doch alle ins Hemd, wenn sie mit der Sprache rausrücken."
„Ja schon, ich find's nur lustig, dass sich die Lehrerschaft keine Handhabe hat. Da kommen nur ständig diese lächerlichen „Sanktionen", die man eh umgehen kann. Naja, wie auch immer, wie sieht's aus Samuel? Sammyboy! Jetzt rück mal rüber mit dem Zeug!" Daraufhin erwiderte dieser Samuel:
„Sollten wir nicht vielleicht vorher nach oben gehen? Man weiß ja nie, du weißt schon…" Mehr konnte ich leider nicht in Erfahrung bringen, weil die beiden daraufhin das Zimmer verließen. Irgendwann musste auch meine Glückssträhne mal ein Ende haben. Da Samuel das Haus an diesem Tag nicht mehr verlassen hat, gehe ich davon aus, dass er dort übernachtete. Ich bin der Quelle heute jedenfalls ein erstaunlich großes Stück näher gekommen. Morgen versuche ich mehr über diesen Samuel herauszufinden, der offensichtlich bedeutsame Verbindungen zur Szene hat. Bei dem „Zeug" handelt es sich mit sehr hoher Wahrscheinlichkeit um die berüchtigte PTV-Droge.
Mir ist bewusst, dass ich mich auf gefährliches Terrain begebe, aber meine Neugier drängt mich geradezu, der Spur auf den Fersen zu bleiben.
Martin Sein"

„Wow… Bernard, Bernard… Was treibst du für ein Spiel?" Bernard hatte tatsächlich Dreck am Stecken und ich wusste nicht, wie ich mich bei einem nächsten Treffen ihm gegenüber verhalten sollte, wenn… er überhaupt noch am Leben war. Eigentlich war es unmöglich, dass er diesen Angriff in der Schule überlebte. Nach dieser Reise wollte ich zu gerne einmal diesen Martin Sein persönlich treffen und ihn kennenlernen. Es war mir ein großes Bedürfnis, ihm von meinen Erfahrungen zu berichten und mich für seine nützlichen Hinweise zu bedanken.

Voller Tatendrang steckte ich das Dokument in meine Tasche und machte mich auf den Weg zu diesem Blumenladen. An der Kreuzung bog ich nach rechts in die Sanders Street ab und folgte dem Bürgersteig zur Rechten, der mich zu meinem Ziel bringen sollte.
Ein Blumenladen… Was mich dort wohl erwartete? Eine Killerpflanze? Oder eine Pest speiende Venusfliegenfalle? Nein, ich sollte darüber keine Scherze reißen, aber in dieser Welt konnte wirklich alles passieren.
Blumen… Anna liebte sie abgöttisch, wie alles in der Natur, das unabhängig vom Menschen blühte und gedieh. Ich erinnerte mich daran, wie wir im letzten Sommer in die Berge fuhren. Die Wälder in Tennessee waren wirklich atemberaubend schön. Wir hatten ein ganzes Wochenende dort verbracht und die Pracht der Natur in vollen Zügen genießen können.
Anna war so glücklich… Sie strahlte über das ganze Gesicht und erfreute sich an den Wundern der Natur. Niemand war so begeistert von Phänomenen in freier Natur wie sie.
Anna war nicht wirklich ein Freund von großer Gesellschaft. Wie ich bereits erwähnte, kritisierte sie das naturfeindliche Machtbestreben der Menschheit.
An diesem Tag, als wir auf den Felsen saßen und in den Himmel starrten, sagte sie:
„Sieh dir dieses Naturschauspiel an, Gordon. Die Menschen wissen dieses Geschenk gar nicht zu schätzen. Weißt du, eines Tages wird es ihnen noch Leid tun.“ Daraufhin antwortete ich:
„Das wird es wahrscheinlich, aber naja… „Nach mir die Sintflut“ wie man so schön sagt. Die Menschen denken nun mal überwiegend nur im Hier und Jetzt, selten weit voraus oder gar über den Tellerrand hinaus. Solange die Kasse stimmt…“
Annas Antwort auf meine Worte empfand ich als erschreckend:
„Man müsste einfach… ganz von vorne anfangen und die Natur von diesem Elend erlösen. Erlösung durch das Ende der Menschheit. Anders geht es wohl nicht.“ Ihre Worte erschütterten mich dergestalt, dass ich direkt das Thema wechseln wollte. Seltsam, dass mir dieses Ereignis gerade zu diesem Zeitpunkt durch den Kopf ging. Anna war wirklich ein Sonnenschein. Aber sie hatte hin und wieder diese Seite an sich, die mir

ernsthaft Sorgen bereitete und mir sogar ein bisschen Angst einjagte, aber davon hatte ich ihr nie erzählt. Ihre Weltanschauung war… ein wenig realitätsfremd, denn wie ich bereits sagte, ist auch die Natur selbst kein „Paradies“. Die Menschen sind nicht grundlos so wie sie sind. Es sind Instinkte, die unsere Natur durch die Evolution hervorgebracht haben und sich nicht leugnen lassen. Wirklich einig waren wir uns da nie, aber ich sah darüber hinweg, weil ich Annas Wesen mehr schätzte als alles andere. Man konnte sagen, dass unsere Liebe mich regelrecht blendete, ja.

Wie üblich verging die Zeit auf dem Weg zu Pola’s Flowers wie im Fluge wenn ich über Gott und die Welt nachdachte und zu meiner Erleichterung erwartete mich dort weder eine Killerpflanze, noch irgendwelches Ungeziefer. Es war still und sicher in dem kleinen Blumenladen, von Monstern gab es keine Spur.
„Hallo?“ Trotz der friedlich erscheinenden Atmosphäre betrat ich in großer Verunsicherung den Blumenladen. Im Laden herrschte ein Überdruss an Pflanzenvielfalt. In jeder Ecke gab es eine andere Pflanze zu bestaunen, so wie das in Blumenläden üblicherweise der Fall war, unter anderem Krokosse, Margariten, Rosen, Veilchen und natürlich dutzende Topfpflanzen, die ich nicht alle beim Namen nennen konnte. Auf dem Tresen lagen ein Kranz aus Gänseblümchen, direkt daneben eine Karte und eine Notiz. Bei näherer Betrachtung sah ich, dass es eine Tarotkarte war: „Eremit“ Auf der Karte war ein älterer Mann mit einem Stock und einer Lampe zu erkennen. Was das wohl zu bedeuten hatte? Von Tarotkarten hatte ich einen Artikel in der Schulbücherei gelesen. Bei der anderen Notiz handelte es sich um eine weitere Tagebuchseite von Anna, bei der aber leider das Datum fehlte. Viel mehr gespannt war ich auf den Inhalt ihres Textes:

„Heute ist es mal wieder soweit. Ich liege auf diesem Krankenbett und denke darüber nach, wie verkorkst mein ganzes Leben ist. Ich fühle mich wie ein Geist, der seine Ruhe nicht findet.
Die Ridgeview Medical Clinic ist eigentlich eine gute Klinik, aber immer wieder hier zu sein ist belastend. Ich will gar nicht darüber

nachdenken, wie oft ich mich hier noch behandeln lassen muss, so viel Schmerz und Leid...
Bevor ich heute Morgen hierher gekommen bin, habe ich in der Kirche um den Segen Gottes gebeten. Mrs. Anderson hat sich wie immer fürsorglich um mich gekümmert und mir den Trost gespendet, den ich zu Hause nicht erwarten kann. Wenigstens in der Kirche habe ich das Gefühl, dass ich jemandem etwas bedeute. Der Kirchengemeinschaft scheint eine Menge an meinem Wohlergehen zu liegen. Vor allem bei diesem einen Priester, Mr. Rosten, hab ich das Gefühl, dass er mich sehr mag. Er lächelt mich immerzu an und fragt, wie es mir geht. Ich habe die Befürchtung, dass Schwester Helen mein Vertrauen missbraucht haben könnte, indem sie meine Geheimnisse intern weitergegeben hat, aber eigentlich bin ich sicher, dass diese privaten Angelegenheiten das Haus nicht verlassen. Sollen sie es halt wissen… Ich vertraue ihnen.
Nun liege ich hier und bete zu Gott, dass es mir bald besser geht. Aber manchmal frage ich mich, ob es wirklich einen Gott gibt. Wenn es ihn gibt, warum lässt er dann all diese schrecklichen Dinge zu? Ich frage mich, womit ich das verdient habe. Ich war stets ein guter Mensch und habe mir kaum etwas zu Schulden kommen lassen. Warum? Warum erhört er nicht meine Gebete?“

„Ich versteh das alles nicht!“ Konfus starrte ich den Zettel in meinen Händen an und war darüber schockiert, dass Anna im Krankenhaus lag, und das scheinbar nicht zum ersten Mal. Warum? Warum hatte sie mir nie ein Sterbenswörtchen davon erzählt? So viele Dinge, die sie vor mir geheim gehalten hatte. Und ständig hatte diese seltsame Tante namens Helen etwas damit zu tun. Außerdem war mir nicht bewusst, dass Anna regelmäßig die Kirche besucht hatte. Zu mir hatte sie immer gesagt, dass sie ihre eigene Religion pflegen würde und nicht an die Kirche glaubte, ja sogar verachtet hatte sie die Kirche. War das wirklich meine Anna, so wie ich sie kannte?
Völlig verwirrt und verwundert, dass meine „Mission“ hier noch nicht abgeschlossen war, warf ich einen Blick auf die Karte. Zu meiner Erleichterung war die Ridgeview Medical Clinic nur etwa 200 Meter weit vom Blumenladen entfernt und befand sich am nördlichen Ende der Lindsey Street.

Es gab einen neuen Hinweis, der mich tatsächlich dazu animierte weiterzukämpfen und nicht aufzugeben. Es galt ein Geheimnis zu lüften, nämlich das Geheimnis um meine verstorbene Anna. Sie war in dieser Schule nicht grundlos gestorben. Ich wollte mich außerdem für ihren Tod rächen und diesem Bastard Andrew endgültig den Garaus machen.

Ich wandte mich der Eingangstür des Blumenladens zu und öffnete die Tür zu den Straßen von Silent Hill.
Auf dem Rückweg zur Kreuzung, die in die Lindsey Street führte, sah ich plötzlich einen Schatten im dichten Nebel, etwa 20 Meter vor mir. Er stand einfach nur da und schien mich anzustarren, was mir eine schreckliche Angst einjagte. Der Silhouette nach zu urteilen, war es ein Mensch, kein Monster.
„Hallo? Wer… bist du?“ rief ich in den dichten Nebel hinein. Die Person drehte sich um und rannte die Straße hinab. Ich konnte nicht mit Sicherheit sagen, ob es an meinen Augen lag, aber es sah so aus, als ob sich die Silhouette der Person in zwei Silhouetten aufgeteilt hätte. Plötzlich liefen da zwei Wesen in entgegen gesetzte Richtungen in das Dickicht des dichten Nebels und verschwanden. Nur… wem sollte ich nun folgen? Verdutzt rieb ich mir die Augen und blickte in den Schweif des unheilvollen Nebels. Ich entschied, der rechten Gestalt hinterherzulaufen, bis ich wieder an der Kreuzung ankam. Zu meiner Linken führte die Straße zur Matheson Highschool. Dort sah ich auch wieder das mexikanische Restaurant, über das Bernard und ich bereits vorher eine Unterhaltung geführt hatten, auch wenn diese aufgrund mysteriöser Umstände leider nur sehr kurz ausgefallen war. Das musste einen Tag zuvor geschehen sein… Oder sogar zwei Tage zuvor? Vielleicht sogar noch am gleichen Tag. In dieser Stadt hatte ich gänzlich das Zeitgefühl verloren. Mal war es dunkel, mal war es hell. Und diese Kälte inmitten des Sommers!
Silent Hill war mehr als nur einer Geisterstadt gleichzusetzen, es war wie eine eigene Welt, abgeschirmt von der Realität wie ich sie kannte, eine Welt, die eigenen Gesetzmäßigkeiten folgte, anders konnte man es nicht beschreiben, wie eine Stadt mit zwei Gesichtern.

In diesem Ascheregen schien alles so friedlich und ruhig zu sein, zugleich aber auch unheimlich und ominös, gleichzusetzen mit der Ruhe vor einem drohenden Sturm. Autos standen auf den Straßen, die Gebäude waren allesamt menschenleer, alles war grau und still wie eh und je. Nun, da ich mich auf der Lindsey Street befand, war es nicht mehr weit bis zu dieser Klinik, in der Anna allem Anschein nach eine Patientin war. Wer auch immer diese Gestalten im Nebel waren, es schien sinnvoller zu sein, mich zunächst der Klinik zu widmen, also setzte ich meinen Weg zunächst auf der linken Straßenseite nordwärts fort, vorbei an den Vorgärten der Grundstücke, die allesamt von gehobenem Niveau und beträchtlicher Pflege zeugten. Silent Hill war – abgesehen von den ganzen Unannehmlichkeiten – ein sehr ansehnliches Städtchen.
Nach einigen Metern stieß ich auf ein Monument, das direkt neben dem Straßenrand aus dem Boden ragte und folgende Aufschrift besaß:

„Die vielen Meter Land, die dieses Monument umgaben, waren ursprünglich Sumpf, der aber später aufgefüllt wurde. Von alters her wird dieser Sumpf Blutsumpf genannt, weil die Scharfrichter hier das Wasser ausgossen, in dem sie ihre Hinrichtungswerkzeuge gewaschen hatten. Vielleicht ist dies der Grund, warum viele Leute behaupten, in dieser Gegend Gespenster gesehen zu haben.“

„Ja, verwunderlich ist das nicht, das ist wohl wahr! Und wie sieht’s mit den zahlreichen Monstern, Albtraumwelten und Leichen aus?“ Das konnte ich mir in meiner alt bekannten, sarkastischen Art nicht verkneifen. Das faszinierte mich an dieser Stadt. Hinter dieser friedlichen, idyllischen Fassade versteckten sich erschütternde Geschichten und Legenden, die es einem eiskalt über den Rücken laufen ließen. Diese Stadt war in vielerlei Hinsicht ein Ort zwielichtiger Ereignisse und Phänomene. Allein der Gedanke an die Kehrseite dieser zwielichtigen Stadt ließ das Blut in meinen Adern gefrieren und ich hoffte so sehr, dass ich kein drittes Mal Zeuge dieser grauenhaften Verwandlung sein würde. Ich hatte schreckliche Angst vor dieser Verwandlung und ich wusste nicht, ob der Einbruch der Nacht möglicherweise etwas damit zu tun hatte.

Um keine Zeit zu verlieren, setzte ich meinen Weg zur Klinik fort, die ich bereits vom Monument aus durch das Dickicht des Nebels sehen konnte. Doch dann fiel mir noch ein weiterer Zettel auf dem Boden auf, der auf der Straße vor dem Gebäude lag, ein Werbezettel: „Simons Autoreparatur! Wir liegen unter ihren Autos noch bevor Sie uns überhaupt gerufen haben! Sie rufen an, wir kümmern uns blitzschnell und voller Tatendrang um ihr Problem, und kriechen ebenso schnell und erfolgreich wieder unter ihrem Auto hervor, ehe sie überhaupt „Simon schafft sie alle!“ sagen können!“
Da es nicht wirklich von Belang zu sein schien, ließ ich den Zettel grinsend fallen und setzte meinen Weg zur Klinik fort.
Der Baustil des Gebäudes zeugte von Stil und Niveau. Klassizistische Säulen schmückten den Treppenaufstieg zum Eingang, der im Renaissance- und Barockstil von einem prunkvollen Torbogen betont wurde. Nun ja, ich neigte gerne zu Übertreibungen, denn solche künstlerischen Verzierungen sah man relativ häufig, auch in der modernen Architektur, die auf die Werte aus diesen Stilen zurückgriff. Damit erzeugt man gewisse… Stimmungen, die im Betrachter geweckt werden sollen, in diesem Falle wohl Sicherheit und Geborgenheit, die Klinik als Anstalt der Heilung und Genesung. Im Gegensatz zu einem Krankenhaus war das Gebäude nicht sonderlich groß. Es wirkte insgesamt eher wie ein Kurort, zumal ein drittes Krankenhaus in Silent Hill sicherlich überflüssig war, schließlich gab es neben dem Brookhaven Hospital in South Vale noch das Alchemilla Krankenhaus im Zentrum der Stadt. Als meine Blicke über das Gebäude wanderten, entdeckte ich eine Gestalt an einem der Fenster des oberen Stockwerks. Ich konnte und wollte meinen Augen nicht trauen! Es war das kleine Mädchen, dem Bernard und ich vor unserem Aufenthalt in der Schule bereits begegnet waren. Unbekümmert, völlig sorglos und fröhlich winkte es mir zu, als ob nie etwas geschehen war. Ich hingegen war völlig perplex und wusste nicht, wie ich auf diese Überraschung reagieren sollte. Dieses Mädchen schien tatsächlich frei von jeder Angst zu sein, zudem immun gegenüber jeglichen Gefahren in dieser Stadt. Ich erinnerte mich daran, dass sie nur eine Gefahr darin sah, mit fremden Männern mitzugehen, total irre… Sah ich andere Dinge als sie? Sah ich eine andere Wirklichkeit als sie oder… gar Bernard? Nahmen wir alle

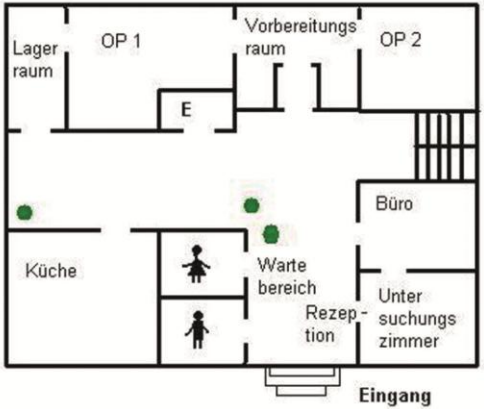
etwas anderes wahr? Es war so verrückt, vielleicht hatte diese Stadt noch viel mehr Gesichter als ich dachte. Und alle schienen sich zu überkreuzen. Dieses Mädchen war noch immer bei bester Laune. Es schien ihr nicht einmal ein Haar gekrümmt worden zu sein. Wie in Gottes Namen war das möglich? Äußerst skeptisch hob ich meinen Arm und entgegnete ihre freundliche Begrüßung, woraufhin sie sich strahlend wie ein Sonnenschein vom Fenster entfernte. Eines war klar: Dieses Mädchen musste einer der Schlüssel sein, die mich zur Aufklärung meiner rätselhaften Odyssee führen sollten. Es galt, viele Geheimnisse zu lüften, die mit Anna, dem Mädchen, Bernard, Schwester Helen, dem Kult, der PTV-Droge und mit mir in Verbindung zu stehen schienen. Das Mädchen war zumindest in Sicherheit, egal ob es nun real war oder nicht. Es war allem Anschein nach auch an dieser Institution interessiert. Gespannt, welche Verbindungen diese Klinik zu meiner geliebten Anna und diesem Mädchen hatte, stieg ich die Stufen zum Eingang hinauf und öffnete die Tür, die mich in das Foyer der Anstalt führte.

Kapitel 18

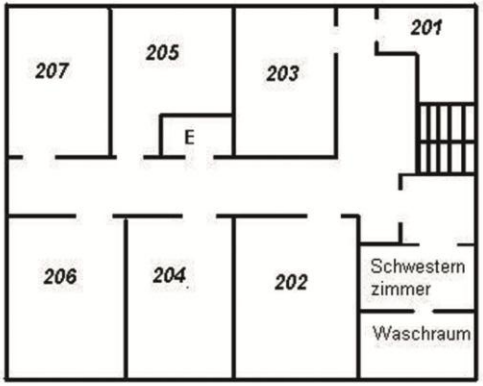
In der Eingangshalle, die zugleich ein Wartezimmer zu sein schien, war es kühl und still. Die Atmosphäre war beklemmend und bedrohlich, aber wer fühlte sich in einer Klinik, beziehungsweise in einem Krankenhaus schon wohl? Zu meiner Rechten befand sich die Rezeption, die zugleich als Zugang zum Untersuchungszimmer diente. Zur Linken befand sich der Wartebereich mit einer im Kreis angeordneten und nach innen ausgerichteten Reihe von Sitzplätzen, in der Mitte ein Tisch mit Magazinen, die allesamt ein paar Jahre alt gewesen sein müssen. Ich näherte mich dem Tisch und blätterte in einem der älteren Magazine herum, in der Hoffnung, auf einen nützlichen Hinweis zu stoßen. Stattdessen stachen mir nur dutzende Seiten ins Auge, auf denen Gesichter und Texte herausgeschnitten wurden. Wer machte denn sowas? Mir schlug meine Mutter immer auf die Finger, wenn ich in den Heften des Zahnarztwartezimmers herumkritzelte.
Neben den Sitzplätzen hing an der Wand ein Grundriss des Gebäudes. Der Karte nach zu urteilen, handelte es sich bei der Klinik um eine kleinere Institution, die gerade mal zwei Stockwerke umfasste und sich allem Anschein nach auf bestimmte Bereiche spezialisierte.

Ridgeview Medical Clinic

1 F



2 F



Gegenüber vom Eingang des Gebäudes befand sich ein Aufzug. Bei den benachbarten Räumen handelte es sich um Toilettenräume, von denen ich allerdings noch immer keinen Gebrauch machen musste. Gut, ich hatte auch bislang keinerlei Flüssigkeit zu mir genommen, was mir genauso seltsam vorkam. Dennoch war es – in Anbetracht meiner Verweildauer dort – schon äußerst merkwürdig. War es zwei Tage her, vielleicht sogar drei? Nein halt, als ich in meinem Apartment erwachte, musste es Dienstag gewesen sein. Es war schließlich an einem Montag, als ich von der Arbeit nach Hause kam und dann diesen schrecklichen Albtraum hatte, das wusste ich noch genau. Das war jedoch alles, woran ich mich erinnern konnte. Vielleicht war es aber auch gar kein Traum. Vielleicht fiel ich auch in eine unglaublich lang andauernde Bewusstlosigkeit, während meine Freundin an diesen Ort verschleppt wurde und… und… mir für alle Zeit weggenommen wurde. Sie war tot. Mir fiel es schwer, mich damit abzufinden, aber die Rache an den Übeltätern, insbesondere an Andrew sollte mir Genugtuung verschaffen, auch wenn mir diese Vergeltung meine Freundin nicht wieder zurückbringen würde. Ich wusste nicht, ob ich jemals darüber hinwegkommen würde, schließlich hatte sie mir alles bedeutet, sie war ein Teil von mir. Abhängigkeit war nicht mal ansatzweise vergleichbar mit der Verbindung, die ich zu Anna hatte. Und ich machte mir diese Genugtuung zu meinem Ziel, zumal ich nicht eher hätte Ruhe finden können. So übertrieben es auch klingen mochte, ohne Anna konnte ich mir ein Leben nicht mehr vorstellen. Meine Tränen voller Wehmut, meine Qualen und das Leid galten nur noch ihrem Ableben.
Die ganze Situation war so niederschmetternd… Ich war am Boden zerstört. Aber ich durfte mich nicht herunterziehen lassen, nicht zu diesem Zeitpunkt. Noch kannte ich die Hintergründe nicht, die zu all dem führten. Dieses Rätsel musste zumindest noch gelöst werden, also raffte ich mich auf, verdrängte diese zermürbenden Gedanken und wandte mich meinen Nachforschungen in der Klinik zu.

Zielsicher begab ich mich in Richtung des Untersuchungszimmers hinter der Rezeption und hielt in der neuen Räumlichkeit Ausschau nach wichtigen Hinweisen. Zur Rechten des Eingangs stand eine

obligatorische Liege. In der hinteren, rechten Ecke war eine Kabine angebracht, in der sich die Patienten entkleiden konnten. Neben der Liege gab es diverse Geräte, die ich nicht beim Namen benennen konnte, aber mit Sicherheit zu verschiedenen Untersuchungs- und Behandlungszwecken dienten. Ansonsten gab es noch die typischen Schränke, gefüllt mit Medizin, Kanülen, Nadeln, Blutproben, Hygieneartikeln für Schutzmaßnahmen, Pflastern, Verbänden und, und, und… Ich als Mann konnte zumindest annehmen, dass diese Praxis vorwiegend zu gynäkologischen Zwecken diente. Ein Schild auf der Tür links von mir bestätigte diese Annahme:

„Dr. Gandros – Facharzt für gynäkologische und plastische Chirurgie“

„Anna… warum warst du hier?“ Es besorgte mich mehr und mehr, warum Anna die Hilfe dieser Anstalt in Anspruch nehmen musste und es machte mir Angst… War sie schwer krank? War das der Grund, warum sie des Öfteren diese depressiven Phasen hatte? Erwartungsvoll öffnete ich die Tür in das Besprechungszimmer des Chefarztes.
Das Besprechungszimmer war recht steril eingerichtet, lediglich ein großer Aktenschrank, ein Schreibtisch und eine Pflanze in der Ecke zierten das Innenleben des Raums. Links von mir führte eine weitere Tür zurück in die Halle. Zu meiner Rechten sorgten zwei große Fenster für ausreichend Licht, auch wenn man durch das ziemlich verstaubte Glas nur den dichten Nebel sehen konnte.
Auf dem Schreibtisch des Arztes lagen zwei Dokumente, die sehr schnell meine Aufmerksamkeit erregten. Bei dem gelbfarbigen Bogen handelte es sich um eine Patientenakte:

„Sehr geehrter Dr. Gandros,

die Patientin in Zimmer 206 gab in den letzten Nächten seltsame Laute von sich und hatte anfallsartige Zuckungen. Ihr Blutdruck war in Ordnung, allerdings machen wir uns Sorgen um ihre Blutwerte. Unangenehm aufgefallen sind uns Spuren eines Rauschgifts, das wir bislang nicht identifizieren konnten. Wir wollen noch keine voreiligen Schlüsse ziehen, aber es wäre denkbar, dass sich die Patientin aufgrund

ihrer gesundheitlichen Situation in den Drogenkonsum geflüchtet haben könnte. Ihre Symptome gleichen den typischen Körperreaktionen bei Entzugserscheinungen, dabei müsste sie sich doch darüber im Klaren sein, dass sie dieses Geheimnis nicht vor uns verbergen kann. Genaueres wird noch ermittelt."

Bei dem anderen Dokument handelte es sich um die Notiz einer Schwester:

„Liebe Alison

Das Mädchen in Zimmer 206 tut mir unendlich leid. Sie hat eine Menge durchgemacht, aber sie ist auf dem besten Weg der Genesung, sowohl physisch, als auch psychisch. Wirklich erstaunlich, wie sie sich durchbeißt und kämpft, um endlich glücklich leben zu können. Sie hat wirklich eine tolle Figur! Viele würden sie um ihre Qualitäten beneiden. Aber manchmal macht mir ihre Art, wie sie redet, Angst. Und diese Spuren in ihrem Blut… Sie macht eine Menge durch. Ich hoffe doch sehr, dass sie nicht in eine falsche Szene geraten ist.
Und dieser Mann, George Rosten heißt er… Irgendwie traue ich diesem Kerl nicht über den Weg. Er besucht sie sehr oft und kümmert sich auch wirklich liebevoll um sie, aber da stimmt doch was nicht. Seiner Erscheinung nach zu urteilen, ist er ein sehr frommer Mann, woran ja nichts Verwerfliches zu finden ist. Am Dienstag meinte sie aber wohl, dass sie sein „Programm" vermissen würde. Ich will lieber nicht wissen, was sie damit meint. Naja… Er macht sie immerhin glücklich. Sie kann jetzt nachts auch viel besser und ruhiger schlafen. Du weißt ja, dass sie eigentlich sehr oft weint. Und es ist ja nicht das erste Mal, dass sie hier ist."

Sprachen diese Menschen etwa von Anna? Nachdem ich diese beiden Texte gelesen hatte, wollte ich nur noch wissen, was in diesem Zimmer auf mich wartete.
„Zimmer 206" Ein Blick auf die Karte half mir dabei, das betreffende Zimmer ausfindig zu machen.

Doch bevor ich mich auf den Weg in das obere Stockwerk machte, kontrollierte ich die Aktenschränke nach nützlichen Hinweisen. Ich musste unbedingt wissen, warum Anna Patientin in dieser Klinik war. Ständig fand ich diese unvollständigen Notizen, die mich vor Neugier nahezu platzen ließen, als wollte man mich an der Nase herumführen. Zu meiner Enttäuschung waren jedoch fast alle Aktenschränke leer, mit Ausnahme einer Schublade, in der ich einen Zettel fand:

„Das Schweigen gehört zu den eindrücklichsten Ereignissen unseres Lebens."
Ladislaus Boros

„Als ob…" Verärgert schüttelte ich den Kopf und zerknüllte den Zettel. Ich kam mir vor wie ein Trottel, der die ganze Zeit durch die Gegend gescheucht werden sollte. Diese Schnitzeljagd ging mir auf den Geist, mal abgesehen davon, dass sie zu allem Überfluss auch noch lebensgefährlich war. „Reden ist Silber, Schweigen ist Gold!"; „In der Ruhe liegt die Kraft!" Solche Sprüche fehlten mir noch zu meinem Ärger. Wirklich ernst nehmen konnte ich diese Sprichwörter jedenfalls nicht mehr.
Nun gut, dann gab es auch keinen weiteren Grund, mich in diesem Büro aufzuhalten. Ich verließ das Zimmer durch die Tür, die mich direkt zurück in die Eingangshalle führte.

Im Foyer herrschte eine äußerst bedrückende Stille. Es war kühl geworden, die kahlen und hohen Wände des Raums unterstützten die Leere, die in der Halle zum Ausdruck kam. Womöglich war ich auch dort ganz allein, was mich aber auch nicht weiter störte, solange ich mich nicht mit Feinden herumplagen musste. Besorgniserregend war die Tatsache, dass meine Pistole keine Munition mehr fasste. Im Falle eines Angriffs musste ich mir gut überlegen, ob eine Flucht nicht doch sinnvoller war, aber manchmal gab es eben auch diese Feinde, denen ich mich entledigen musste, so wie es beispielsweise bei diesen Obermotzen der Fall war.
Unmittelbar zu meiner Rechten reichte eine breite Treppe in das obere Stockwerk, wo sich laut Karte die Patientenstation befand. Ohne zu

wissen, welche Überraschung mich dort erwartete, stieg ich die Stufen hinauf und erblickte auf der Zwischenebene ein großes Fenster, durch das ich den Nebel über der Stadt gut sehen konnte. Die grauweiße Lichtquelle tauchte das Treppenhaus in ein beklemmendes und sogar geisterhaftes Flair.

Es war wieder einmal verdächtig ruhig geworden. Dort oben wartete womöglich die Antwort, nach der ich schon so lange gesucht hatte. Eine Antwort, für die ich durch die Hölle gegangen war. Vorsichtig stieg ich eine Stufe nach der anderen nach oben, vorbei an der Ebene mit dem großen Fenster bis zum Ende der Treppe, die in einen verwinkelten Flur mündete.
In der zweiten Etage (2F) angekommen, warf ich einen Blick auf die Karte. Das Zimmer „206“ lag im südwestlichen Teil der Klinik. Die Flure auf dem ersten Stock waren mit Ornament bestückten Säulen geschmückt, Topfpflanzen zierten die kahlen Wände, die dem sterilen Charakter und der tristen Stimmung entgegenwirken sollten. In der Ecke rechts von mir befand sich ein kleines Sitzarrangement mit Stühlen, Tischen und einem Stapel Zeitschriften. Doch so prunkvoll dieses Institut auch eingerichtet war, die erdrückende Stille vermittelte dennoch den Eindruck von Gefangenschaft und Hoffnungslosigkeit.
Ich verabscheute Krankenhäuser. Meine Großmutter litt an Asystolie und lag lange Zeit in einem Krankenhaus in Richmond. Ständig litt sie an Atemnot und schrecklichen Schwindelanfällen. Wir alle machten uns große Sorgen um sie. Es war schrecklich, sie in diesem qualvollen Zustand sehen zu müssen. Wenn ich daran dachte, wie lange sie unter diesen Qualen leiden musste, bevor… Sie starb an dieser Krankheit, aber sie hatte es hinter sich. In diesen letzten Tagen besuchten meine Familie und ich sie fast jeden Tag. All diese kranken Menschen… Sie konnten ihre Zimmer nicht verlassen und vegetierten hoffnungslos vor sich hin. Ihre Zimmergenossin konnte sich noch nicht einmal mehr bewegen. Sie war über Schläuche an diversen Geräten angeschlossen, die sie am Leben erhalten sollten, aber was war das noch für ein Leben? Wie… Wie konnte man nur auf diese Weise weiterleben wollen? Gab es denn wirklich noch Hoffnung für diese Menschen? Sie konnten einem so schrecklich leid tun. Gepeinigt von endlosen Schmerzen lagen sie da,

Tag für Tag, in der Hoffnung, noch einmal die Vorzüge des Lebens genießen zu dürfen. Auch meine Großmutter kämpfte um jede Sekunde, bis sie letztendlich an der Krankheit gestorben war. In dieser wehmütigen Zeit habe ich mehr denn je gelernt, das Leben zu schätzen. Das war einer der Gründe, warum ich Krankenhäuser verabscheut hatte. Nirgends sonst waren so viele Qualen, Kummer und unsägliches Leid derart gebündelt. Glücklicherweise musste ich nie länger als einen Tag in einem Krankenhaus verweilen. Als kleiner Junge hatte ich mir bei einem Fahrradunfall den Arm gebrochen. Das war so ziemlich das schmerzlichste, was mir in physischer Hinsicht widerfahren war. Allen Anzeichen nach zu urteilen, war Anna mehr als nur einmal in einem Hospital und der Gedanke daran nagte an meiner Psyche.

Nur wenige Schritte trennten mich von Zimmer „206".
„Jetzt nach links, rechts um die Ecke, letztes Zimmer links." Murmelnd packte ich die Karte zurück in meine Tasche und folgte dem Weg, den ich kurz zuvor im Geiste durchgegangen war. Ein grelles Licht am Ende des verwinkelten Flurs erweckte meine Aufmerksamkeit. Mit skeptischen Blicken spähte ich um die Ecke in den zweiten Teil des Flurs und erblickte die unwirkliche Lichtquelle. Es war ein Fenster... Dieses gleißend grelle Licht, erleuchtete strahlend hell diesen Teil des Flurs, wie ein heiliges Tor, ein Trugbild aus rastlosen Träumen. Aufgrund der Wetterverhältnisse, die sich in dieser Stadt scheinbar so gut wie gar nicht änderten, konnte ich mir die Präsenz dieses trügerischen Lichts nicht erklären. Die Tür zur Linken des Fensters führte in das mysteriöse Zimmer „206", aber konnte ich sicher sein, dass das Licht am Ende des Flurs auch keine Gefahr darstellte? Vorsichtig näherte ich mich der surrealen Erscheinung, Schritt für Schritt, bis ich unversehrt an der Tür angelangt war. Doch zu meiner Verwunderung verschwand das Licht. Es wurde wieder dunkler und trüber, bis ich durch das Fenster nur noch den „vertrauten" Nebel sehen konnte, gepaart mit dem Ascheregen, der unaufhörlich vom Himmel fiel.
Ich kümmerte mich nicht länger darum und wandte mich der Tür zu, die bereits einen Spalt offen stand. Zu meinem Glück schien auch in diesem Raum keine Gefahr auf mich zu lauern, aber es war nur eine Frage der

Zeit, bis die nächste feindlich gesinnte Kreatur meine Wege kreuzen würde.
Achtsam öffnete ich die Tür und erblickte das Interieur. Unmittelbar rechts von mir befand sich eine weitere Tür, die in das Badezimmer des Krankenzimmers führte. An der linken Wand standen zwei Betten, die in den Raum hinein ragten. Wandschränke zierten die Wand neben der Badezimmertür und ein Tisch in der hinteren rechten Ecke war mit Blumen und einer orangefarbenen Tischdecke dekoriert. Aber was weitaus mehr von Bedeutung war, waren die Utensilien, die auf dem hinteren Bett lagen. Licht drang durch das Fenster auf der gegenüberliegenden Seite und schien wie ein Spotlight direkt auf das Bett. Es wirkte so friedlich und sanftmütig… Bei näherer Betrachtung erkannte ich einen Handspiegel und einen schwarzweißen Anhänger auf dem Bett: Das „Yin- und Yang"-Symbol, das ich bereits zuvor im Wald und auch in der Matheson Highschool gesehen hatte. Ich nahm es an mich und dachte erneut darüber nach, welche Bedeutung es konkret für mich, Anna und die ganze Situation haben könnte.
„Was…. Was willst du mir sagen?"

Erschöpft von den Strapazen, die mich in den letzten Stunden, möglicherweise sogar Tagen ereilt hatten, setzte ich mich auf das Bett und atmete tief durch. Wie lange war es her, dass ich geschlafen hatte? Aber so müde ich auch war, ich konnte keine Ruhe finden. Marode griff ich nach dem Spiegel und sah mich an. Mein Gesicht… Es war trist und leer. Ermüdung war mir geradezu ins Gesicht geschrieben. Das struppige Haar, tiefe Augenringe, die Falten an den Augen und eine kleine Wunde am Kinn, die ich mir bei einem Kampf mit diesen Monstern zugezogen haben musste. Ich legte den Spiegel nieder und blickte auf die Kommode, die links neben dem Bett stand. Auf der Kommode stand ein Telefon, aber ich machte mir keine großen Hoffnungen, dass es noch funktionierte.
Erst dann sah ich einen Zettel, der aus der Schublade der Kommode herausragte. Ich öffnete die Schublade und entdeckte eine Vielzahl an diversen Gegenständen, unter anderem einen Stoffbär, Bücher, einen Walkman, Kassetten, Zeichenstifte und ein Bild, auf dem zwei Menschen zu sehen waren, die auf einer großen Blumenwiese knieten,

ein Mädchen und ein Junge. Es war eine äußerst gelungene Bleistiftzeichnung, aber… was war das? Dieses Mädchen… Es sah Anna sehr ähnlich. Und bei dem Jungen handelte es sich eindeutig um Andrew. Das Mädchen legte seinen rechten Arm um den Jungen, als ob es ihn trösten wollte. Der Junge hingegen starrte traurig auf den Boden. Eine Träne auf seinem Gesicht verdeutlichte den Gefühlszustand des Jungen. Was hatte das zu bedeuten? Die beiden harmonierten, als ob sie sich ewig kennen würden. In welcher Beziehung standen die beiden zueinander? Wer immer dieses Bild gemalt hatte, wusste über die beiden Bescheid.
Andrew… Auf diesem Bild sah er so friedlich aus. Er hatte eine sonderbare Erscheinung, so unschuldig und zart. Als ich das Bild betrachtete, fiel es mir schwer zu glauben, dass Andrew böse Absichten hatte, aber es war letztendlich auch nur ein Bild, ein Bild, das ebenso gut die Wahrheit verschleiern konnte.
Ich legte das Bild zur Seite und wandte mich dem Zettel zu. Es war tatsächlich eine weitere Tagebuchseite von Anna. Wissbegierig fing ich an, ihn zu lesen:

„15. 10. 1989

Liebes Tagebuch…
Jetzt liege ich schon seit drei Tagen hier… Diese Schmerzen machen mir sehr zu schaffen, aber ich freue mich über den großen Schritt, den ich in den letzten Tagen gegangen bin. Endlich kann ich etwas bewegen. Mein Leben kann nun endlich beginnen!
Heute Morgen war der Arzt wieder auf Visite. Zu meinem Pech muss ich noch eine ganze Woche hier bleiben, eine ganze Woche! Ich fühle mich so schrecklich einsam. Werde ich denn jemals glücklich sein können? Wenn George nicht wäre… Ich habe wirklich niemanden, der sich um mein Wohlergehen schert, außer ihm und den anderen Mitgliedern. Aber was liegt ihm eigentlich an mir? Meine Gegenwart muss doch abstoßend sein. Doch es gibt sie: Die Menschen, die hinter mir stehen und mir stets ihre Schulter anbieten, an der ich mich ausweinen darf. Niemals hatte ich daran geglaubt, dass sich jemand meiner annehmen würde. Sie schätzen mich so wie ich bin.

George meinte, ich sei etwas Besonderes. Ich solle nicht aufgeben und mich daran erfreuen, dass ich gesund bin und leben darf. Im Grunde genommen hat er ja Recht. Es gibt so viele Menschen, denen es schlechter geht als mir, aber… So hart sich das auch anhören mag, ich würde lieber an körperlichen Schmerzen leiden, als meiner untröstlichen Psyche hoffnungslos ausgeliefert zu sein. Wie soll ich meine Krankheit jemals akzeptieren? Wie soll ich jemals mit diesen Einschränkungen zurechtkommen?
Nun… Ich muss auch oft an diesen Jungen denken, den ich letzte Woche in der Kirche gesehen habe. Dieses schulterlange Haar und diese Augen… Ich hatte mich geradezu in ihnen verloren. Warum habe ich ihn nicht angesprochen? Aus Angst abgewiesen oder gar enttäuscht zu werden? Oder weil ich ihn schützen wollte? Warum sollte er mich schon mögen? Mich… Ich fühle mich so hässlich! Warum ich? Warum muss ausgerechnet ich so schrecklich leiden? Manchmal stelle ich mir die Frage, warum ein Gott überhaupt solche Dinge zulässt. Ich bete jeden Tag zu ihm. Ich verehre ihn seit ich denken kann und dennoch werde ich so hart vom Schicksal gestraft.
Diese Schwestern hier reden ständig über mich, ich weiß es. Die Art, wie sie mit mir reden, wie sie mich anstarren… Wie kann man nur so dreist unhöflich sein? Menschen sind rücksichtslos und ergötzen sich an den Makeln anderer. Vielleicht denke ich auch zu viel darüber nach. Ich sollte in Zukunft auch nur noch an mich denken und jeden aus niederträchtigen Beweggründen einfach schamlos ausnutzen, aber ich möchte mich vor Gott behaupten können, auch wenn ich das Gefühl habe, auch von ihm im Stich gelassen worden zu sein. Außerdem kann ich nicht an mich selbst denken, wenn ich mich abgrundtief hasse.
Ich halte das Ganze nicht mehr aus! Morgen kommt George und dann geht es mir sicherlich besser. Mal sehen, wovon ich diese Nacht träumen werde.“

Dann war der Eintrag zu Ende. Ich war völlig fertig! Anna hatte eine Krankheit, die ihr das Leben schwer machte und sie erzählte mir nichts davon? Warum hat sie mich nie in dieses Geheimnis eingeweiht? Wollte sie ihr ganzes Leben lang damit dicht halten? Woran litt sie verdammt noch mal? Und wer war dieser George, der sich immer um sie

gekümmert hatte? War er ein Mitglied dieses Kults? Stand Anna in Verbindung zu diesen Machenschaften?
Ich war zumindest auf der richtigen Fährte.
Plötzlich entdeckte ich einen weiteren Eintrag aus Annas Tagebuch am hinteren Ende der Schublade, allerdings stammte dieser Eintrag von 1991, das Jahr, in dem ich Anna kennen gelernt hatte. Ich zögerte nicht lange und las auch diesen Eintrag, auch wenn sich das sicherlich nicht gehörte, aber ich musste einfach wissen, was Anna so schrecklich bekümmerte.

„Liebes Tagebuch,
Mathew hat mich heute schon wieder im Stich gelassen. Wie sehr hatte ich mich auf den heutigen Tag gefreut… Erst wollten wir den Tag am See verbringen, doch dann kam uns die Idee, einen Ausflug zum Lakeside Amusement Park zu machen. Zu meiner Enttäuschung kam ihm wohl ein Bewerbungsgespräch dazwischen. Nun gut, das ist natürlich wichtiger. Anstelle des geplanten Ausflugs machte mir mein Vater den Tag wieder einmal zur Hölle. Sieht er nicht wie sehr ich leide, insbesondere unter seiner herrischen und repressiven Erziehung? Noch weiß er nichts von Mathew, aber es ist nur eine Frage der Zeit, bis er mir auch dieses Glück wegnehmen wird. Die Tyrannei meines herzlosen Vaters muss irgendwann ein Ende finden. Oft denke ich, dass es besser sei, wenn Mathew nicht mit mir zusammen wäre, zumal ich ihn ja auch gar nicht verdient habe.“

Als ich diesen Satz gelesen hatte, musste ich mit dem Kopf schütteln. Anna dachte genau das gleiche auch bei mir, so oft…

„Trotzdem tut es weh, wenn Mathew nicht für mich da sein kann, schließlich ist er alles was ich habe. Seine Zuneigung reißt mich aus meinen immerwährenden Depressionen und gibt mir das Gefühl, geliebt zu werden, so wie ich es mir schon immer erhofft hatte.
Wird er enttäuscht sein, wenn ich ihm sage, dass… Ich kann es nicht einmal niederschreiben, die Schande ist einfach zu groß. Ich weiß nicht was ich tun würde, wenn er mich verlassen würde. Es grenzt auch an ein

Wunder, dass es hier in Silent Hill so gut wie niemand weiß. Das habe ich sicherlich auch dem Orden zu verdanken.“

Also handelte es sich beim Empfänger auf den Briefumschlägen, die ich an der Tankstelle gefunden hatte, tatsächlich um Annas Exfreund. Ich war erleichtert, dass sie doch keine Affäre zu haben schien. Was wollte sie ihrem Freund nur vorenthalten? Wenn ihr Vater wirklich so ein Monster war, konnte ich verstehen, warum sie ihm den Partner vorenthalten wollte. Ich war meinem Ziel jedenfalls erneut einen Schritt näher gekommen.

Kapitel 19

Gerade als ich mich aufmachen wollte, klingelte das Telefon auf der Kommode. Mir blieb vor Schreck fast das Herz stehen, zumal ich nicht damit gerechnet hatte, dass das Telefon noch intakt war. Aber wer konnte wissen, dass ich mich in dieser Klinik, zu genau diesem Zeitpunkt in genau diesem Zimmer aufhielt? Es jagte mir eine Heidenangst ein.
Gehemmt streckte ich meinen linken Arm aus und griff zum Hörer. Ohne ein Wort zu sagen, wartete ich auf eine Reaktion am anderen Ende der Leitung. Was dann geschah, hätte ich mir nie erträumen lassen.
„GORDON! Hilf mir, Gordon, ich brauche dich so sehr!“ Es war Anna. Sie rief panisch in das Telefon und flehte um Hilfe, als ob sie gerade in Schwierigkeiten stecken würde.
„Er kann mich nicht gehen lassen, warum hilft mir denn niemand? Andrew… Er kann mich einfach nicht gehen lassen. Bitte, Gordon…“ Dann verstummte ihre Stimme und es war nur noch ein schreckliches Rauschen zu hören, ein schriller Ton, der wie bei einem Radio auf eine defekte Statik zurückzuführen war, aber ein Telefon gab nicht solche Geräusche von sich.
„Anna??? ANNA!“ Mein Herz klopfte wie verrückt. Wie um alles in der Welt konnte das möglich sein? Ich hatte sie sterben sehen! Mit eigenen Augen! Nie würde ich dieses schreckliche Schauspiel vergessen können. Geschah das alles in einer anderen Wirklichkeit? Hatten die Ereignisse in der „anderen“ Welt dieser Stadt keinen Einfluss auf das, was in dieser Wirklichkeit geschah? Oder vielleicht… Vielleicht war es doch nur ein Traum. Egal was es war, sie war möglicherweise doch noch am Leben! Auf einen Schlag verspürte ich eine Kraft in mir, wie ich sie schon lange nicht mehr verspürt hatte. Ich hatte plötzlich wieder eine Bestimmung, eine Aufgabe, die mir neue Kraft schenkte, die Hoffnung, dass mein Herzensglück noch nicht verloren war. Überschwänglich vor Freude brach ich dort auf dem Bett sogar kurz in Tränen aus. Ich wusste nicht mehr, ob ich meinen eigenen Augen trauen konnte. Man spielte mir und meinen Gefühlen, vielleicht war dieser Anruf auch nur eine Täuschung

und sie war trotzdem tot. Diese Unwissenheit machte mich fix und fertig. Ich wusch mir die Tränen vom Gesicht und atmete tief aus. „Ob du es nun wirklich bist oder nicht. Ich gebe dich nicht auf. Ich will dich nicht verlieren.“ Es war wieder Hoffnung in mir, aber auch Misstrauen. Aber es war es alle Mal wert, dem nachzugehen, also erhob ich mich vom Bett und drehte mich zur Tür, ohne zu bemerken, dass ich nicht mehr alleine war.
An der Tür stand er, Andrew. Er grinste mich nur schäbig an, bevor er das Zimmer verließ und den Flur hinunterlief.
„DU? Bleib‘ sofort stehen!“ Ich trödelte nicht lange herum und lief dem Wicht hinterher, was sich als äußerst problematisch erwies, da Andrew offenbar recht flink war. Er lief den Flur hinab, bis er hinter der Ecke des verwinkelten Flurs verschwand. Musste ich erneut mit einer Falle rechnen? Warum hetzte mich dieser Balg ständig durch die Gegend? Aus unerfindlichen Gründen fiel es mir von Mal zu Mal schwerer, ihm etwas anzutun. Womöglich empfand ich doch mehr Mitleid für Andrew, als ich es wahrhaben wollte, und das obwohl er für den Tod von Anna verantwortlich war… Wenn sie denn wirklich tot war, das war alles so verwirrend. Ich schwor Rache, aber womöglich war das nicht mehr notwendig, wenn sie wirklich noch am Leben war. Unbewaffnet, aber entschlossen setzte ich die Hatz fort. Als ich es bis zur Treppe geschafft hatte, verschwand sein Schatten im Treppenhaus. Es gab allerdings etwas anderes, was ich dort vor dem Bereich des Treppenhauses bemerkte: „Gott! Bitte nicht…“ Auf dem Boden lagen haufenweise Haare herum. Wie steif gefroren starrte ich auf den Boden, zitterte aber zugleich am ganzen Körper und flüsterte „Bitte nicht… Bitte nicht…“ Ich musste weg von dort und zwar so schnell wie möglich! Erst dann bemerkte ich, dass noch etwas anderes nicht stimmte. Es war schon wieder etwas dunkler geworden. Das große Fenster im Treppenhaus spendete weniger Licht, als noch wenige Minuten zuvor, aber das war längst nicht alles. Ich stieg langsam die Stufen hinab und sah, wie sich die Decke über mir verfärbte.
„Oh nein! Auch das noch… Bitte alles, nur nicht das!“ Aber dieses Mal war es anders. Anders als bei den letzten Malen war ich dieses Mal Zeuge dieser schrecklichen Verwandlung. Ich sah, wie die Tapete von der Wand abblätterte und eine gelbrostige Mauer zum Vorschein kam.

Darüber hinaus hörte ich knarzende Laute aus jeder Richtung bis es letztendlich auch noch zu poltern anfing. Blut sammelte sich am oberen Ende der verrotteten Wände und strömte dieselbigen hinab.
Erstarrt vor Angst schaute ich mich hilflos um und wusste nicht, was ich tun sollte. Ich stand nur da, schrak bei jeder kleinen Veränderung auf und wusste nicht, wie mir geschah. Der Boden… Er verwandelte sich direkt unter meinen Füßen, wo plötzlich blutverschmierte Fliesen zu sehen waren, die das herumliegende Haar in Blut tränkten. Das Beben wurde so stark, dass ich mich an dem Geländer der Treppe festhalten musste. Ich stand wie angewurzelt da und schaute mit an, wie alles seinen entsetzlichen Lauf nahm.
Begleitet wurde dieser Horror durch qualvolle Schreie, die aus dem unteren Stockwerk hallten. Als ich jedoch einen Blick nach unten warf, eröffnete sich mir ein neuer Weg. Diese unwirkliche Treppe setzte sich scheinbar endlos in den Untergrund fort, in die tiefsten Tiefen, woher ich die Schreie vernahm. Die Schreie wurden immer schriller und lauter, sodass ich klagend in die Hocke sank und mir die Ohren zuhalten musste. Ich war mir darüber im Klaren, dass ich mich erneut durch die Albtraumwelt Silent Hills kämpfen musste, als ob ich – sinnbildlich betrachtet – nur auf diesem Wege die „Tiefen“ dieses Netzwerks dieses übernatürlichen Geflechts aus miteinander verwobenen Erinnerungen, Träumen und Ängsten ergründen konnte. Es war eine weitere Prüfung, der ich mich stellen musste, ganz gleich, ob ich das wollte oder nicht. Umso entschlossener konnte ich mich fügen und dieser neuen Herausforderung stellen. Seit dem Ereignis in der Turnhalle war meine Angst bei weitem nicht mehr so groß, wie noch zu Beginn meiner Reise.
Wenig später war es dann endlich vorbei. Ich öffnete meine Augen und stützte mich an dem Geländer auf.
Licht gab es nur in diesem oberen Teil des Treppenhauses, sodass ich bei meinem Abstieg wieder Gebrauch von meiner Taschenlampe machen musste. Der ohrenbetäubende Krach, der mit der Verwandlung meiner Umgebung einherging, wich einer unheilvollen Stille, gepaart mit dem Herabtropfen des Wassers aus einem herabhängenden Wasserrohr und einem metallenen Quietschen aus den Tiefen des Treppenhauses. Es gab keinen Grund für mich, in die Patientenstation zurückzukehren, schließlich offenbarte sich mir ein weiterer Weg, der

mir vorherbestimmt war. Ich wusste genau, dass es keinen Zweck hatte, nach einem anderen Weg zu suchen. Das Schicksal schien meinen Aufenthalt dort in Silent Hill bis ins kleinste Detail vorherbestimmt zu haben. Diesem Schicksal sollte ich mich stellen.
Gerade als ich die Treppen hinabsteigen wollte, hörte ich ein Geräusch, ähnlich dem Zuknallen einer Tür. Angsterfüllt zuckte ich zusammen und drehte mich sofort um. Es kam aus den Fluren des ersten Stocks, der restlos finster war. Meine Hand zitterte wie verrückt, dementsprechend auch der Lichtwurf der Taschenlampe, die direkt auf den Flur gerichtet war. Kurz daraufhin ertönte ein verstörendes Röcheln, das mir sehr bekannt vorkam und daher zugleich den Magen umdrehte. Die Haare auf dem Boden des Treppenhauses bekräftigten meine Vermutung und bereiteten mich bereits vor der schrecklichen Verwandlung auf das drohende Unheil vor, das dort in den finsteren Fluren lauerte. Wie angewurzelt leuchtete ich mit meiner Taschenlampe in den Flur hinein und wartete auf das keifende Ungeheuer, anstatt die Beine in die Hand zu nehmen und die Treppe hinunterzulaufen, also genau das Verhalten, das man bei Protagonisten in diversen Horrorfilmen so sehr belächelte und in Frage stellte. Ich war dieser Schreckgestalt schon einmal begegnet und wusste, womit ich es zu tun hatte. Ein Wesen, das mich mit seinem steinernen Blick seiner blutunterlaufenen Augen geradezu paralysierte und an Ort und Stelle nahezu wie von Geisterhand festhielt. Mein von Adrenalin durchflossener Körper ließ mich nicht gehen, ehe ich der Kreatur nicht gegenüber stand.
Dann war es soweit! Hinter der Ecke kam die bläulich verfärbte Hand zum Vorschein, die den dazugehörigen Körper auf dem Boden entlang zog. Röchelnd und stöhnend kam sie langsam zum Vorschein. Es war das Monster aus der Schule, das mir bei der letzten Konfrontation aus mangelnder Nervenstärke einige Jahre meines Lebens geraubt hatte. Mir wurde schwindelig vor Angst, so groß war meine Ehrfurcht. So viel zum Thema, ich hätte einen Großteil meiner Angst abgelegt. Pustekuchen! Das Monster kam näher und näher. „Ich… muss… weg! Sofort!“ Sie durchbohrte mich geradezu mit ihren weit aufgerissenen Augen und kroch schwerfällig über den Gitterboden des Flurs. Ein Schrei aus dem Treppenhaus befreite mich aus meiner Starre, sodass ich letztendlich doch das Weite suchen konnte. „Schau nicht zurück!“,

warnte ich mich immer und immer wieder, während ich um mein Leben lief. Panisch sprang ich die Treppen hinunter, weil ich genau wusste, wie schnell dieses Monster sein konnte. Die Tür zum Erdgeschoss war verschwunden, der Zugang zum Haupteingang blieb mir – wie erwartet – verwehrt, also lief und lief ich, getrieben von der nahenden Untoten, die sich durch das Krachen ihrer Knochen bemerkbar machte. Sie war bereits auf der Treppe angelangt und gab kontinuierlich ihre ohrenbetäubenden und stöhnenden Schreie von sich, die ich in Mark und Bein spürte. Aber ich durfte mich nicht davon ablenken lassen, geschweige denn einen Blick zurück werfen. So lief ich die scheinbar endlose Treppe hinunter, ohne auch nur einen Gedanken daran zu verschwenden, wie lange ich diese Flucht noch durchstehen musste. Es war, als ob meine Beine von selbst liefen, wie in einem Traum, den ich nicht beeinflussen konnte. Hin und wieder sah ich im Augenwinkel, wie die zitternde Hand des zombiegleichen Wesens auf dem Geländer entlang zitterte. Ich erkannte nun, wie sich dieses Wesen so schnell fortbewegen konnte. Der Körper selbst bewegte sich zwar gemächlich, aber sie schien sich blitzschnell von einer Stufe zur nächsten… „teleportieren“ zu können, fast so, als ob sie nur ein Hologram gewesen war, eine Projektion, die urplötzlich verschwand und an anderer Stelle wieder aus dem Nichts erschien. Dabei verzog sie keine Miene und wandte dabei nie ihren Blick von mir ab. Jedes Mal, wenn sie auftauchte, hinterließ sie ein weiteres Büschel ihres schütteren grauen Haars auf den Stufen, woher auch immer diese ganzen Haare kamen. Als sie mir entgegen kroch verhielt sich ihr Bewegungsmuster noch anders. Mit jedem weiteren Stockwerk, das ich nach unten sprintete, vernahm ich mehr und mehr die unerbitterlichen Schreie von Menschen, die um Gnade winselten und durch das ganze Treppenhaus hallten. Mein Herz pochte wie ein Paukenschlag!
Angstschweiß lief mir das Gesicht runter. “B5, B6, B7“ Wie viele Keller hatte dieser Komplex? So sehr es mir auch an Kondition mangelte, ich durfte nicht keine Pause einlegen. Es spielte keine Rolle, dass meine Ausdauer zur Neigung ging, stehen zu bleiben bedeutete der Kreatur hilflos ausgeliefert zu sein. Als Rennen konnte man meine Flucht ohnehin nicht beschreiben, ich stürzte geradezu in großen Sprüngen die Treppen hinab.

Glücklicherweise schienen es nur noch wenige Stockwerke zu sein, die mich von dem tiefsten Punkt trennten, doch die flackernde Untote war mir dicht auf den Fersen. Sie war definitiv schneller als ich, lediglich eine Treppe trennte uns noch. Ich war kurz davor ohnmächtig zu werden, mehrere Male stolperte ich sogar über meine eigenen Füße und zog mich wieder am Geländer nach oben. Wissend, dass ich meinem Ziel immer näher kam, sammelte ich meine letzten Kräfte und folgte der Treppe bis auf die tiefste Ebene. Die Schreie der gepeinigten Seelen aus den unteren Stockwerken wurden immer lauter und lauter, genau wie das Krachen der Knochen meiner Verfolgerin, die mir zu meinem Schrecken schneller auf den Fersen war als zuvor. Mit einem panischen Schrei sprang ich die letzten Stufen hinab, stürzte zur Tür, hinter der die schmerzerfüllten Schreie am lautesten erklangen, riss die Tür mit aller Kraft auf, und verschwand mit einem Satz hinter der Tür, die ich – so schnell ich konnte – hinter mir zuschlug. Ächzend sank ich zu Boden und keuchte mir die Seele aus dem Leib.
In diesem Zustand war ich jeder Gefahr wehrlos ausgesetzt, aber ich konnte keinen Fuß mehr vor den anderen setzen. Ich war schlichtweg fix und fertig, am Ende meiner Kräfte. Es dauerte eine ganze Weile, bis ich wieder ruhig atmen konnte, mir schmerzte die Brust. So verausgabt hatte ich mich zuletzt bei den Bundesjugendspielen in meiner eigenen Schulzeit.

Als ich auf dem kalten und mit Blut verschmierten Fußboden saß, leuchtete ich mit meiner Taschenlampe die neue Umgebung ab, in der es stockfinster war. Die Wände waren mit Blut besudelt, Löcher im Boden verhinderten den Zugang zu diversen Türen und an der Decke sah man ein langes Gitter, dass sich durch den ganzen Flur zog, darüber endlos erscheinende Leere. Es war ein langer breiter Flur, an dessen Ende ein großer, rostiger Ventilator langsam vor sich hinratterte. Nachdem ich mich allmählich erholt hatte, erhob ich mich wieder in die Vertikale und horchte in die Stille des Treppenhauses hinter mir. Tatsächlich hatte ich die Laute der „Frau“ nicht mehr vernommen, als ich die Tür hinter mir zuschlug. Ich war fast sicher, dass sie sich nicht durch Türen teleportieren, geschweige denn diese öffnen konnte. So entsetzlich die neue Räumlichkeit auch war, wollte ich nie wieder einen Schritt in

dieses Treppenhaus setzen. Außer dem riesigen Ventilator und meinen Schritten auf den Fliesen war sonst nichts zu hören. Selbst die Folterschreie aus der Ferne verstummten in dem Augenblick, als ich den Flur durch die metallene Tür betrat. Ich schien dieses Wesen tatsächlich abgehängt zu haben. Auch wenn der Albtraum noch nicht vorbei war, so verspürte ich dennoch eine große Erleichterung, die mir zu neuem Mut und Motivation verhalf, meine Suche dort in den Gewölben dieses Krankenhauses fortzusetzen. War ich überhaupt noch in einem Krankenhaus? Wie tief unter der Erde war ich gewesen? Kein Krankenhaus der Welt hatte… 20, oder gar 30 Kellerebenen, aber mir war ohnehin bewusst, dass es in dieser anderen Wirklichkeit keinen Sinn ergab, sich die Zustände rational zu erklären. Ich musste es nehmen wie es kam. Vor mir erstreckte sich ein weiteres Areal, das es zu erforschen galt.
Sowohl auf der linken als auch auf der rechten Seite gab es jeweils drei große, metallene Türen. Demnach hatte ich die Qual der Wahl, was ich nicht sonderlich mochte. Zwar hatte ich bislang mein eigenes Schicksal nur eingeschränkt selbst in der Hand, aber ich war dennoch froh darüber, dass ich bei meiner Suche nur diesem roten Faden folgen musste, der mich durch die schauderhafte Welt Silent Hills geleitete. So kam es auch in diesem Fall dazu, dass ich mir nicht allzu lange Gedanken darüber machen musste, welchen Weg ich zuerst gehen sollte. Das Kindergeschrei aus dem Raum hinter der ersten Tür auf der linken Seite erleichterte mir die Entscheidung. Wie viele Kinder mochten das sein? Was immer in diesem Raum auch vor sich ging, diese Kinder waren in großer Gefahr! Kindergeschrei war generell laut, schrill und nahezu ohrenbetäubend hoch. Aber diesen schmerzerfüllten Schreien merkte man an, dass diese Kinder elendig weinten und um ihr Leben flehten. Es war schlichtweg grausam! Es gab nur eine Stimme, die einem Erwachsenen gehörte, aber ebenso flehend um Hilfe schrie: Es war Bernard! Auch er schien noch am Leben zu sein, solange es sich nicht auch dabei um eine Täuschung handelte.
Entschlossen lief ich zur Tür und betrat den Raum, aus dem ich Bernards Schreie vernommen hatte, trotz meiner Angst, in einen Hinterhalt zu geraten, bei dem es mir sehr schwer fallen würde, mich unbewaffnet daraus zu befreien.

Als ich den Raum betrat, war Bernard die einzige Person, die sich dort befand. Was war mit all den Kindern geschehen, deren Schreie ich vernahm? Sie waren wie vom Erdboden verschluckt. Bernard hingegen war an der gegenüberliegenden Wand angekettet und schrie sich die Seele aus dem Leib.
„Bernard!“ Mittellos stand ich in diesem Raum und suchte einen Gegenstand, mit dem ich Bernard aus seiner misslichen Lage befreien konnte.
„Beruhige dich! Ich helfe dir, warte!“ Bernard war Schweiß gebadet, seine Kleider waren zerfetzt und er hatte Schnittwunden am ganzen Oberkörper.
„Sie lassen mich nicht in Ruhe… Mach, dass sie verschwinden Gordon. Der Spiegelmann kommt auch bald zurück. Bitte mach schnell!“ Nervös rüttelte er an den Ketten herum, als ob er etwas damit hätte ausrichten können. Tische standen kreuz und quer in der Gegend herum. Auf diesen Tischen lagen unzählige Kleidungsstücke, die sich bergeweise aufeinander türmten und zudem größtenteils zerfetzt waren. Auf einem der Tische entdeckte ich eine Axt. Mit dieser handlichen Waffe gab es die Möglichkeit, die Ketten zu durchtrennen und Bernard von seiner Gefangenschaft zu erlösen.
„Ok Bernard, ich schlage jetzt zu! Zieh die Ketten straff und beug dich weg, ich muss fest zuschlagen“ Das war das erste Mal, dass ich überhaupt eine Axt in der Hand hielt, aber das musste Bernard ja nicht wissen. Mit beiden Händen versetzt umklammerte ich die Axt, hob sie über mich, um dann mit Schwung fest zuzuschlagen. Bernard drehte seinen Kopf weg und kniff vor Angst die Augen zu. Nach zwei gut gezielten Hieben sprang die Kette ab und Bernard war befreit, woraufhin wir beide uns ungläubig anglotzten. Offenbar hatte keiner von uns beiden damit gerechnet, dass ich das hinkriegen würde, aber es war ein kleines Erfolgserlebnis, das Bernard ein Lächeln aufs Gesicht zauberte. Die Gefahr war aber längst nicht gebannt. Der „Spiegelmann“, wie Bernard ihn nannte, hätte jeden Moment zurückkommen können und dann wäre Bernard mit Sicherheit nicht das einzige Opfer gewesen. Er meinte vermutlich die humanoide Kreatur aus der Matheson Highschool,

die mit dieser spiegelartigen Masse überzogen war und sich auf Höhe des Rumpfes entzwei teilte.
„Und jetzt lass uns von hier verschwinden, Bernard. Du kannst echt von Glück sagen, dass du überhaupt noch am Leben bist. Kannst du gehen?“
„Ich habe Schmerzen, mein Brustkorb… ich schaff das nicht allein.“ Bernard verzog das Gesicht und stützte sich gegen die Wand. Seine Beine schienen zwar unverletzt zu sein, jedoch half uns das aufgrund seiner Verletzungen in Rumpfhöhe nicht wirklich weiter. Ein Wunder, dass er überhaupt stehen konnte. Waren das die Auswirkungen des Angriffs aus der Schule? Wie konnte er das überhaupt überleben? Das grenzte schon an ein Wunder. Ich wäre jedenfalls ein Monster gewesen, wenn ich ihn an diesem Ort zurückgelassen hätte, also bot ich mich als Stütze an, legte seinen Arm um meine Schultern, krallte mir die äußerst nützliche Nahkampfwaffe und verließ mit ihm diese Folterkammer, in der es keine Spur von Kindern gab, seltsam. Die Axt kam mir sehr gelegen, da ich noch immer keine Munition für meine Pistole gefunden hatte.
„Danke, Gordon…“ Seine Schmerzen standen ihm ins Gesicht geschrieben.
„Aber was machen wir jetzt? Wenn diese… kleinen Monster und der Kerl zurückkommen, sind wir beide fällig. Willst du… das Risiko wirklich eingehen?“ Seine rücksichtsvolle Art gefiel mir. Alles in allem schien er ein selbstloser, hilfsbereiter und fürsorglicher Geselle zu sein. Das fiel mir auch schon bei der Begegnung mit dem kleinen Mädchen auf. Was immer Bernard auch angerichtet haben mochte, er war ein zuverlässiger, treuer Gefährte, auf den ich bauen konnte.
„Bernard, ich lasse dich doch hier nicht sterben. Für wen hältst du mich? Wir packen das schon, mach dir mal keine Sorgen Kumpel!“ Daraufhin erwiderte er:
„Du bist hart im Nehmen, mein Freund. Ich lad dich zu 'nem Bier ein. Musst mich nur daran erinnern, wenn wir hier raus sind.“ Sogar in diesem Zustand hatte Bernard seinen Humor nicht verloren.
„Ich mag kein Bier, aber bei einem Weinchen bin ich dabei.“ Es tat gut, nicht allein in dieser grauenhaften Welt umherzuirren. Bernards optimistische Ader lockerte ein wenig die Stimmung auf.

Die nächste Tür direkt gegenüber war verschlossen, während die nächsten beiden Türen zu unserer Linken aufgrund der bodenlosen Abgründe unerreichbar waren.
„Ich habe mich noch nie so sehr über eine verschlossene Tür gefreut.“, sagte Bernard.
„Da hast du wohl recht, aber wenn die letzten beiden auch verschlossen sind, haben wir beide ein großes Problem. Ich hab nämlich keine sonderlich große Lust, in dieses verdammte Treppenhaus zurückzulatschen.“ Bernard war schwerer als ich dachte, aber er war ja auch ein Stückchen größer als ich. Einige seiner Wunden waren erschreckend tief.
„Du musst verarztet werden, Bernard. Lange hältst du das nicht durch. Außerdem blutest du mir meine schicke Jacke voll, das zahlst du mir zurück.“ scherzte ich, um ihn ein wenig bei Laune zu halten. Er verlor erstaunlich viel Blut.
„Du darfst das nicht auf die leichte Schulter nehmen. Hier muss es doch ein Zimmer geben, in dem ich mich kurz um deine Wunden kümmern kann, das ist doch ein verdammtes Krankenhaus, oder etwa nicht?“ Ich wusste nicht, ob ich ihn auf die Drogengeschichte ansprechen sollte, der Zeitpunkt war denkbar schlecht. Andererseits lenkte es ihn womöglich ein wenig ab. Ich musste einfach wissen, wie er zu diesen Drogen gekommen war. Unterdessen sah ich mich nach einem Raum um, in dem wir kurz rasten konnten.
„Bernard, ich habe gehört, dass in dieser Stadt eine Droge für Aufsehen und seltsame Vorfälle sorgt. Weißt du vielleicht etwas über die Sache?“ Bernard fing verdächtig an zu stottern und suchte offensichtlich nach einer passenden Ausrede, die ihn aus der Affäre ziehen sollte.
„Nein, ich… Ich habe auch schon von der Sache gehört. Sogar in der Schule wird mit dem Stoff gedealt, heftig, order? Meinst du… diese Sache hat etwas damit zu tun? Stehen wir unter dem Einfluss von Drogen, Gordon?“ Bernard hatte mich angelogen, aber ich wollte ihn erst dann zur Rede stellen, wenn sich eine bessere Gelegenheit dazu ergab.
„Nun ja, so wie ich das gelesen habe, soll das Zeug halluzinogene Auswirkungen auf den Konsumenten haben. Aber da ich keine Drogen nehme, kann das nicht der Grund für diesen Albtraum sein. Kennst du

dich besser damit aus?“ Die Andeutung war in diesem Fall vielleicht etwas zu deutlich, aber Bernard rückte nach wie vor nicht mit der Sprache raus und wechselte das Thema.
„Wie kann sich eine Welt nur so verändern? Was das wohl alles zu bedeuten hat? Diese Gestalten und all diese Leichen. Hier sieht’s aus wie auf einem Schlachtfeld. Hier müssen höhere Mächte am Werk sein, aber… Wie war das eigentlich bei dir, Gordon? Du hattest es zwar schon angedeutet, aber vielleicht finden wir Parallelen in unseren Geschichten. Was genau hat dich nach Silent Hill verschlagen?“, fragte Bernard. Daraufhin antwortete ich: „Es war alles so unwirklich. Anna und ich lagen im Bett und schliefen. Dann hatte ich diesen merkwürdigen Traum und am nächsten Morgen war Anna weg, aber das war nicht alles. Wie ich dir ja schon sagte, war auch dort die ganze Stadt menschenleer, alles war wie ausgestorben. Und das inmitten der Woche, mitten im Sommer, wo doch im Park sonst die Hölle los war und...“ Ohne dass ich meinen Satz zu Ende führen konnte, unterbrach mich Bernard mit einem äußerst verwirrenden Kommentar:
„Hey halt! Sommer? Hast du gerade Sommer gesagt? Sorry, aber das ist Käse. Klimaerwärmung schön und gut, aber so warm ist es im November noch nicht, als dass ich das Wetter als „sommerlich“ bezeichnen würde.“ Bernard war sich sicher, dass ich mich irrte, aber diese Zeitung, die ich auf der Veranda meines Freundes fand, war doch Beweis genug. Außerdem war ich doch nicht verrückt! Ich werde doch wohl wissen… Es wurde immer verrückter.
„Nein Bernard, ich bin mir sogar sehr sicher, dass es Juli war, beziehungsweise „ist“. Wie auch immer, das Datum einer Zeitung bestätigt meine Aussage. Du musst dich also im Datum vertan haben.“ Bernard blieb augenblicklich stehen – sofern man das bei unserer Art der Fortbewegung so sagen konnte – und starrte mich verdutzt an.
„Gordon, ich schwör's dir! Als ich aus meiner Bewusstlosigkeit erwachte, befand ich mich in der Kirche, weil ich mit Schwester Helen Anderson noch ein Wörtchen zu reden hatte. Ich weiß genau, dass es November war. Die Lieferung musste am Ende des Monats ausgehändigt werden. Am Tag danach hatte ein Kumpel von mir Geburtstag, warum sollte ich so etwas vergessen?“ Verwirrt und sprachlos starrten wir uns gegenseitig an und wussten nicht mehr, was

wir glauben sollten. Es war wie verhext! Wie konnte es sein, dass Bernard der Meinung war, es sei November, während ich der festen Überzeugung war, Anna sei an einem Julitag verschwunden?
„Bernard…“ Zögerlich fuhr ich fort. „Eine Lieferung? In die Kirche? Schwester Helen?“ Jeder meiner Fragen an Bernard folgte eine kurze Pause, die noch stärker dazu beitrug, Bernard endlich zum Reden zu bringen. Er hatte sich im Eifer selbst verraten. Bernard schluckte und wandte beschämt seinen Kopf ab, Richtung Boden. Sein Schweigen gepaart mit seinem verzweifelten Gesichtsausdruck sagten mir mehr als tausend Worte.
„Lass gut sein, Bernard, lass uns später darüber reden. Wir… sollten uns zunächst keine Gedanken darüber machen. Allem voran ist deine Gesundheit wichtig“. Ich wandte meinen Kopf abwechselnd den beiden Türen zu, die wir zuvor noch nicht betreten hatten.
„Wenn wir hier raus kommen, können wir uns noch lange genug den Kopf darüber zerbrechen, welches Datum wir haben, oder… Nun ja, du weißt schon.“ Bernard wandte noch immer den Kopf ab, da er sich sichtlich ertappt fühlte. Betreten fügte er sich und bedankte sich für meine Diskretion:
„Gordon... Danke. Du darfst mir das nicht übel nehmen. Es ist eine missliche und gefährliche Lage, in der ich stecke. Ich…“
„Es ist ok Bernard. Ich verstehe, was du meinst.“, intervenierte ich verständnisvoll, woraufhin Bernard bestimmend reagierte:
„Nein, nein, ich werde es dir schon sagen, nur bitte… Gib mir etwas Bedenkzeit, damit ich meine eigenen Gedanken ordnen kann und keinen entscheidenden Fehler begehe. Im Grunde genommen spielt es sowieso keine Rolle mehr, wenn vor unseren Augen unsere Welt zugrunde geht.“
Es folgte ein Moment der Stille, der für uns beide ein wenig unangenehm war. Bernard entschied sich dann, das Wesentliche im Fokus zu behalten:
„Nun gut, für welchen Weg entscheiden wir uns?“ Schwermütig schleppten wir uns zur linken Tür, öffneten sie vorsichtig und betraten einen Raum, der zwei Krankenbetten beinhaltete. Während sich auf dem vorderen Bett lediglich ein mit Blut beschmiertes Laken befand, verweste auf dem hinteren Bett eine verbrannte Leiche, die ans Bett gefesselt war. Auf ihr lag ein Zettel. An dem Stativ neben dem Bett war

ein Plastikbeutel befestigt, der mit Blut gefüllt war. In einem Schrank direkt neben der Tür gab es Arznei zuhauf und der Stuhl davor bot sich geradezu an, Bernard darauf zunächst einmal zu verarzten.
„Hier Bernard, setz dich. In diesem Zustand hältst du nicht lange durch.“ Bernard setzte sich quälend auf den Stuhl und streckte die Beine aus. Währenddessen stöberte ich im Medizinschrank nach den passenden Utensilien und fand – unter anderem – das obligatorische Verbandsspray, Mullbinden, und für die gefährlicheren Wunden Hydrokolloidverbände, die den Heilungsprozess noch stärker unterstützen sollten. Ob das letztendlich ausreichen würde, war zweifelhaft, allerdings wollte ich Bernard keine Angst einjagen und behielt dies daher für mich. Als ich den Verschluss des Sprays öffnete, intervenierte der gute Bernard:
„Nein, warte… Das wird wehtun, gib mir einen Moment.“, seufzte Bernard, der mir gegenüber nur ungern Schwäche zeigen wollte. Er war auf seine Art schon ein einfach gestrickter Tunichtgut, den man einfach gern haben musste.
„Entspann dich, Bernard. Hilft es dir, wenn du selbst das Spray anwendest?“ Zumindest fiel es mir leichter mit Schmerzen umzugehen, wenn ich die volle Kontrolle darüber hatte. Bernard nickte und nahm mir die Utensilien aus der Hand weg. Ich grinste und klopfte ihm auf seinen Oberschenkel.
„Sag einfach Bescheid, wenn du mich brauchst. Ich bin sofort wieder da." Diese Gelegenheit konnte ich nutzen, um mir den Zettel auf dem hinteren Bett durchzulesen. Es war ein Ausschnitt eines Arztgutachtens, viel mehr eine subjektive Stellungnahme in Bezug auf den Zustand einer Patientin.

„Die junge Dame zeigt ein stark erschüttertes Selbstkonzept. Geprägt von tiefer Unzufriedenheit mit sich selbst. Ihre Selbstwahrnehmung ist äußerst verschroben und realitätsfern, was meine Vermutung bestätigt, dass die Patientin unter einer schweren Dysmorphophobie leidet und dringend auf verhaltenstherapeutische Hilfe angewiesen ist. Es besteht aber kein Zweifel daran, dass diese Behandlung unabdinglich ist und deutlich zu einer Besserung ihrer Lebensqualität führen wird, auch wenn das allein nicht dazu beitragen wird, ihre Selbstwahrnehmung

ausreichend zu verbessern. Es ist es zwingend notwendig, dass sie auch darüber hinaus weiterhin im Rahmen einer additiven Psychotherapie begleitet wird. Sie ist sehr…“

„Argh! Verdammte Scheiße!“ Bernards klagendes Toben unterbrach mich beim Lesen, woraufhin ich belustigt reagierte:
„Das bisschen Haarspray… Stell dich mal nicht so an, Süße!“ Ein Wunder, dass ich in einer solchen Situation überhaupt Scherze reißen konnte. Dementsprechend die Antwort:
„Sind wir heute aber witzig. Nen Clown gefrühstückt? Lies weiter, Quincy!“ Grinsend wandte ich mich wieder dem Papierstück zu und las weiter:

„Sie ist sehr nah am Wasser gebaut, was in Anbetracht ihrer außergewöhnlichen Situation auch nicht weiter verwunderlich ist. Bei aller Sorge um ihren Gemütszustand und ihre geistige Verfassung, habe ich großen Respekt davor, wie sie die Hürden ihres beschwerlichen Alltags meistert. Bedenklich stimmen mich allerdings noch immer ihre Erzählungen über ihre wiederkehrenden Albträume, in denen sie – so berichtet sie – von Dämonen heimgesucht würde. Seit ich meine Bedenken hierzu geäußert habe, gibt sie vor, diese Träume nicht mehr zu haben. Dem Blutbild zufolge steht Frau Mitchel unter dem Einfluss einer uns unbekannten Droge, mit deren Zusammensetzung und Wirkungsweise wir nicht vertraut sind. Es ist anzunehmen, dass es einen Zusammenhang zwischen ihrer verhaltenspsychologischen Symptomatik und ihrem Suchtverhalten gibt, das sie diesbezüglich sehr stark zu beeinflussen scheint. Ich bin sicher, dass sich ihr Zustand verbessern würde, wenn der Zeitpunkt des entscheidenden Schritts gekommen ist, allerdings wäre es angesichts der Diagnose unverantwortlich, einer derart umfassenden…“

An dieser Stelle endete das Gutachten. Auffällig waren jedoch der Stempel und die Unterschrift des Arztes, der trotz seiner Zweifel die „Behandlung“ genehmigte.

„Frau Mitchel… Anna…“. Konsterniert starrte ich ins Leere und dachte nur darüber nach, was Anna mir vorenthalten hatte. Sie hatte Stillschweigen bewahrt, mir rein gar nichts über ihre „Behandlungen“ erzählt, über ihr Leben in Silent Hill, ihren Drogenkonsum… Mein Gott, Anna nahm Drogen? Ich konnte das einfach nicht glauben. Ja, sie war schwach, war nie mit sich zufrieden, makelte ständig an sich herum und fragte mich, was mir an ihr so gut gefallen würde. Sie war so hübsch, also wie kam es nur zu diesen Selbstzweifeln? Ich hatte ja schon eine Menge erlebt, aber Anna hatte in dieser Hinsicht echt den Vogel abgeschossen. Ob ihr Vater etwas mit dieser Einstellung zu tun hatte? Allem Anschein nach schien er ja ein richtiges Arschloch gewesen zu sein. Aber waren das Gründe, sich in den Drogenkonsum zu flüchten? War ihr das zuzutrauen? Das passte doch gar nicht zu ihrer Einstellung! Womöglich war ihr aber auch ein Entzug gelungen, womit auch eine Trennung von der Glaubensgemeinde einhergegangen sein könnte. War sie zu diesem Zeitpunkt bereits stark genug, sich selbst von diesen Menschen zu trennen, die für Anna allem Anschein nach die Welt bedeuteten? Oder es bestand noch immer ein intensiver Kontakt, schließlich hatte sich Anna während unserer Beziehung mit Mrs. Anderson getroffen. Anna konnte in ihrem Verhalten so eigenartig zwielichtig sein. So schwach sie in ihrem Selbstkonzept auch oft wirken mochte, umso überraschender waren die Momente, in denen sie geradezu offensiv und mit voller Wucht und Stärke nach vorne preschen konnte, egal worum es ging.
Ich erinnerte mich an eine Sylvesterparty, die wir gemeinsam bei Freunden verbracht hatten. Anna war sehr unsicher, aber sie ließ es sich eigentlich kaum anmerken. Sie war manchmal sogar ein sehr kontaktfreudiger Mensch (wenn es denn sein musste) und hatte schnell neue Freunde gefunden, was sicherlich an ihrer liebenswerten und unterhaltenden Art lag. Als wir an diesem Abend jedoch darüber ins Gespräch kamen, dass einer der Gäste gelegentlich Marihuana zu sich nahm, als wir ihn bei einer Raucherpause dabei erwischten, wurde Anna richtig wütend und sogar anmaßend. Sie war gar nicht in der Lage konstruktiv und sachlich zu diskutieren, steigerte sich mehr und mehr in ihren gebieterischen Wahnsinn hinein, bis sie wutentbrannt das Zimmer verließ. Wir waren alle geschockt, dass Anna sich derart aus der Fassung

bringen lassen konnte. Sie entschuldigte sich vielmals für ihren Ausbruch, was wir ihr auch hoch anrechneten, doch der Kloß saß bei allen tief, mehrere Monate lang.
Sie hatte es auch gehasst, fotografiert zu werden. Bei einem gemeinsamen Picknick hatte sie sogar einmal ein Foto zerrissen. Jemand musste ihr irgendeinen blödsinnigen Quatsch eingetrichtert haben, dass sie unsagbar hässlich sei. Je mehr ich darüber nachdachte, desto klarer wurde mir, dass Anna ein Buch mit sieben Siegeln war.

Dann war Bernard auch schon fertig. Ehe wir aufbrachen, wollte ich ihn noch auf ein anderes Thema ansprechen, das mir auf der Seele brannte: „Sag mal Bernard, hast du das kleine Mädchen eigentlich wieder gesehen?“ Bernard sah mich total entgeistert an und erwiderte: „Wie bitte? Was meinst du? Welches Mädchen?“ Konnte er sich nicht an die Begegnung mit dem kleinen Mädchen auf der Straße erinnern? War das vielleicht auch bloß ein Hirngespinst meinerseits?
„Du weißt doch, das Mädchen, dem wir beide auf der Straße begegnet sind!“ Daraufhin entgegnete Bernard deutlich entspannt:
„Ach… Entschuldige bitte. Ich…“ Bernard stützte sich an der Lehne des Stuhls auf und schloss die Augen. Man merkte ihm an, dass ihm schwindelig wurde, woraufhin er seinen Oberkörper ein wenig nach unten beugte. Er war scheinbar noch nicht in der Lage, selbständig zu stehen. Als ich auf ihn zuging, um ihm erneut eine Stütze zu bieten, fuhr er fort: „Das kleine, süße Mädel… Nein, ich habe sie nicht mehr angetroffen. Hoffentlich ist ihr nichts zugestoßen.“
„Keine Sorge, was das betrifft.“, intervenierte ich. „Es geht ihr mehr als gut… Der kleine, scheinheilige Fratz.“ Nach meiner Äußerung hob Bernard den Kopf und sah mich verwundert an.
„Ist doch wahr! Quietschvergnügt trottet dieses Mädchen durch die Straßen und hat nicht einmal einen Kratzer! Das ist doch nicht normal, oder?“ Bernard nickte und führte meinen Gedanken zu Ende:
„Du glaubst also… dass sie auch nur eine Art Trugbild sein könnte? Eine „Wegweiserin“?“, spekulierte er, während er mit einer Hand in der Luft herumgestikulierte.
„Ja, so in etwa. Ein unwirkliches Kind, das wir seltsamerweise beide sehen können… Ein liebes, nettes Geschöpf, aber… Achtung, Achtung!“

Nach meiner belehrenden Warnung legte ich seinen Arm wieder um meine Schultern, nahm die Axt und verließ mit ihm das Zimmer. Daraufhin zerrte Bernard völlig aufgewühlt an meiner Jacke und deutete mit seiner freien Hand auf die Tür am Ende des Flurs, durch die wir noch nicht gegangen waren.
„Wenn man vom Teufel spricht! DA!“ Doch als ich dorthin sah, hörte ich nur, wie jemand von innen die Tür hinter sich zuzog.
„Das Mädchen! Sie ist es! Los hinterher!“. Mir war es natürlich genauso wichtig, das Mädchen einzuholen, daher beschleunigten wir unseren schleppenden Gang zum Ende des Flurs und öffneten dort die Tür auf der rechten Seite. Zu unserer Enttäuschung erblickten wir dort nicht das kleine Mädchen, sondern lediglich einen verdächtig langen Flur, an dessen Ende sich eine Schleuse befand, die sich vermutlich von Hand öffnen ließ. Weitaus ominöser war der Spiegel, der sich über die gesamte Decke des Flurs ausbreitete und den Gitterboden widerspiegelte, der uns vor der endlos erscheinenden Tiefe unter uns trennte. Als dann auch noch die Tür hinter uns zufiel und wir das Einrasten des Türschlosses hörten, war uns klar, dass etwas nicht stimmte.
„Verdammt! Ist das eine Falle?“ Skeptisch betrachteten wir jeden Zentimeter des langen Flurs mit seinen vergilbten Wänden, dem rostigen Gitterboden, der nicht sonderlich stabil aussah und dem Spiegel, der ominös über unseren Köpfen angebracht war. Was sollte das überhaupt? Mussten wir vielleicht damit rechnen, dass die Decke wie in einem „Indiana Jones“ - Streifen nach unten gefahren wurde, um uns zu zerquetschen? Vielleicht warteten in diesem Flur auch andere Fallen, die nur darauf warteten, von uns aktiviert zu werden. Pfeile die aus der Wand schossen? Lose Stellen im Gitterboden, die uns in die Tiefe fallen ließen? Einzig allein die Lampen, die an den Wänden in regelmäßigen Abständen wie Scheinwerfer angebracht waren, sorgten für ausreichend Licht, sodass ich dort zumindest auf meine Taschenlampe verzichten konnte. Es war uns äußerst zuwider, diesen Flur entlang zu gehen, aber wir hatten keine andere Wahl. Die Tür hinter uns war fest verriegelt.
„Ich habe Angst, Gordon.“, wimmerte Bernard und klammerte sich an meiner Schulter fest. Er war das perfekte Beispiel dafür, dass Muskeln und Größe noch lange kein Indiz für Stärke und Erhabenheit waren.

Allein wäre er den Gefahren dieser Welt wehrlos ausgesetzt gewesen. Angst hatte ich natürlich auch, aber ich betrachtete die Angelegenheit realistisch. Das Schicksal hatte auch diesen Weg für uns vorgesehen. Dies half mir dabei, einen Fuß vor den nächsten zu setzen und dem unheilvollen Flur zu folgen. Als wir ungefähr beim ersten Drittel angekommen waren, erklang aus der Ferne ein schriller, quietschender Ton, als ob jemand an einem anderen Ort ein Stück Metall über den Boden geschoben hätte. „Was… war das?“ Bernard stierte mich furchtsam an und schüttelte seinen Kopf, um mir mitzuteilen, dass er das Geräusch auch nicht zuordnen konnte. Gemeinsam drehten wir uns um und verfolgten das Spektakel, das sich vor unseren Augen am Ende des Flurs abspielte. Aus der spiegelnden Decke fuhr eine weitere Wand nach unten, auf der ebenfalls ein Spiegel angebracht war und den Weg zurück blockierte. Kurz daraufhin erregte dort eine Wölbung an der Spiegeldecke unsere Aufmerksamkeit.
„Oh Fuck…“, schluchzte Bernard und erdrückte aus Angst nahezu meine Schulter. Es war, als ob er wüsste, was dort geschah und auf uns lauerte. Die Wölbung wurde größer, bis sich die spiegelnde Masse wie ein Wassertropfen von der Decke löste und auf den Gitterboden fiel. Wider Erwarten, dass die Substanz durch das Gitter in die Tiefe fallen würde, sammelte sie sich auf dem Boden und fing an, sich aufzutürmen. Erst dann war auch mir klar, mit welcher Gefahr wir es zu tun hatten. Aus der Spiegelmasse formte sich der Widersacher, den Bernard auch als „Spiegelmann“ bezeichnete. Genau wie in der „anderen“ Highschool hatte es – abgesehen von der spiegelnden Oberfläche – nahezu menschliche Beine, auf denen es sich fortbewegte. Sein Rumpf spaltete sich mitsamt Haupt auf Höhe des Beckens, beide Körperhälften krümmten sich seitlich nach außen in entgegen gesetzte Richtungen und waberten nach wie vor flexibel auf und ab, als ob sie die Funktion der fehlenden Arme ersetzen sollten. Aufgrund der spiegelartigen Masse waren auch bei diesem Exemplar, trotz des gut ausgeleuchteten Flurs, weder Sinnesorgane, noch sonstige Unebenheiten zu erkennen. Mit am unerträglichsten war noch immer dieser schrecklich, ohrenbetäubende Klang, den es schon bei der kleinsten Bewegung ausstieß, ähnlich dem Klang beim Kratzen auf einer Tafel. Was es dann tat, konnten wir uns zunächst nicht erklären. Es ging rückwärts auf die Spiegelwand zu, die

aus der Decke gefahren wurde und blieb direkt vor dem Spiegel stehen. Dort teilte sich das Wesen entlang seiner Achse komplett entzwei, vom Rumpf ab bis zum Becken, bis es plötzlich aus zwei Teilen bestand, wie ein Mensch, der in zwei Teile gerissen wurde. Danach verschmolzen beide Teile mit dem Spiegel, der sich unmittelbar hinter der Kreatur befand, bis sie letztendlich komplett verschwunden war. So sahen wir dort am Anfang des Flurs nur noch die Spiegelwand, in der sich unsere regungslosen Körper widerspiegelten, unsere von Stress und Bürden gezeichneten Gesichter, unsere verdreckte und teilweise zerfetzte Kleidung, die Angst in Bernards Augen und die Verwunderung über dieses sonderbar verstörende Ereignis. Was immer dort auch geschehen war, wir wussten, dass es noch nicht vorbei war und warteten an Ort und Stelle auf die nächste Reaktion.
„Was sollen wir tun, Gordon?“, flüsterte Bernard, ohne sich dabei auch nur ein Stück zu bewegen.
„Ich weiß es nicht. Abwarten…“ Meine Blicke wanderten über die Decke am Spiegel entlang, bis zur Schleuse am Ende des Gangs, hinunter über den Gitterboden zurück bis zur Spiegelwand, mit der das Ungeheuer zuvor verschmolzen war. Nur einen Augenblick später fiel mir in unserem Spiegelbild eine besorgniserregende Veränderung auf. Allem Anschein nach zückte Bernard aus seiner Hosentasche ein Messer, was mir große Angst einjagte.
„Was tust du da Bernard?“ Bernard reagierte nicht auf meine Frage, im Gegenteil: Er stotterte nur vor sich hin und schien keinen Ton herauszubekommen.
„Bernard?! BERNARD?“ Als Bernard dann endlich antworte, gefror mir das Blut in den Adern.
„ICH TU DOCH GAR NICHTS!“ Bernard verharrte an meiner Seite noch immer in der gleichen Position, während sich sein Spiegelbild aufrichtete, eigenständig auf den Beinen stand und unsere schockierten Blicke mit einem eisernen, kalten Blick entgegnete.
„Shit! Das ist nicht wahr, oder?“ Ich zitterte wie Espenlaub und konnte meinen Augen nicht trauen. Es war nicht nur Bernards Spiegelbild. Auch meines richtete sich auf, fasste die Axt angriffsbereit in beiden Händen und starrte mich regungslos an, ohne auch nur eine Miene zu verziehen.

„Wir müssen weg! WIR MÜSSEN WEG!“ Bernard zerrte wie verrückt an meiner Jacke und flehte mich geradezu an, mit ihm gemeinsam das Weite zu suchen. Bis zur Schleuse war es noch ein gutes Stück, zumal ich mit Bernard im Schlepptau nicht sonderlich schnell gehen konnte. Zeit zum Nachdenken blieb allerdings auch keine, da unsere Spiegelbilder bereits Kurs auf uns genommen hatten. Langsam, aber zielstrebig gingen sie auf uns zu, „Ich“ mit der Axt, „Bernard“ mit seinem Messer.
„Grundgütiger… Ok Bernard, ich weiß, dass du verletzt bist, aber jetzt müssen wir alle unsere Kräfte zusammennehmen und um unser Leben laufen, ist das klar?“ Bernard nickte und kam bereits beim Gedanken an die folgende Hatz ins Schwitzen. Es war ein Wettlauf gegen den Tod, der uns ereilen sollte, sofern wir nicht rechtzeitig die Schleuse am Ende des Flurs erreichten. Der Spiegel mitsamt seines Spiegelbildes verlängerte logischerweise den Abstand zu unseren Widersachern um das Doppelte. So blieb uns ein wenig mehr Zeit, die Flucht zu ergreifen. Panisch vor Angst schleppten wir uns gemeinsam den Flur entlang über den Gitterboden, der uns das Vorankommen nicht gerade erleichterte. Bernards Gewicht lastete auf meinen Schultern und auch die etwas unhandliche Axt in der anderen Hand erschwerte uns die Flucht, aber ich durfte und wollte nicht auf diese nützliche Nahkampfwaffe verzichten. Darüber hinaus entwickelte man im Todeskampf ungeahnte, immense Kräfte. Bernard war völlig verkrampft und verschwendete zu viel Energie darauf, mich anzuschreien.
„Du musst schneller gehen! Schneller, schneller, SCHNELLER, SCHNELLER!“ Bernard machte mich wahnsinnig. Gleichzeitig half es tatsächlich ein wenig dabei, das letzte aus meinen Kräften herauszuholen. Als wir etwa auf der Hälfte des Flurs angekommen waren, warf ich einen Blick zurück. Unsere Spiegelbilder rannten zwar nicht auf uns zu, aber sie konnten - anders als wir - weitaus schneller gehen. Als sie die Grenze des Spiegels erreichten, blieb ich stehen, um einerseits kurz durchzuatmen und um andererseits zu beobachten, ob unsere Spiegelbilder den Spiegel überhaupt verlassen konnten. So wie der „Spiegelmann“ in den Spiegel eingetaucht war, traten die beiden Gestalten mit einem Schritt aus dem Spiegel heraus.

„Großer… Gott!“ Entsetzt sah ich mit an, wie sich die Erscheinung unserer Feinde veränderte. „Unsere“ Haut war plötzlich überall mit rostiger Farbe und tiefen, dunklen Poren übersät; Unsere Kleidung sah aus, als ob sie in Blut getränkt worden sei. Unser Haar war pechschwarz, ebenso unsere Hände. Am grausamsten war jedoch der Anblick unserer Gesichter. Dämonisch grinsten sie uns mit ihren verzerrten, schwarzen Augen und Mündern an, verharrten einen Moment vor dem Spiegel und setzten dann ihre Jagd unbeirrt fort. Erst konnte ich mich vor lauter Entsetzen und Abscheu nicht rühren, doch Bernard verlor seinen Fokus nicht aus dem Auge und flehte mich an, weiterzugehen.
Wenn wir diesen Albtraum überstehen wollten, mussten wir noch schneller gehen, aber ich war am Limit angekommen, nicht mehr Herr meiner Kräfte. So setzte ich einen Schritt vor den anderen, verdrängte den Druck, der auf meinen Schultern und Beinen lastete und vergaß den Schmerz, den ich in meiner Lunge und in meinem Herzen verspürte. Noch nie zuvor hatte ich mich in meinem Leben so körperlich angestrengt. Und als ob die Lage nicht schon nervenzerschmetternd genug gewesen wäre, fing Bernard auch noch an zu weinen:
„Wir schaffen das nie! Ich will noch nicht sterben. Nein… nein…“
Unsere Kräfte waren nahezu am Ende. Bernard schien sich dessen bewusst geworden zu sein und überraschte letztendlich doch noch mit tapferer Selbstlosigkeit:
„Gordon… Lass mich hier allein! Das… Das ist wirklich ok. Ich will dein Leben nicht riskieren.“ Bernard hatte mehr Mut und Stärke als ich dachte. Ich freute mich darüber, dass er doch so selbstlos sein konnte, aber ich wollte und konnte sein Angebot nicht annehmen und antwortete:
„Ich hab dir… doch vorhin etwas gesagt… Wenn du jetzt aufgibst,… hältst du uns beide auf… Es ist nicht mehr weit, schau doch! Sei ruhig, konzentriere dich… nur aufs Ziel da vorn und kämpfe!“ So sehr ich mir die Puste auch sparen wollte, diese Worte waren wichtig, um Bernards Motivation und seinen Kampfwillen zu wahren. An den Schritten unserer Verfolger merkten wir, dass sie nur noch wenige Schritte von uns entfernt waren. Auf den letzten zehn Metern fingen wir beide schrecklich an zu schnaufen. Dem Tode ins Auge blickend, reizten wir

unsere letzten Kräfte aus. Wir konnten hören, wie sie uns auf den Fersen waren und einschüchternd stöhnten.
„Halte durch… Bernard, es ist nicht… mehr weit, gib… jetzt alles! Kämpf! KÄMPF verdammt noch mal!“ Das Ziel lag in greifbarer Nähe, ebenso unsere verzerrten Ebenbilder, die mit ihren Fratzen diabolisch nach uns lechzten und ihre Arme nach uns ausstreckten. Die letzten Meter! Neben der Schleuse entdeckte ich einen Hebel. Dieser musste scheinbar umgelegt werden, damit die Schleuse sich öffnete, aber würde die Zeit ausreichen, um noch rechtzeitig zu entkommen?
„Ich kann… nicht… Gordon…“ Ich bemerkte, dass Bernard immer schwerer wurde, weil er sich kaum noch aus eigener Kraft auf den Beinen halten konnte. Als ich einen kurzen Blick nach hinten warf, sah ich, wie sie uns fast um Haaresbreite gepackt hatten. Nach wenigen Metern hatten wir es dann doch endlich geschafft! Ich ließ Bernard und die Axt auf den Boden fallen und legte den Hebel zur Linken der Schleuse um. Anders als erwartet öffnete sich nicht nur die Schleuse. Mit einem lauten, klirrenden Knall zerbrach der Spiegel an der gesamten Decke, woraufhin die Scherben auf den Gitterboden, auf die beiden Dämonen und uns herabfielen. Schützend warf ich mich auf Bernard und bedeckte mit beiden Armen meinen Kopf, ungewiss darüber, wie die Monster auf den Scherbenregen reagieren würden. Doch nur kurz daraufhin war es still. Verunsichert spähte ich durch einen Schlitz zwischen meinen Armen und sah nach dem Rechten. „Oh Mann!“ Sie waren weg. Ungläubig drehte ich mich zu allen Seiten um, aber sie waren nirgends zu sehen. Hatte das Verschwinden dieser Kreaturen etwas mit dem zerbrochenen Spiegel zu tun? Es schien tatsächlich vorbei gewesen zu sein.
Bernard lag heulend auf den blutigen Fliesen. Auch ich sackte zusammen und versuchte mich von der lebensgefährlichen Hatz durch den Flur zu erholen. Währenddessen öffnete sich die Schleuse wie durch Geisterhand von selbst und gewährte uns Zutritt.

Kapitel 20

Noch erschöpft von den Strapazen der letzten Minuten betrat ich den neuen Raum, um nachzusehen, wie die Reise weitergehen würde. Wie die meisten Räume war auch dieser mit Rost und Blut verdreckt, Gitterstrukturen streckten sich auf dem Fußboden entlang, mehrere Kadaver lagen in der Gegend herum, unter anderem auch seltsame Fleischklumpen, die nicht zu identifizieren waren. Es war eine dunkelrot bis schwarz gefärbte Masse, vermutlich Blut, die auf diesen Fleischklumpen waberte. Tragen und Stative mit Blutkonserven standen kreuz und quer im Raum verteilt. An der Decke hingen verdrahtete Lampen, die die Kuriositäten des Raumes beleuchteten.
Verunsichert flüsterte ich Bernard zu:
„Hey Bernard, was glaubst du wo wir hier sind? … Befinden wir uns eigentlich immernoch in diesem Krankenhaus?“ Bernard zeigte keine Reaktion. Erst bei näherer Betrachtung sah ich, dass Bernard zusammengekauert auf dem Boden lag und keinen Mucks mehr von sich gab.
„Oh mein Gott… Bernard?!“ Der Gedanke, Bernard sei ums Leben gekommen, jagte mir einen großen Schrecken ein, zumal ich nicht allein in dieser höllischen Katakombe umherirren wollte, mal davon abgesehen, dass die jüngst kräftezehrende Erfahrung mit ihm und meine Bemühungen, ihm das Leben zu retten, umsonst gewesen wären. Mit pochendem Herz näherte ich mich kriechend seinem regungslosen Körper, um seinen Puls abzutasten. Dann fiel mir ein großer Stein vom Herzen. Er schien lediglich bewusstlos zu sein, aber… War er in diesem Raum sicher? Ich zog ihn in den neuen Raum hinein und verriegelte die Schleuse hinter uns, um zumindest für ein annehmbares Maß an Sicherheit zu sorgen. Der Weg zurück war versperrt, weswegen mir nichts anderes übrig blieb, als Bernard zunächst einmal zurückzulassen und später wieder nach ihm zu sehen. Mochte Gott ihm beistehen, sofern dieser – in welcher Form auch immer – überhaupt existierte.
Als ich mich wieder in die Vertikale erhob, fiel mir plötzlich ein Tisch mit darauf liegenden Unterlagen auf. Ich zögerte nicht lange, lief

wissbegierig zu dem besagten Tisch hinüber und beschäftigte mich mit dem informativen Material:

„Hallo, meine geliebte Tochter. Tag für Tag sitze ich an diesem Bett und sehe, wie du regungslos da liegst und unter diesem Zustand leidest. Naja, womöglich merkst du das noch nicht einmal. Sogar Mr. Roston ist heute gekommen und hat gefragt, ob sich dein Zustand verbessert hat. Wir alle warten jeden Tag darauf, dass du erwachst, auch wenn wir damit rechnen müssen, dass uns dieser Wunsch verwehrt bleiben könnte. Die Ärzte können uns auch nichts Näheres über die Ursache deiner Herzattacke berichten. Wir beten jeden Tag, dass es dir bald besser geht. Sogar unsere Mitglieder haben nach dir gefragt, weil sie deine Seelsorge sehr zu schätzen wissen. Gott sei mit dir, meine tapfere Tochter. Du selbst weißt, welche Wunder er bewirken kann. Und vielleicht kannst du uns ja doch hören, wie wir uns um dein Wohlergehen kümmern und dir trotz deines Zustands unsere Alltagserlebnisse mitteilen. Wir reden jeden Tag mit dir und glauben fest daran, dass du uns in deinem Unterbewusstsein hören kannst. Ich schreibe diesen Brief, um meine Worte festzuhalten, sodass wir auch in Gedanken vereint sein können. Wenn du erwachen solltest, sollst du nicht allein sein und wissen, dass wir immer bei dir waren und auch sein werden, sei es geistig oder körperlich. Kehre behutsam zu uns zurück.“

„Hm… Schon wieder dieser Roston. Könnte diese Notiz von Bedeutung sein?“ Wieder irrten tausende Gedanken in meinem Kopf umher. Vielleicht lag Anna in diesem Bett, vielleicht litt sie unter diesem besorgniserregenden Zustand. Aber ihr Vater hätte doch niemals in dieser Art und Weise mit ihr gesprochen: „Geliebte Tochter“.
Es verwirrte mich zutiefst, aber vielleicht befand sich in dieser Zettelwirtschaft noch ein anderer Hinweis. Eine lange Liste von anstehenden Operationen versetzte mich in Entsetzen und Schrecken! „Was zum Teufel…“ Auf der ganzen Liste stand nur ein einziger Name: „Anna Mitchel, Anna Mitchel, Anna Mitchel, Anna Mitchel, Anna Mitchel, Anna Mitchel…“ Was sollte das denn schon wieder? War Anna solch ein hoffnungsloser Fall? War sie so schwer krank? Ich konnte mir

nicht vorstellen, dass Anna so oft im Krankenhaus war. Allein der Gedanke daran schmerzte in meinem Herzen. Mein armer Schatz… „Oh Anna…“ Das Schicksal schien sie sehr hart getroffen zu haben, aber das hatte sie nicht verdient, sie am wenigsten. Zu meiner Enttäuschung wurde auf dieser Liste sonst nichts vermerkt. Neugierig durchkramte ich den Stapel nach weiteren nützlichen Fundstücken, doch das meiste davon war nicht von Belang, zumindest nicht für mich. Arztrechnungen, zum größten Teil sehr hohe Arztrechnungen, Überweisungsbescheide, Einweisungsunterlagen, diverse Patientenakten und… zu meiner Überraschung ein weiterer Bericht eines mir bekannten Gesellen. Wie kam dieser Bericht nur in diesen Aktenstapel hinein? Es war ein weiteres Dokument von Martin Sein, dem ich für seine Dienste stets dankbar war, auch wenn sie nicht wirklich an mich persönlich gerichtet waren.
Gespannt stützte ich mich auf den Tisch und las das Schriftstück „meines“ Informanten:

„29. November

Heute war ein sehr aufregender Tag. Ich habe sehr viele Dinge in Erfahrung bringen können. Allem Anschein nach habe ich die geheime Organisation entdeckt, die hinter den ganzen Vorfällen stecken könnte. Allerdings befinde ich mich mehr denn je in großer Gefahr. Letzte Nacht konnte ich noch schlechter schlafen als in der Nacht zuvor. Ich musste eine Möglichkeit finden, mehr über diesen Samuel zu erfahren, aber was wusste ich schon über diesen Kerl? Doch dann fiel mir die Priesterkutte auf dem Rücksitz seines Wagens ein. Dass es sich dabei um ein Kostüm handelte, konnte ich ausschließen. Konsequent fertigte ich mir also eine Liste mit den Kirchen in Silent Hill an. Ich fand Kirchengemeinden sowohl im nördlichen Teil Silent Hills, als auch in South Vale, darunter die St. Stella Church in der Nathan Avenue und die Balkan Church in Old Silent Hill. Es war naheliegend, mir heute Morgen zunächst einmal die St. Stella Church anzusehen, da diese weitaus näher gelegen war, als die Kirche in Old Silent Hill. Als ich dort ankam, fand gerade eine Messe statt. Zu diesem Zeitpunkt stimmte der Kantor einen Kirchengesang ein. Nachdem der Gottesdienst vorbei war, fragte ich

einen Pater nach dem Namen des Jugendlichen Samuel. Mit einem verdächtig skeptischen Gesichtausdruck meinte er, dass er sogar einen Samuel kennen würde. Laut seiner Aussage sei Samuel der Sohn eines anderen Priesters, George Roston, der in einer anderen Kirchengemeinde seinen Dienst erweisen würde. Des Weiteren fügte er hinzu, er hätte lange Zeit nichts mehr von ihm gehört. Als er mich dann fragte, warum ich diese Frage gestellt hätte, kam ich ein wenig ins Stocken, was seine Skepsis verstärkte. Ich rettete mich aus der Misere und gab mich für einen Bekannten des Betroffenen aus. Ich spürte, dass es keine gute Idee war, diesen Mann nach Samuel zu fragen, aber was hätte mich verraten sollen? Ich weiß nur, dass ich heute des Öfteren das Gefühl hatte, verfolgt und beobachtet zu werden.
Ich nahm ein Taxi und fuhr in den nördlichen Stadtteil Silent Hills, was mich zu allem Überfluss eine große Stange Geld gekostet hat. Immerhin kann ich behaupten, dass es sich gelohnt hat. Die Fährte hat mich nämlich letztendlich doch noch zu meinem Ziel geführt.
Die Kirchengemeinde der Balkankirche war sehr offenherzig und gastfreundlich. Auf dem Weg zur Kirche entwickelte ich die Idee, mich als Religionsstudenten auszugeben, der einen Bericht über die Glaubensgemeinde dieser Kirche schreiben möchte. Ein Bruder der Kirche offerierte mir eine kleine Führung durch die Räumlichkeiten des Gebäudekomplexes und zeigte mir unter anderem die obligatorische Kirchenhalle, in der die Gottesdienste abgehalten wurden; die große Bücherei, die für Unmengen an Lesestoff sorgte; die Musikzimmer, die unter anderem der Kirchenchorgemeinde dienten; die Kapelle; die Beichtstühle; das Besprechungszimmer und das Lernzimmer, in dem der Religionsunterricht für die Kinder abgehalten wurde. Als ich versehentlich das Wort „Kult“ erwähnte, sah er mich schockiert an und meinte, ich solle aufpassen, wie ich deren Glaubensgemeinde bezeichne. Er erzählte mir, dass die Kinder eine Menge über die Geschichte und Bräuche dieser Organisation erfuhren und gewissenhaft über die religiösen Ereignisse aus der Geschichte unterrichtet würden. Ich bedankte mich bei ihm und teilte ihm mit, dass ich mich noch ein wenig umsehen wollte. Daraufhin begab ich mich in die Bibliothek, um mehr über die Organisation in Erfahrung bringen zu können. Während ich mich auf die Suche nach der passenden Literatur machte, sprach mich

ein junger Mann namens Vincent an. Ich schätzte ihn auf etwa 18 Jahre. Als ich ihm erzählte, dass ich eine Arbeit über die Glaubensgemeinde schreiben wollte, grinste er mich an und korrigierte meinen Terminus. Ich fühlte mich ertappt, als er meinte, dass ich die Organisation ruhig als „Kult“ bezeichnen dürfte, sehr eigenartig. Er machte den Eindruck, als ob er der Glaubensgemeinde auch neutral gegenüber stehen würde, mit Sicherheit kann ich das jedoch nicht sagen. Zu meinem Glück überhäufte er mich geradezu mit interessanten Informationen. Allem Anschein nach war dieser Mann bestens mit der Gemeinde vertraut. Er meinte auch, dass er in diesem Orden aufgewachsen sei und eine Menge über die Bräuche gelernt hätte. Der Orden wäre wohl bis vor kurzer Zeit noch inaktiv gewesen und sei nun lediglich als „normale“, katholische Kirchengemeinde aktiv. Ein Vorfall vor einigen Jahren hätte die Organisation schwer angeschlagen. Ursache wäre der Tod der Gründerin des Ordens gewesen, Dahlia Gillespie. Darüber hinaus sprach er auch davon, dass sich im Laufe der Zeit unterschiedliche Ansichten herauskristallisiert hätten, die den Orden in verschiedene Zweige geteilt hätten, darunter die ursprüngliche „Holy Mother“ – Organisation, die von Dahlia Gillespie ins Leben gerufen und aufgrund ihrer abstrusen Absichten eine Zeit lang aufgelöst wurde. Bei der zweiten bedeutsamen Richtung dieses Ordens handele es sich um die „Valtiel“ – Organisation. Diese Sekte verkörpere sozusagen die Wahrung des göttlichen Glaubens und den niemals versiegenden Dienst Gottes.
Vincent genießt aufgrund seines gelehrten Stands ein hohes Prestige unter den Mitgliedern des Ordens. Er war richtig stolz darauf, mir zu erzählen, dass er sich dafür einsetzen wollte, dass die beiden Hauptströme der Organisation wieder zusammenfänden und den Orden in voller Herrlichkeit erblühen ließen. Als er mir all dies in seiner überschwänglichen Redefreude erzählte, starrten uns verdächtig viele Mitglieder der Gemeinde an. Es ist nicht so, als ob er mir diese Informationen nicht anvertrauen dürfte, schließlich lebt ein Orden wie dieser davon, die Menschen zu ihrem Glauben zu bekehren und sie als Mitglied zu gewinnen. Dennoch hatte ich das Gefühl, bereits aufgeflogen zu sein. Ich fühlte mich äußerst unwohl und tue es auch jetzt noch.

In seinem überschwänglichen Redefluss bat ich ihn darum, mir zu erklären, warum die Holymothersekte ihren Einfluss verloren hatte. Der Begriff „Sekte“ schien ihm – anders als beim Wort „Kult“ – sehr zuwider zu sein. Er bestand darauf, dass ich die Gemeinde nicht mit diesem Schimpfwort beschmutzen sollte. Dass er da einen so großen Unterschied machte, war sehr befremdlich. Jedenfalls muss diese Dahlia wohl versucht haben, Gott mit Hilfe eines Mädchens ins Leben zu rufen. Ob das nun Größenwahn war oder lediglich eine Märchengeschichte, war zu diesem Zeitpunkt eher zweitrangig.
Im Großen und Ganzen wirkte er ein wenig eingebildet, aber das kam mir in diesem Moment sehr zu Gute. Nun stellte sich noch die Frage, was diese Drogensache damit zu tun hatte. Ich hege den Verdacht, dass der Aufbau der Organisation etwas damit zu tun haben könnte. Schwer vorstellbar, dass eine Kirchengemeinde solch korrupte Verhaltensweisen an den Tag legen könnte, aber das wäre eine Erklärung für diese seltsamen Vorfälle in Silent Hill. Könnte es wirklich sein, dass die Revitalisierung des Ordens mit den Geldern aus der Drogenszenerie finanziert wird?
Am Abend hatte ich erneut das Gefühl verfolgt zu werden. Vielleicht hatte dieser langhaarige Typ auch zufällig den gleichen Weg wie ich. Angst habe ich dennoch. Vielleicht sollte ich meine Forschungen einstellen, aber gibt es jetzt überhaupt noch ein Zurück? Wer weiß, wie ernst die Situation wirklich ist. Will ich das wirklich herausfinden? Ich wünschte, Bobby wäre hier.

Martin Sein“

Dieser Martin hatte Mut wie kein anderer, das musste man ihm lassen. Furchtlos und unbändig stellte er sich jeglicher Gefahr und das nur um seiner Forschung Willen. Allerdings war ich nie sicher, ob es sich bei diesen Informationen um Randinformationen handelte, oder sogar um Informationen, die einen Bezug zu meiner Situation herstellten. Jedenfalls waren Martins Berichte über die Ereignisse in Silent Hill von großem Nutzen. Ich konnte mir ein Bild von den Zuständen machen, die in dieser Stadt herrschten. Dieser Orden… Stand er mit dieser Drogengeschichte in Verbindung? Hatte Anna tatsächlich bewusst

Kontakt zum Drogenmilieu? Handelte es sich bei dieser Kirche um den Ort, an dem Anna Rat und Trost gesucht hatte?
In diesem Moment versuchte ich mich an einen anderen Artikel zu erinnern, den ich im Hause des Rangers im Wald gefunden hatte. In dem Bericht vermutete man eine Verbindung zwischen dem Drogenhandel und einem mysteriösen Brand, der sich im Westen Silent Hills entfacht hatte, und bei dem fast ein Mädchen ums Leben gekommen war. Vielleicht hatte sich Martin Sein auch mit dieser Begebenheit auseinandergesetzt. Ich fragte mich, ob Anna womöglich Kontakt zu diesem Mädchen gehabt haben könnte… Eine schauderhafte Vorstellung.

Ich wollte mich nicht weiter mit dem Bericht befassen und wandte mich vom Schreibtisch ab. In der hinteren Ecke des Raumes – gegenüber unserer Ausgangsposition – führte eine weitere Tür nach rechts ins Ungewisse.
Da ich mich bereits dazu entschieden hatte, Bernard vorerst zurückzulassen, setzte ich meinen Weg allein fort und ging zur besagten Tür. Ich verabscheute diese Türen. Hinter jeder wartete eine neue, unangenehme Überraschung auf mich. Ich musste immer damit rechnen, dass mich eine Grausamkeit erwartete, die schlimmer war als alles andere, was ich in diesem Albtraum bereits erlebt hatte. Also tat ich das, was ich immer tat: Ich öffnete vorsichtig die Tür und bereitete mich auf unangenehme Überraschungen vor. Wenn ich zumindest Munition für meine Pistole gefunden hätte, hätte ich mich ein wenig sicherer fühlen können. So musste ich mich zunächst einmal auf meine Axt verlassen.
Im neuen Raum war es stockfinster, also griff ich zur Taschenlampe und brachte Licht ins Dunkel. Vor mir lag erneut ein Gang, der noch blutiger und verdreckter war, als der vorherige, dafür aber auch breiter mit mehr Bewegungsspielraum. An dessen Ende befand sich eine weitere Tür. Was jedoch weitaus beunruhigender war, waren riesige, dicke, blaurotfarbene Tentakel, die spitz nach oben zuliefen und bis zur Decke ragten, insgesamt zehn Stück, fünf auf jeder Seite im gleichen Abstand voneinander. Unruhig wankten sie seitlich an den Wänden zur Decke empor, als ob sie nach etwas greifen wollten. Dann sah ich die kleinen Löcher über ihnen an der Decke, aus denen etwas Blut tropfte.

„Woah!“ Erschrocken und eingeschüchtert wich ich zurück und dachte darüber nach, wie ich unbeschadet zur nächsten Tür am Ende des neuen Gangs gelangen sollte. Doch dann kam mir eine blendende Idee, die ich sogleich in die Tat umsetzte. Entschlossen nahm ich aus dem vorherigen Raum eine der Blutkonserven von einem Stativ eines Krankenbettes und warf sie vor die „Füße“ eines Tentakels. Die Tentakel erinnerten mich ein wenig an die Tentakelkäfige, gegen die ich in der Matheson Highschool gekämpft hatte.
Gespannt darauf, wie die Tentakel auf das Blut reagieren würden, sah ich dem Treiben zu. Das vordere, rechte Tentakel stürzte sich geradezu auf das Blutpäckchen und schlürfte durstig daran herum.
„Riskant, aber einen Versuch ist es wert!“ Voller Tatendrang sammelte ich auch die anderen Blutkonserven in der Krankenhalle ein und warf sie den Tentakelmonstern zum Fraß vor. Wie bereits erwartet, beschäftigten sich die blutrünstigen Viecher lieber mit dem konservierten Blut, als mit einem lebendigen Mittagessen wie mir.
Dennoch hatte ich schreckliche Angst, den Raum zu betreten, schließlich wäre ich den Monstern schutzlos ausgeliefert gewesen, wenn dieser Plan nicht funktionierte. Aber ich hatte nur diese eine Chance.
„Augen zu und durch…“ Bangend um mein Leben rannte ich wie ein Verrückter in den Raum hinein und folgte dem Pfad zu der rettenden Tür. Im Hintergrund hörte ich die schlürfenden Laute der widerwärtigen, schleimigen Biester und das Stapfen meiner hurtigen Schritte.
Nach den letzten Sprüngen erreichte ich die große Tür, die mich in Sicherheit führen sollte, so hoffte ich jedenfalls. Mein Plan hatte nur eine Lücke. Wie sollte ich wieder zurückkehren, um Bernard abzuholen? Es war unwahrscheinlich, dass ich mich ein weiteres Mal an diesen Tentakeln vorbeimogeln konnte. „Verdammt! Du Idiot!“ Ich ärgerte mich darüber, dass ich nicht noch mehr Blutkonserven eingesammelt hatte. Nun gut, falls Bernard vorzeitig aufgewacht wäre, hätte er sicher die leeren Blutkonserven aufgefunden und wäre auf die gleiche Idee gekommen, aber er war nicht gut zu Fuß, Herr Gott… Der Gedanke daran, dass er enttäuscht sein könnte, dass ich einfach so mir nichts, dir nichts das Weite suchte, bereitete mir Sorgen. Darum war es wichtig, noch schneller voranzukommen und eine Lösung für dieses Problem zu

finden. Zu meinem Pech schien sich jedoch jemand einen Spaß daraus zu machen, mich noch weiter durch diesen Irrgarten zu hetzen.
Erneut stand ich in einem verwinkelten Flur, der zu meinem Pech ebenfalls abgedunkelt war, sodass der Einsatz der Taschenlampe wieder einmal unvermeidlich war. Weitere Krankenbetten standen auf dem Flur herum. Auf vielen der Betten lagen Leichen, einige mit Laken verdeckt, andere wiederum wurden meinen angewiderten Blicken nicht vorenthalten. Ich wusste selbst nicht, was mich zu diesem verrückten Vorhaben verleitet hatte, aber meine Neugier war tatsächlich dominanter als meine Angst und mein Ekel. So kam es, dass ich mich einem Bett zuwandte, das zu meiner Linken stand und das blutige Laken wegzog, um den entstellten, toten Körper sehen zu können. Er war… restlos verwest. Stinkend faulte er vor sich hin und brachte mich annähernd dazu, mich vor Abscheu zu übergeben.
„Oh… urg. Nein!“ Die Augen der Leiche waren ausgehöhlt, der Mund stand weit offen und zeugte von dem unsäglichen Leid, dass diesem Menschen widerfahren war.
Ich konnte noch nicht einmal erkennen, ob es ein Mann oder eine Frau gewesen war, so sehr entstellt war die Leiche. Sie hatte ein riesiges Loch im Bauch, durch das ich das blutige Laken sehen konnte, auf dem die Leiche lag. Angewidert warf ich das andere Laken wieder auf die Leiche und drehte mich mit geschlossenen Augen um. In diesem Augenblick hatte ich mir gewünscht, ich hätte niemals unter dieses Laken gesehen.
Plötzlich hörte ich qualvolle, herzzerreißende Schreie aus den Zimmern, die bis in den Flur hallten.
„Warum… hört das denn niemals auf? Bitte hört auf… Seid ruhig!“
Schluchzend tastete ich an meine Stirn und schüttelte verzweifelt den Kopf. Immer wenn ich dachte, es konnte nicht schlimmer werden, wurde ich eines Besseren belehrt. Alles was mir noch Kraft gab, um weiterzukämpfen, war das Geheimnis, das Anna umgab. Nichts an diesem abscheulichen Ort konnte mir nur ansatzweise so viel Angst einjagen, dass ich vor Angst einen Rückzieher gemacht hätte.

Nun hatte ich die Möglichkeit dem verwinkelten Gang zu folgen oder jedes der Zimmer einzeln abzusuchen, wobei mir diese Alternative sehr zuwider war, da ich nicht wissen wollte, welches Grauen für diese

zermürbenden Schreie verantwortlich war. Also folgte ich dem ominösen Pfad. Jeder Schritt war eine Herausforderung.
Auch dort sah ich tiefe, schwarze Löcher im Boden. Lediglich die Gitterböden trennten mich vor der endlos erscheinenden Tiefe. Nach wenigen Schritten erreichte ich die erste Abzweigung, die links um die Ecke führte und mir weitere Türen und Löcher offenbarte. Hinter einer Tür hörte ich ein widerliches Schlürfen, ganz so, als ob… Nein, ich war diese Vergleiche leid und wollte auch gar nicht mehr weiter darüber nachdenken. Diese Menschen litten unter unvorstellbaren Schmerzen. Zu Tode gefoltert riefen sie nach Hilfe, in der Hoffnung erhört und erlöst zu werden. Und was tat ich? Ich hörte weg und ignorierte die flehenden Hilferufe, ein Verhalten, dass ich immer verachtet hatte. Das zu ignorieren bedeutete auch, seine Menschlichkeit zu verlieren. Bernard half ich doch auch, warum also nicht diesen anderen Menschen? Nur weil ich sie nicht kannte? War ich solch ein Ignorant? Jemand der nur half, wenn er einen Eigennutz erkannte?
Anna hatte Recht. All diese Menschen wussten gar nicht, wie gut es ihnen ging. Und ich war kein Deut besser. Aber was sollte ich tun? Diese Monster waren in der Überzahl! Mit meiner Axt konnte ich rein gar nichts gegen diese Ungeheuer ausrichten, außerdem konnte ich genauso wenig sicher sein, ob dieses fürchterliche Schauspiel nicht doch nur Theater war, möglicherweise ein Streich meines Unterbewusstseins oder eine Falle dieser bösartigen Mächte, die in dieser Stadt ihr Unwesen trieben. Aber vielleicht hatte ich mir das auch nur eingeredet, um kein schlechtes Gewissen haben zu müssen.
Ich war wirklich drauf und dran diese Zimmer zu betreten, aber dann erweckte ein anderes, beunruhigendes Geräusch meine Aufmerksamkeit. Ich richtete meinen Blick den Gang hinab und sah eine weitere Abzweigung, die nach rechts führte.
Es kam unmittelbar aus dem nächsten Korridor, näher und näher. Zitternd hielt ich meine Axt angriffsbereit vor mich, schlich den Flur entlang und machte mich auf ein weiteres unangenehmes Treffen mit dem Unheil gefasst. Ungeduldig starrte ich ans Ende des Flurs und wartete wie angewurzelt darauf, dass das Wesen hinter der Ecke zum Vorschein kam. Dieses Geräusch, es klang, als ob eine Frau erdrosselt

werden würde, begleitet von einem Winseln, das dem eines Hundes ähnelte. Es kam in regelmäßigen Zeitabständen und wurde immer lauter! „Lass das lächerliche Spielchen und komm endlich raus!“ Ich war selbst erstaunt, dass ich unter diesen Umständen so mutig sein konnte. Ich zitterte vor Angst, ließ mir aber – so gut es ging – nichts anmerken. Schnurstracks ging ich zielstrebig auf das Ende des Flurs zu, bis… „WAS?“ Direkt vor meiner Nase schlug zu meiner Linken eine Tür auf, die mir einen unvergesslichen Schreck eingejagt hatte.
Mir war fast das Herz stehen geblieben. Ich hatte mich so sehr auf das Ende des Flurs konzentriert, ohne dabei mit einem solchen Hinterhalt zu rechnen. Diese Übermütigkeit war zumindest eine Lehre fürs Leben. Plötzlich kam das ohrenbetäubende, krächzende Würgen und Winseln aus dem Inneren dieses Raumes und es dauerte auch nur einen kurzen Moment, bis das Geschöpf zum Vorschein kam.
Es war tatsächlich eine Frau, eine Krankenschwester um genau zu sein. Ihr Haar war grell weiß, während ihre Kleidung verdreckt und in Blut getränkt war, als ob sie schwere Wunden davon getragen hätte. Es sah sogar so aus, als ob Haut und Schwesternuniform ineinander übergegangen wären, geradezu miteinander verschmolzen. Sie stöckelte auf Pumps über die Türschwelle, die genauso surreal weiß waren, wie ihre Haare, im starken Kontrast zu ihrer dunklen, blutverschmierten und vergilbten Haut.
Doch ihr Gesicht… „Oh… Oh…“ Mit offenem Mund trat ich stotternd einige Schritte zurück und konnte meinen Blick nicht von ihrem grauenhaften Antlitz ablassen. Der Kiefer dieses Wesens war sperrangelweit aufgerissen und hing entsetzlich weit nach unten, bis auf Brusthöhe. Obwohl ihre Augen nach hinten gerollt waren, hatte ich trotzdem das Gefühl, dass sie durch mich hindurchsehen konnten, was vielleicht auch an diesem vertikalen Riss auf den Augäpfeln lag. In dieser Welt war wirklich ein Monster grauenvoller als das andere. Diese Abnormitäten waren nicht zu erklären, jemand kreierte diese Mutanten nach seinen Vorstellungen, da war ich sicher. Zum Einen sollten sie natürlich abschreckend und einschüchternd wirken und mich mit meinen Ängsten konfrontieren und zum Anderen lag diesen Gestalten eine Bedeutung zugrunde, eine Symbolik, die es zu erkennen galt. Doch was sollte mir eine solch entstellte Kreatur vor Augen halten?

All das musste doch einen Grund haben! Ich konnte mir einfach nicht vorstellen, dass jemand aus einer Laune heraus so bösartig und sadistisch sein konnte.
Das Monster war nicht allein. Unmittelbar hinter der mutierten Krankenschwester kam eine weitere Artgenossin auf ihren weißen Stöckelschuhen zum Vorschein, die genau wie das erste Exemplar unnatürlich lange Arme hatte, die schlangenartig nach unten hingen, fast bis zum Gitterboden. Der krasse Farbkontrast der weißgrellen Erscheinung gegenüber der dunklen, rostigen und blutverschmierten Umgebung war zugleich irreführend und furchteinflößend. Mit Skalpellen in den Händen… Nein, es waren vielmehr Klauen mit sehr langen, dünnen Fingern, und ihren weit aufgerissenen Mäulern wankten die beiden Höllengestalten auf mich zu. Gerade als ich die Axt hob, um zu einem Schlag auszuholen, spürte ich einen schrecklich stechenden Schmerz, als ob mich etwas von hinten angefallen und gebissen hätte.
„Shit! Was…“ Hilflos fuchtelte ich mit meinen Armen an meinem Rücken herum, um mich von dem quälenden Schmerz zu befreien, aber… Ich drehte mich um und stand dem Übeltäter unmittelbar gegenüber: Eine dritte Krankenschwester überraschte mich aus dem Hinterhalt und steckte mir eine Spritze direkt in meinen Rücken. Ich war umzingelt. Es gab nichts, was ich hätte tun können.
Der Schmerz in meinem Rücken wurde stärker und immer unerträglicher. Und zu allem Überfluss wurde mir auch noch schwindelig. Was auch immer mir dieses Monster injiziert hatte, es benebelte meine Sinne und beraubte mich meiner Sinneswahrnehmungen.
„Lasst… mich…“ Unkoordiniert torkelte ich auf der Stelle umher und sah, wie alle Konturen verschwammen, ineinander übergingen und meine Sinne benebelten. War ich Opfer meiner eigenen Fahrlässigkeit geworden? War das das Ende meiner Odyssee durch die Hölle? Die Strafe dafür, dass ich die Türen nicht geöffnet hatte, um den leidenden Seelen zu Hilfe zu eilen? Mein Schädel dröhnte und das Kreischen der Furien verstimmte allmählich, bis ich nur noch ein Brummen in meinen Ohren vernahm. Kraftlos sackte ich zusammen und versuchte mich auf allen Vieren in Sicherheit zu bringen, aber es dauerte nicht lange bis mir schwarz vor Augen wurde und ich erneut in Ohnmacht fiel.

„Anna… ich…“ Es war vorbei. Zumindest konnte ich mir nicht ausmalen, wie diese Bestien mein Schicksal besiegeln sollten, schließlich war ich nicht bei Bewusstsein. Würden sie mich zerstückeln? Würden sie sich auf meinen leblosen Körper stürzen und ihren Hunger stillen? Würde ich vielleicht sogar einer dieser Monster werden und seelenlos durch die blutenden Flure dieses Krankenhaus geistern?
Es war nicht weiter von Belang, mir diese Fragen zu stellen, mein Ende war bereits besiegelt. Zumindest dachte ich das.

Als ich mein Bewusstsein wieder erlangte, lag ich auf dem Fußboden. Alles um mich herum war still geworden, von Monstern gab es keine Spur. Ich stützte mich auf meinen Händen ab und erhob mich aus der Horizontalen. Mein Kopf dröhnte noch immer, als ob ich verkatert gewesen wäre.
„Arg… Wo… bin ich?“ Orientierungslos leuchtete ich mit der Taschenlampe die Gegend ab und erkundete die neue Umgebung. Ich befand mich in einem kreisrunden Raum, aus dem es kein Entrinnen zu geben schien. Als ich die Taschenlampe an die Wand richtete, blieb mir der Atem stehen.
„Oh mein Gott… Wer könnte nur…“ Reihum hingen Mädchen an den Wänden, mit den Armen nach oben gefesselt, ihre Köpfe hingen bewegungslos nach unten. Sowohl an der Körpergröße, als auch an der Kleidung erkannte ich, dass es sich um Mädchen handeln musste. Sie trugen allesamt Röcke, aus denen unaufhörlich Blut tropfte. Was die Ursache dieser Blutungen war, wusste ich nicht und wollte es auch lieber gar nicht wissen. Es war grausam genug, dass selbst diese hilflosen Mädchen vor dem unerbitterlichen Hass dieser Welt nicht gefeit waren.
Plötzlich ertönte eine vertraute Stimme aus dem Hintergrund.
„Warum bist du hier? Du gehörst doch gar nicht hierher…“ Es war Bernard. Er lag auf dem Boden auf der anderen Seite des Raums.
„Bernard? Aber wie kannst du hier sein? Ich hab dich doch…“ Bernard intervenierte:
„Nichts ist, wie es zu sein scheint, Gordon, das solltest du mittlerweile wissen.“ Er hielt sich an einem Stuhl fest, der direkt neben ihm stand, zog sich daran hoch und kam auf mich zu.

„Sieh dich doch um! Wir kommen hier niemals raus. Es ist wohl meine Bestimmung, hier bis zum Ende meiner Tage zu schmoren.“ Bernard machte mir mit seinem wirren Verhalten richtig Angst. Er klang völlig trostlos, als ob er jeglichen Funken Hoffnung verloren hatte.
Wie war es eigentlich möglich, in einen Raum wie diesen zu geraten? Bernard lag doch noch bewusstlos bei der Schleuse, während ich mit diesen Krankenschwestern um mein Leben rang. Bernards Worte schallten im ganzen Raum, als ob es ein Traum gewesen wäre.
„Bernard, wo… Wo sind wir? Was ist hier eigentlich los? Was hast du?“ Besorgt ging ich auf meinen hinkenden Kameraden zu und legte meine Hände auf seine Schultern. Ich starrte ihm erwartungsvoll in seine kühlen Augen, doch er antworte in einer gleichgültigen Weise:
„Wenn das ein Traum ist Gordon, dann ist es nicht unser Traum. Das ist nicht unsere Welt, Gordon. Wir… existieren hier offenbar jenseits von Raum und Zeit.“ Bernard fing an zu schluchzen. Um Hilfe flehend legte er mir seine Hände an mein Gesicht und wimmerte:
„Was ist wahr, Gordon? Was ist real? SAG ES! Verleugnen wir unser Schicksal? Rennen wir vor der Wahrheit davon?“ Bernard jagte mir furchtbare Angst ein. Ich hatte ihn noch nie in einem solch besorgniserregenden Zustand gesehen. Stotternd erwiderte ich:
„Was zum… Teufel redest du da? BERNARD! Nicht… auch noch du! Sind hier denn alle wahnsinnig geworden?“ Unwirsch riss ich mich von Bernard los und starrte ihn völlig losgelöst an. Daraufhin knöpfte er sein Hemd auf und entgegnete:
„Du hast Recht, Gordon. Es ist alles nur ein Traum. Aber selbst in Träumen kannst du nur sehen, wenn du deine Augen nicht verschließt.“ Er entblößte seinen Oberkörper, woraufhin eine Wunde in Brusthöhe zum Vorschein kam. Völlig unerwartet ergriff Bernard meinen Arm und steckte ihn in seine Wunde.
„OH GOTT, WAS MACHST DU, NEI…“ Es war so widerlich, auch wenn ich wusste und spürte, dass es eigentlich nicht echt sein konnte. Als mein Arm geradezu durch ihn hindurch glitt, wurde alles grell, so gleißend, dass ich meine Augen zukneifen musste. So sah ich letztendlich nur noch das gleißend helle Licht und fühlte mich, als ob ich über dem Boden schwebte.

Kapitel 21

Ich konnte mich nicht daran erinnern, was vorgefallen war. Als ich meine Augen öffnete, war es dunkel und still. Vielleicht war es aber auch hell, die Vögel zwitscherten und kündigten einen weiteren, sommerlichen Tag an und Anna brachte mir auf ihre liebliche Art und Weise das Frühstück ans Bett. Möglicherweise war sie auch tot, oder sie lebte und ich segnete das Zeitliche. Immerhin durfte ich am Telefon ihre bezaubernde Stimme hören, auch wenn diese von Angst und Schrecken zeugte. Vielleicht… hatte ich ihren Tod in der Turnhalle nicht verkraftet und mir noch in der Halle das Leben genommen? Was passierte dort wirklich? Konnten diese Monster existieren? Vielleicht waren es gar keine Monster, aber was dann? Aus welchem Grund war ich dort?
Ich lag auf einem Bett, aber es war nicht mein Bett, das Bett, in dem ich erwachte und den wunderschönen Körper meiner Freundin an meiner Seite spürte. Jeden Morgen drehte ich mich zur rechten Seite meines Bettes um und erblickte ihr bezauberndes Gesicht. Gab es etwas Schöneres als neben der Geliebten zu erwachen und sie in ihrer atemberaubenden, unverfälschten Natürlichkeit zu bewundern? Ihren betörenden Duft zu riechen, ihre zarte, geschmeidige Haut zu streicheln und ihr schönes, gelocktes Haar zu spüren? Ich hätte Tage, nein Wochen mit ihr im Bett verbringen können, um einfach nur bei ihr zu sein und alle Sorgen zu vergessen. Doch ich musste bangen, ob ich dieses Glück jemals wieder erleben durfte. Einsam und verlassen lag ich in diesem Bett, genau wie an dem Tag, an dem mir mein größtes Glück genommen wurde. Sie war nicht da! Und Anna schien gar nicht zu wissen, wie kostbar sie für mich war, wie viel sie mir bedeutete und dass ich mir ein Leben ohne sie nicht mehr vorstellen konnte.
Eine Träne lief mir über mein Gesicht, als Ausdruck meiner von Gegensätzen geprägten Gefühlswelt, Liebe und Hass, Eigeninitiative und Hilflosigkeit, Mut und Kapitulation.

Ein stechender Schmerz in meinem linken Arm riss mich aus meiner Trübseligkeit. Infolgedessen kramte ich in meiner Jackentasche nach der Taschenlampe und richtete sie auf meinen schmerzenden Arm.
„Was zum…?“ Eine Nadel steckte tief in meiner Ader und flößte mir intravenös eine transparente, gelbliche Substanz ein, die in einem Päckchen an einem Stativ befestigt war.
„Bin ich jetzt… etwa in einem richtigen Krankenhaus? Vielleicht habe ich bei dem Zugunglück mein Bewusstsein verloren, ja!“ Hoffnungsvoll rief ich nach Hilfe und suchte den Raum mittels meiner Taschenlampe ab, bis ich etwas Entsetzliches sehen musste.
„A…a…“ Ich war starr vor Schreck, als ob ein Blitz meinen Körper durchfahren hätte. Stotternd erblickte ich die unheilvolle Präsenz, die direkt vor dem Krankenbett stand. Es waren drei dieser mutierten Krankenschwestern, die wie angewurzelt völlig regungslos in der Dunkelheit standen und mich mit ihren herunterhängenden Kiefern und zurückgerollten Augen stumm „anstarrten“. Wimmernd schloss ich die Augen und hoffte, endlich aus diesem Albtraum erwachen zu können.
„Bitte… bitte… das kann alles nicht wahr sein, bitte…“ Wie sehr ich auch um Gnade winselte, es half nichts. Wieder kullerte eine Träne mein Gesicht entlang.
Ich atmete tief durch, griff nach der Nadel in meinem Arm und riss sie panisch aus meiner Vene heraus.
„ARGNGaaAA!“ So sehr ich mich auch bemühte, keinen Laut von mir zu geben, der Schmerz war unerträglich und ließ sich in keiner Weise unterdrücken. Trotz meiner wehmütigen Schreie rührten sich die drei verkrüppelten Schwestern keinen Zentimeter. Wie Puppen standen sie dort mit ihren grellen, weißen Haaren, die mich im Licht meiner Taschenlampe ein wenig blendeten. Sie richteten ihren Blick mit ihren vertikal aufgeschlitzten Augen auf mich und lechzten mit ihren herunter hängenden Kiefern – aus denen bereits gelblicher Speichel tropfte – nach hilfloser Beute. Leise und behutsam schwenkte ich meine Beine über die Bettkante und verließ das Bett, ohne meinen Blick von den drei Monstern abzuwenden, auch wenn mich der Anblick über alle Maßen anwiderte.
Das Bett stand auf der gegenüberliegenden Ecke der Tür, neben dem Krankenbett standen zwei weitere Betten, auf einem davon lag ein

Zettel. Die Schwestern verfolgten jede Bewegung die ich machte und verharrten in ihren angsteinflößenden Posen, lediglich den Kopf schwenkend, um mich nicht aus den Augen zu verlieren. Jede Bewegung meinerseits konnte diese Bestien dazu veranlassen, sich auf mich zu stürzen, schließlich schienen sie dafür verantwortlich zu sein, dass ich dort lag und… diesen Zugang in meinem Arm hatte, was zum Teufel… „Ok… ruhig… ich kann das…“ Zitternd vor Nervosität versuchte ich mir Mut zu machen, während ich um das leer stehende, mittlere Bett schlich und mich dem Bett am anderen Ende näherte. Noch nie zuvor bewegte ich mich derart langsam. Es muss etwa zwei Minuten gedauert haben, weil ich einige Male inne hielt und mich vergewisserte, dass mir diese Gestalten nicht zu nahe kamen. Sie verharrten noch immer wie fest gefroren in ihrer bedrohlichen und beängstigenden Position am vorderen Ende des Bettes, in dem ich zuvor geschlafen hatte. Es waren lediglich ihre Köpfe und aufgeschlitzten Augen, die sich mir stets zuwandten und jeden meiner Schritte verfolgten, als ob sie nur darauf gewartet hätten, mich in einem für sie passenden Moment anzufallen und niederzustrecken. Ich konzentrierte mich auf das Dokument auf dem Bett und versuchte, mir jeden Augenkontakt mit den Kreaturen zu verkneifen. Daher entschloss ich, den Zettel sofort meinem Equipment beizufügen, um ihn dann außerhalb dieses Raums zu lesen. Noch immer bewegten sich die drei Ungetüme kein bisschen von der Stelle, also riss ich meinen ganzen Mut zusammen, rannte panisch und unbändig zur Tür, die sich unmittelbar neben diesem letzten Bett befand, riss sie auf und schlug sie unmittelbar danach hinter mir wieder zu.
„Himmel… Arsch und Zwirn…“ Völlig von Sinnen lehnte ich mich gegen die Tür und überlegte, wie es nun weitergehen sollte. Immerhin hatte man mir erneut eine zweite Chance gewährt. Was genau war dort passiert? Wollten mich diese Biester gar nicht töten? Und was war das für eine Flüssigkeit, die man mir injiziert hatte? War diese Substanz der sichere Weg zu meinem Tod? Ich war diesen Ungeheuern jedenfalls tatsächlich entkommen und musste mich auf keine weitere Konfrontation mit ihnen einlassen. Da sie zu dritt waren, konnte ich von Glück sagen, dass mir nicht mehr widerfahren war. Mir ging es soweit gut, auch wenn mich der Gedanke nahezu verrückt machte, dass sich

diese körperfremde, unbekannte Flüssigkeit in mir befand. Vielleicht trat die entsprechende Wirkung erst nach Ablauf einer bestimmten Zeit ein? Was immer es auch war, es gab jedenfalls nichts, was ich dagegen hätte tun können, hatte es also Sinn, überhaupt darüber nachzudenken? Nun, zumindest nicht zu diesem Zeitpunkt. Eine Antworte auf diese Frage würde sich mir sicherlich noch offenbaren, da war ich sicher. Also entschloss ich mich meinen Weg vorerst fortzusetzen. Die Einstichstelle blutete etwas nach, aber das ließ sich mit einem leichten Fingerdruck schnell stoppen.

Plötzlich stand ich in einer großen Halle, die von mehreren Lichtquellen an der Decke beleuchtet wurde. Ein riesiges Drahtnetz breitete sich an der ganzen Decke aus, mehrere Krankenbetten standen im Raum herum. Auf allen Krankenbetten lagen festgeschnallte Wesen. Waren es Menschen? Einige von ihnen zuckten hin und wieder mit ihren Gliedern, als ob man ihnen Elektroschocks verpasst hätte. Auf der gegenüberliegenden Seite der Halle führte eine weitere Tür ins Ungewisse.
Die Axt war fort. Es mochte sein, dass sie auch in dem Zimmer lag, in welchem ich zuvor erwacht war, aber keine zehn Pferde hätten mich zurück in dieses Zimmer gebracht. Ich konnte von Glück sagen, dass mir diese entstellten Schwestern nicht folgten. Darüber hinaus sollte man das Glück ja bekanntlich auch nicht überstrapazieren. Ohne Waffe in dieser Vorhölle umherzuirren, war allerdings nicht beruhigender. Ich musste schnellstmöglich Ersatz für meine Nahkampfwaffe finden, selbst wenn es bloß ein Brett oder ein Stahlrohr war.
Es hatte keinen Zweck, weiter darüber nachzudenken. Ich musste diesen Raum durchqueren und besonders behutsam sein, um keine Aufmerksamkeit zu erregen. Also setzte ich in dieser ominösen Szenerie einen Fuß vor den anderen und war mir sogar ziemlich sicher, dass mich auch an diesem Ort eine unangenehme Überraschung erwarten würde. Schritt für Schritt durchstreifte ich diesen großen Raum, der ein wenig einem Operationssaal ähnelte. Hin und wieder erschrak mich das ruckartige Zucken eines Patienten. Würde es bei diesem Zucken bleiben? Oder würde sich einer dieser Gefangenen losreißen und sich auf mich stürzen?

Dann ertönte auch noch ein nervenzerrfetzendes Geräusch. Es klang wie das Rotieren eines Zahnarztbohrers, laut, schrill und ohrenbetäubend. Bei dem Geräusch rollten sich mir nahezu die Fußnägel hoch. Mit den Händen an den Ohren ging ich langsam und vorsichtig an den Betten vorbei und suchte nach dem Quell dieses verstörenden Geräuschs, das allem Anschein nach einen Einfluss auf die umher liegenden, gefesselten Körper hatte. Gesichter waren bei näherer Betrachtung keine zu erkennen, aber man hörte an ihren stöhnenden Lauten deutlich, dass sie große Schmerzen zu haben schienen. Es klang, als ob eine Kreissäge einen Widerstand erfuhr, aber in diesem Raum gab es keine Spur von einem derartigen Gerät. Ich sah nur diese rund 20 Betten, auf denen sich die gepeinigten Opfer qualvoll windeten und dem Unheil auf ihren Betten hilflos ausgeliefert waren. Als ich an ihnen vorbeilief, bemerkte ich, dass sie zwar alle die Körperform eines Menschen hatten, sich aber kaum voneinander unterschieden. Wie Fleischklumpen lagen sie dort, ohne erkennbare Proportionen und Unebenheiten, wie Gesichtsmerkmale, Finger oder Füße. Ich empfand großes Mitleid für diese Geschöpfe, auch wenn ich zugleich damit rechnen musste, dass sie feindlich gesinnt sein konnten oder zumindest eine Gefahr darstellten. Darum entschied ich mich, nur mein neues Ziel anzuvisieren, die Tür. Ich kam ihr näher und näher, proportional dazu stieg mein Bedürfnis, diesen Kreaturen zu helfen, aber es waren doch höchstwahrscheinlich Monster, oder? Waren sie wirklich auf meine Hilfe angewiesen? Seltsam, dass ich mir darüber Gedanken machte. Ich stellte mir die Frage, ob ich mir auch zu Beginn meiner Reise in Silent Hill darüber Gedanken gemacht hätte. Als das bohrende Quietschen immer unerträglicher wurde, erhöhte ich mein Schrittempo. „Nur noch wenige Schritte“ dachte ich in meiner überschwänglichen Euphorie, während ich einen Fuß vor den nächsten setzte. Es schien, als würde es bei diesen Erscheinungen bleiben. So schaffte ich es, ohne Konfrontation und unbeschadet die Tür zu erreichen, wohl wissend, dass ich auch dieses Mal Zeuge einer furchteinflößenden Freakshow geworden war. Waren diese Ereignisse als Botschaft zu verstehen oder wollte man mir bloß Angst damit einjagen? In dieser düsteren und surrealen Welt folgte eine Mutprobe der nächsten, willkürlich aneinander gereiht und augenscheinlich zusammenhangslos.

Ohne weiter darüber nachzudenken, kramte ich den Zettel aus der Tasche, den ich zuvor im Krankenzimmer gefunden hatte, verließ das unheilvolle Zimmer und fand mich in einem weiteren Krankenzimmer wieder, das sich zu meiner Überraschung jedoch in einem relativ normalen Zustand befand.
Der Grundriss dieses Krankenhauses war mehr als verwirrend. Während das Gebäude in der „normalen“ Welt noch einen realistischen und pragmatischen Aufbau hatte, hatte man in dieser Welt eher das Gefühl, dass die Institution eine wirre Akkumulation von verschiedenen Krankenhäusern war. Alle Räume schienen willkürlich aneinandergekleistert zu sein, ohne jeglichen Bezug zur Außenwelt.
Dieses Zimmer… Es war dem Zimmer „206“ in der Ridgeview Medical Clinic sehr ähnlich. Das Fenster gegenüber gewährte einen Ausblick in die ewige Dunkelheit, von dichtem, gleißenden Nebel eingehüllt. Demnach befand ich mich nicht mehr im Untergrund. War es wirklich das Zimmer „206“? Das Zimmer, in dem Anna lag, als sie ärztlich behandelt wurde?
Aus diesem Zimmer gab es keinen anderen Ausgang. War das Zimmer eine Sackgasse? Oder vielleicht sogar das Ende meiner langen Suche? Der Anblick dieser friedlichen Kulisse besänftigte mein Gemüt. Dort standen richtige, unbeschmutzte, gemütliche Krankenbetten, auf denen man sich tatsächlich ausruhen konnte. Müde war ich allerdings nicht mehr. Dies hatte ich vermutlich meinen regelmäßigen Ohnmachtsanfällen zu verdanken. Zumindest hatte ich dort genug Zeit, mich auf eines der beiden Betten zu setzen und den Zettel zu lesen, den ich kurz zuvor mitgenommen hatte. Es war Annas Schrift. Neugierig fing ich an zu lesen:

„Die Natur hat zwei Gesichter. Was genau glaube ich in ihr zu erkennen? Sie erhält sich selbst am Leben und bringt uns all diese augenscheinlichen Wunder. Sie gibt mir Halt und Geborgenheit, wenn ich den Lastern meines Alltags entfliehe. Ich finde mich an einem stillen, friedlichen Ort inmitten der Natur aufgehoben, wenn ich traurig bin und keinen Ausweg sehe. Sei es ein Fluss in den Wäldern, das Zwitschern der Vögel oder das Rauschen des Windes, der durch die Blätter der Bäume streift und meine Haut streichelt. Es ist so wundervoll

auf einer blühenden Wiese zu liegen und in den strahlend blauen Himmel zu schauen. Dort fühle ich mich frei von Sorgen, frei von oberflächlichen Werten, an die ich Tag für Tag erinnert werde, wenn mich diese Gesellschaft quält, mir aber auch vor Augen hält, was ich wirklich bin. Aber wenn ich ehrlich bin, rede ich mir das nur ein. Die Wahrheit ist doch, dass es auch unsere Natur ist, die uns zu dem gemacht hat, was wir sind. Die Natur hat ihren Plan, dem sie folgt und ihre Instrumente um ihn auszuführen, nämlich jedes einzelne Lebewesen auf diesem verkommenen Planeten. Ich bin leider (?) nicht Teil dieses Plans, mir kommt dabei keine wichtige Bedeutung zu, weil Mutter Natur bei mir versagt hat. Im Grunde genommen ist sie zugleich mein größter Feind, wenn ich darüber nachdenke, wie viele Steine mir meine Natur in den Weg legt und gelegt hat. In den Augen der Natur sind wir entweder nützlich oder Mangelware, die sie so nicht vorgesehen hat.
Warum hat mir dieses Wunderwerk Gottes diese Laster aufgebürdet? Womit habe ich das verdient? Oft kommt es mir so vor, als sei ich gar nicht dazu bestimmt, glücklich zu sein. Als ginge es in meinem Leben nur darum, mich zu verletzen und zu enttäuschen.
Die Ungerechtigkeit auf dieser Welt scheint grenzenlos zu sein, sowohl gesellschaftlich, als auch in unserer Natur selbst. Ich kann von mir behaupten, ein guter Mensch zu sein und dennoch werde ich so hart gestraft, jeden verdammten Tag. Mutter Natur hat mich verraten und dem Willen Gottes keinen guten Dienst erwiesen. Sie ist durch und durch verkommen, wie ein eigenständiges Wesen, das seine Arme ausstreckt, um sich auszubreiten und alles zu verschlingen, was ihr in den Weg kommt. Warum das alles?
Einst war ich ein vor Glück und Fröhlichkeit strotzendes Kind, das jedoch nach und nach seine Unschuld verlor und erkennen musste, dass die Natur auch ein anderes Gesicht hat. Dass sie mir persönlich wichtige Dinge genommen hat, die für ein lebenswertes Dasein wichtig sind. Mein Leben lang erleide ich Schmerzen… Schmerzen, die kein Arzt der Welt jemals lindern könnte. Es ist eine Schande von mir zu erwarten, damit leben lernen zu müssen.
Ich fühle mich einsam und verlassen. Es gibt niemanden, der mich retten, geschweige denn davon erlösen könnte. Diese Welt ist dem Untergang geweiht und verdient einen Neuanfang, genauso wie ich.“

Dann war der Eintrag zu Ende. Nachdem ich den Text durchgelesen hatte, war mir klar, dass ich meinem Ziel näher gekommen war. Annas Zeilen untermalten ihren depressiven, nach innen abgeschotteten Zustand. Auch wenn sie ein sehr liebreizender und selbstloser Mensch war, so merkte man doch, wie verbittert und kühl sie sein konnte, als ob sie sich gegen die ganze Welt verschworen hätte.
Anna war eine starke Frau. Oft schimmerte nur das sensible, höfliche und schüchterne Mädchen aus ihrem Antlitz, aber sie war in ihrem Leben oft auf sich allein gestellt und musste viele Aufgaben selbstständig meistern.
Ich erinnerte mich gut an eine Begebenheit im Bus auf dem Weg zu ihr nach Hause. Anna und ich saßen in der hintersten Reihe, rechts vor uns drei arrogante Tussen, die über alles Mögliche tratschten und dumme Sprüche klopften. An Annas Reaktionen konnte ich sehen, was sie von dem Treiben hielt. Alle drei waren aufgetakelt, als ob sie in einen Farbtopf gefallen wären. Anna fing an, mit den Augen zu rollen. Es brodelte geradezu in ihr und es dauerte nicht lange, bis ihr unscheinbares Temperament erneut zum Vorschein kam. Anna zufolge hatten sich diese Mädchen über sie lustig gemacht. Sie konnte einfach nicht fassen, wie dreist sich diese Mädchen direkt vor ihren Augen das Maul über sie zerrissen, also stand Anna auf, ging auf die drei gackernden Weiber zu und stellte sie zur Rede.
„Habt ihr ein Problem? Kann ich euch dabei helfen, diesen kindischen Scheiß einzustellen?“ Ich war selbst überrascht, wie mutig sie an diese Sache heranging. Mir waren diese Zickereien gar nicht aufgefallen und selbst wenn dem so gewesen wäre… Strafte man solche Menschen nicht am besten mit Ignoranz? Solche Menschen schienen nichts Besseres im Sinn zu haben, als sich auf die Kosten anderer zu profilieren. Es war sinnlos, sich auf dieses Niveau herab zu begeben. Anna war stets offenherzig, liebenswert, hilfsbereit und sehr rücksichtsvoll. Sie selbst hätte nie in dieser Art und Weise über andere geurteilt, ohne dafür einen triftigen Grund gehabt zu haben.
Selbst diese drei Mädchen waren über Annas Rektion sehr überrascht.
„Öhm… nein haben wir nicht.“ Anna entgegnete ihnen gelassen:

„Schön, dass wir das geklärt haben!“ Anna setzte sich auf ihren Platz zurück und legte ihren Kopf auf meine Schulter.
Ich wusste nicht, was ich davon halten sollte, da ich Anna bis zu diesem Zeitpunkt ganz anders eingeschätzt hatte, aber eigentlich war es auch richtig, dass sie sich dieser Situation so mutig entgegen stellte und diese Mädchen auf ihr Fehlverhalten ansprach, auch wenn ich mir wirklich nicht sicher war, ob sie wirklich über Anna gelästert hatten. Ich wollte damit nicht andeuten, dass sie sich das eingebildet hatte, aber ich glaubte, dass sie aufgrund ihrer Selbstzweifel oftmals zu sensibel und Dinge wahrnahm, die auch anders interpretiert werden konnte.
Anna war facettenreich und steckte voller Überraschungen. Und oft sah man ihr diese Verletzlichkeit stark an. Sie musste viele schlimme Dinge erlebt haben und trotzdem hatte sie sich ihr gutes Wesen immer bewahrt. Sie war es wert, schon immer. Und ich hatte es mir immer zur Aufgabe gemacht, sie restlos glücklich zu machen. Ich hätte alles getan, um ihr ein Lächeln auf ihr Gesicht zu zaubern. Ich ging sogar durch diese Hölle, nur um sie wieder sehen und in meine Arme schließen zu können. Allerdings musste ich zugeben, dass ich auf dieser Reise sehr intensiv über unsere Beziehung nachdachte, und darüber, dass Anna auch ein anderes Gesicht hatte. Anna hatte auch Fehler, niemand ist perfekt. Man betrachtete so manches nur mit anderen Augen, wenn man sich objektiv von manchen Sachverhalten distanzierte, und dazu trug diese Reise offensichtlich bei.

„Schon erschreckend, wozu Hass fähig sein kann, nicht wahr?“, ertönte es überraschend aus dem Hintergrund. Es war die Stimme einer Bekannten, die direkt hinter mir stand. Zusammengefahren drehte ich mich zu ihr um. Es war Schwester Helen Anderson, die völlig unversehrt an der Tür stand.
„Wie zum Geier kommen Sie denn hierher?“ Ich konnte es kaum glauben, sie an einem Ort wie diesem anzutreffen und fuhr fort: „Wie… schaffen es eigentlich alle unbeschadet an den zahlreichen Monstern vorbei zu schlendern? Nicht zu fassen!“ Ich starrte die Gute an und wartete ungeduldig auf eine zufriedenstellende Antwort.
„Monster?“, fragte sie mich scharfzüngig. Sie verschränkte ihre Arme und lehnte sich gegen einen Schrank, der neben ihr stand.

„Silent Hill ist ein geheimnisvoller Ort, dem übernatürliche Kräfte innewohnen. Die Ureinwohner dieses Gebiets waren sich dieser Kräfte bewusst.“ Daraufhin sah sie fasziniert an die Decke und schien den Moment zu genießen, ehe sie fortfuhr: „Man sagte sogar, Silent Hill würde ein eigenes Bewusstsein entwickeln. Vielleicht sind es die Opfer aus längst vergangenen Zeiten oder das vergossene Blut, das die Wurzeln dieser Stadt mit schwarzer Magie nähren.“ Belehrend wanderte sie durch den Raum und richtete ihren Kopf auf den Fußboden. Sie trug noch immer diese rote, prunkvolle Robe, die ihr hochnäsiges Verhalten untermalte.
„Wissen Sie, Mr. Cooper, Sie sollten wissen, dass jeder Mensch Seiten an sich hat, von denen er glaubt, dass sie nicht in ihm schlummerten. Seiten, die er am liebsten unterdrücken, leugnen oder verstecken möchte. Genauso hat auch diese Stadt Seiten an sich, die sie nicht allen Menschen offenbaren kann. Jeder in dieser Stadt durchlebt seinen eigenen Albtraum.“ Auch wenn mir ihre überhebliche Art sehr zuwider war, lauschte ich aufmerksam ihren Worten und begann allmählich zu verstehen.
„So wie Geschmäcker verschieden sein können, so ist auch die Wahrnehmung gekoppelt an die Erfahrungen, die man in seinem Leben gesammelt hat, was wiederum Einfluss auf unseren Verstand hat, so auch unser Unterbewusstsein, das nicht auf direktem Wege zu uns spricht, sondern andere Wege findet, um uns Klarheit zu verschaffen. Es lässt uns nicht ruhen und zeigt sich in einer Aufgabe, die wir noch nicht erfüllt haben, als Geheimnis, das man mit ins Grab nehmen wollte oder gar als Sünde, die Einen innerlich auffrisst. Letztendlich kann niemand vor der Wahrheit davonlaufen, Mr. Cooper, oder eben vor der Realität, so wie die Dinge nun mal sind. Diese Stadt ist mehr als nur eine Stadt an einem See, ein Erholungsort, der mit einer beeindruckenden Vergangenheit verbunden ist. In diesem Reich herrscht die Unerbittlichkeit der Unterdrückten, die Rachgier im Kampf um Erlösung! Mächte, die sich gegen das Unheil und gegen die Verelendung dieser Welt verbinden, um sie auszumerzen. Kräfte, die sich danach sehnen, diese verkommene Welt zu erneuern und ihr eine zweite Chance zu geben.“ Ich war ein wenig entrüstet über ihre radikalen Äußerungen. Plötzlich war mir auch klar, woher Anna ihre Ansichten bezüglich der

Natur und der Menschheit hatte. Mrs. Anderson schien eine Fanatikerin zu sein und ihren Einfluss in ihrer Gemeinde dazu zu nutzen, weitere Mitglieder zu rekrutieren. Mich konnte sie damit jedenfalls nicht beeindrucken, geschweige denn manipulieren. Ich war dort, um meine Freundin zu retten, nicht zuletzt auch vor dem Einfluss dieser gefährlichen und hinterhältigen Frau. Aber in einem Punkt hatte Schwester Helen sicherlich Recht: Auch ich hatte das Gefühl, dass mir diese Stadt etwas mitteilen wollte und ich wollte nicht ruhen, ehe ich diesem Geheimnis auf die Spur gekommen war.
„Wenn dem so ist Mrs. Anderson, wie kann es dann sein, dass solche Ereignisse wie diese hier nicht an die Öffentlichkeit geraten? Verändert sich diese Stadt… nur für uns? Für mich?“
Ich wollte endlich Antworten und war dieses Katz- und Mausspiel satt.
„Warum? Was zum Henker will mir diese Stadt mitteilen? Und… Was haben Sie mit der ganzen Sache zu tun? Was ist mit Bernard? Woher soll ich wissen, dass ich Ihnen trauen kann?“ Sie schüttelte ihren Kopf und sah mich enttäuscht an, während sie sich auf das vordere Bett setzte und ihre Hände in den Schoß legte.
„Wenn Sie mir nicht trauen, wem dann? Ich kenne Anna besser, als Sie vielleicht glauben. Ich würde sogar behaupten, dass ich sie besser kenne als Sie, Mr. Cooper.“ Konfus sah ich sie an und wartete darauf, dass sie mich an ihrem Wissen teilhaben lassen würde.
„Machen Sie sich keine Sorgen. Sie war bei uns stets in guten Händen. Wir waren wie eine Familie für sie und sie konnte zu uns kommen wann immer sie wollte, z. B. wenn sie zuhause Schwierigkeiten hatte.“
Daraufhin erwiderte ich:
„Und das ganz frei von Eigennützigkeit, Mrs. Anderson? Ihre Gemeinde scheint mir äußerst zwielichtig zu sein. Ich wage zu bezweifeln, dass Sie und Ihre Leute wirklich ein geeigneter Umgang für sie waren.“
Unerwartet schoss die Gute in die Höhe. Meine Bemerkung musste sie völlig aus der Fassung gebracht haben. Furios und aufbrausend erwiderte sie:
„Wie können Sie es wagen?! Sie haben doch keine Ahnung, was wir für unsere Mitglieder alles in Kauf genommen haben. Unsere Arbeit dient dem Zwecke unserer Mitmenschen, im Sinne unseres Gottes! Wir opfern unsere Zeit und Kraft, um ihnen den richtigen Weg zu weisen. Gott,

vergib ihm…“ Aufgebracht und entsetzt stürzte die Schwester zur Tür, als ob ich sie zutiefst beleidigt hätte, doch dann blieb sie völlig unerwartet auf halbem Wege stehen, stolperte verdattert in der Gegend herum und quatschte wirres Zeug.
„Nein, ich weiß ja. Ich weiß es. Es sind diese Stimmen…!“ Dann wandte sie ihren Blick erneut zu mir und rechtfertigte ihr seltsames Verhalten: „Sie können sie nicht hören. Sehen Sie mich nicht so an, als ob ich meinen Verstand verloren hätte.“ Aus heiterem Himmel veränderte sich sowohl der Tonfall der Schwester, als auch die Art und Weise, wie sie mit mir sprach, nicht länger höhnisch, herablassend oder arrogant. Sie fasste sich an ihren Kopf und lehnte sich in Standbein- Spielbeinstellung gegen den Türrahmen. Ich saß noch immer auf dem hinteren Bett und lauschte ihren Worten.
„Jeder kann diese Stimmen hören, Mr. Cooper. Auch Sie können das! Sie machen sich nur bei jedem von uns anders bemerkbar. Mal sind es die Stimmen, die einem ins Gewissen sprechen, mal sind es schlechte Erinnerungen, die einem das Leben erschweren. Vielleicht ist es auch die Stimme Gottes, die Ihnen sagt, was richtig und was falsch ist.“ Schwester Helen faltete ihre Hände zusammen und richtete ihre Augen auf das Bett, das vor ihr stand. In keinem unserer bisherigen Gespräche hatte ich den Eindruck, dass sie ein doch so verletzlicher Mensch sein könnte. Auch sie war ein Mensch, der in dieser Welt gefangen war, aus welchen Gründen auch immer.
„Diese Stadt hat eine eindrucksvolle Stimme, nicht wahr? Man kann sie gar nicht überhören, geschweige denn verdrängen.“ Sichtlich betrübt und nachdenklich starrte sie ins Leere. Trotz meiner unbändigen Abneigung ihr gegenüber empfand ich ein wenig Mitleid für sie. Nach einer kurzen Pause öffnete sie sich weiter:
„Auch ich habe gesündigt. Es mag vielleicht nicht so aussehen, aber ich bin bei weitem nicht stolz auf das, was ich tat.“ Danach sah sie mir bestimmend und kühl in meine Augen:
„Aber es war notwendig! Im Dienste Gottes, im Dienste seines Willens unumgänglich! Auch Sie werden das noch einsehen.“
Sie öffnete die Tür und verschwand. Ich hingegen verweilte noch einen Moment auf dem bequemen Bett und dachte über ihre Worte nach. Schwester Helen hatte wohl auch ein großes Päckchen zu tragen, das Ihr

Gewissen belastete. War es als Beichte zu verstehen? Wollte sie sich etwa rechtfertigen für das, was sie getan hatte? Was sie Anna angetan hatte? Je länger ich über die Beziehungen zwischen Anna und dem Orden nachdachte, desto mehr drehte sich mir der Magen um, weil mir zahlreiche erschreckende Theorien in den Sinn kamen. Hatte sie Anna vielleicht etwas Schreckliches angetan? War das der Grund, warum Anna verschwunden war? Wurde sie von dieser Glaubensgemeinde entführt und dort in Silent Hill festgehalten? Aber was hatte Andrew dann damit zu tun?
Jeder in diesem Szenario schien seine Leichen im Keller zu haben, aber… Was war mit mir? Warum war ich dort? Ich hoffte nur, dass zumindest Anna noch eine reine Weste hatte. Ich hatte eine reine Weste, aber konnte ich das mit Sicherheit sagen?

Ich wollte Schwester Helen folgen, aber eine Notiz auf dem Krankenbett am Fenster erregte meine Aufmerksamkeit.
„Seltsam… Lag das auch vorher schon dort?“ Verwundert ging ich zu dem Bett, von dem ich annahm, es sei Annas Bett, das Bett aus dem Zimmer „206“.

„Abschiedsbrief“
Der Titel des Briefs ließ nichts Gutes erahnen.
Zum einen hatte ich Angst zu lesen, was in diesem Brief geschrieben stand, aber zum anderen war der Drang meiner Neugier zu groß, als dass ich mich hätte zurckhalten können.
In diesem Zimmer war es sehr still geworden. Draußen fiel die Asche wie Schnee sanft zu Boden. Alles schien so friedlich zu sein. Dieses Zimmer war anders als die anderen Räume. Kein Terror, kein Horror, keine Albtraumwelten wie im Rest des Krankenhauses. Es war schwer zu beschreiben, als herrschte eine Endzeitstimmung.
Einsam und isoliert saß ich auf dem Bett und hielt dieses Stück Papier in meinen Händen. Gefasst fing ich an zu lesen…

„14. 02. 1987
Ich nehme endlich Abschied. Ich lasse mich nicht länger quälen, meiner Menschenwürde berauben, genauso wenig meiner Freiheit, Entscheidungen, die ich selbst treffen sollte und niemand sonst! Es ist mein Leben, meine Verantwortung und auch meine Entscheidung, wann und wie dieses Leben sein Ende findet.
Egal was ich auch sehe und höre, fühle und in meinem Herzen spüre… Wirklich alles erinnert mich an dieses jämmerliche bedeutungslose Dasein. Das Leben hat es einfach nicht gut mit mir gemeint. Mein Vater machte mir das Leben zur Hölle und ist schuld daran, dass ich erst so spät wichtige Schritte gehen konnte und so lange Zeit hoffnungslos nur so vor mich hinvegetierte, als ob er es sich zur Lebensaufgabe gemacht hätte, mir jegliche Lust am Leben zu nehmen, alles was mir irgendwie noch Halt gab. Nie wurde mir das Glück der Liebe zuteil, dabei hatte ich so viel Liebe zu verschenken. Meine Gutmütigkeit wurde durchweg mit Füßen getreten, meine Hilfsbereitschaft und Fürsorge mit Verachtung und Hass erwidert. Es gibt nichts und niemanden, das für Gerechtigkeit sorgt, diese Welt ein Ort, in der nur Chaos herrscht und das Recht des Stärkeren.
Mein Leben lang habe ich gekämpft und alles getan, um meinem Leben wieder einen Sinn einzuhauchen. Es war alles vergebens! Wie konnte ich nur denken, dass sich irgendetwas ändern würde? Ich bin so naiv.

Ich hasse diese Welt und gehöre einfach nicht hierher. Vielleicht werde ich wiedergeboren wenn ich abtrete. Vielleicht hat Gott ein besseres Leben für mich vorhergesehen. Wer würde mich schon vermissen? Wird mein Tod überhaupt von Bedeutung sein? Auch dann dreht sich die Erde sinnlos weiter und es wird so sein, als ob ich nie existiert hätte. Hatte mein Leben überhaupt jemals einen Sinn?
Der einzige Sinn, den ich in meinem Leben sah… der einzige Lichtblick in meinem trüben, grauen Dasein waren Kinder. Doch auch dieses Glück wurde mir genommen. Nie werde ich mein eigen Fleisch und Blut in Händen halten und dem Willen Gottes nachkommen können oder der Bestimmung, die uns Mutter Natur in den Schoß gelegt hatte. Kinder sind die Zukunft, die Unschuld in Reinform, etwas, was man hinterlässt und die eigene vorübergehende Existenz bedeutsam werden lässt.
Wie sie auf dem Rasen umhertollen, zusammen spielen, sich weiterentwickeln… Niemals werde ich mein eigenes Kind sehen, wie es aufwächst, wie es mich als seine Mutter anerkennt und liebt, so wie ich noch nie geliebt worden bin. Ich wollte doch so gerne einen Teil von mir an mein Ebenbild weitergeben dürfen und hoffen, dass mein eigenes Kind im Gegensatz zu mir ein glückliches Leben führen kann. Ohne das, ohne die Liebe, ohne Nachkommen werde ich immer einsam sein und in der Bedeutungslosigkeit verschwinden. Aber vielleicht darf ich dann bei dir sein, heilige Mutter. Vielleicht darf ich dann glücklich sein. Warum also warten? Weil es ein Frevel ist? Woher wollen sie das wissen? Aber wenn ich ein Opfer bringe oder mich gar selbst opfere ist es keine Gotteslästerung? Wie ergibt das einen Sinn? So sehr ich meine Gemeinde schätze… Es gibt vieles, was sich nicht mit meinem Verständnis über Leben und Tod vereinbaren lässt.
Mein Tod wird mich endlich aus diesem Käfig befreien und mir all die Sorgen und bürden nehmen, die mich unaufhörlich in die Knie zwingen. Ich empfinde ohnehin nur noch Hass. Jeder weitere Tag sät neuen Hass und unsägliche Verachtung gegenüber meinen Mitmenschen. Selbst von der Natur fühle ich mich verraten, auch wenn sie augenscheinlich so wundervoll sein kann… Dabei liegt auch ihr die Unreinheit inne und eine Selbsterhaltung, in der sich selbst Schaden zufügt um zu überdauern. Das kann nicht Gottes Plan gewesen sein und muss

gereinigt werden, von Grund auf! Oft erkenne ich mich selbst nicht wieder.
Mama, ich möchte bei dir sein. Mit deinem Tod verlor ich alles, was ich im Leben hatte. Bitte gib mir Mut und empfange mich mit deiner Liebe und Geborgenheit, nach der ich mich so sehr sehne. Und Gott, heilige Mutter, bitte sei meiner Seele gnädig, egal was passieren wird. Diese Welt war so ungerecht und gemein zu mir. Schlechte Menschen machen diese Welt zunichte, aber niemand bestraft sie für ihre Sünden. Und der Nährboden ist eine Natur, die solche Kreaturen erst ins Leben gerufen hat und auf Gewalt und Dominanz basiert. Hat das Gute denn keine Chance? Selbstjustiz mag sicher keine Lösung sein, auch weil ich Angst habe, mich vor deiner Größe nicht behaupten zu können, aber wie kannst du es zulassen, dass diese Menschen ungeschoren davonkommen und sich ohne Reue in ihren Greueltaten suhlen?
Genugtuung soll mich auf dem Weg zu deinem Paradies begleiten und schon bald werde ich endlich glücklich sein.
Anna“

„Anna, nein. Nein, nein, nein… Warum bloß?“ Zutiefst berührt hielt ich verkrampft den Brief in meinen Händen und ließ meinen Gefühlen freien Lauf.
„Anna… Warum hast du nicht mit mir darüber gesprochen?“ Fassungslos saß ich auf dem Bett und starrte zutiefst getroffen ins Nichts. „Dachte sie, dass ich sie nicht mehr lieben würde? Hatte sie Angst, mir die Wahrheit zu erzählen, aus Angst ich würde sie verlassen?“ In diesem Moment gingen mir viele Fragen durch den Kopf. Ich wusste, wie sehr Anna Kinder liebte und dass sie selbst immer welche haben wollte. Das erklärte auch, warum sie oft traurig wurde, wenn wir über Kinder sprachen. Aber das war doch kein Grund, Gedanken an Selbstmord zu verschwenden. Allein der Gedanke, ich würde sie aufgrund dieser Angelegenheit verlassen, erschien mir völlig absurd, schließlich konnte man auch genauso gut Kinder adoptieren. Ich liebte Anna! Sie war mir wichtiger als alles andere auf der Welt.
„1987“ Mir fiel ein Stein vom Herzen, als ich sah, dass der Brief schon etwas älter war. Genauso gut hätte es sein können, dass dies die letzten Worte von meiner geliebten Anna gewesen waren, aber es gab noch

Hoffnung. Annas Sorge war völlig unberechtigt und ich würde nicht ruhen, ehe Anna wusste, dass ich sie liebte, egal was passieren würde. Sie war mein Engel, mein Sonnenschein und ich hätte alles dafür gegeben, ihr noch einmal sagen zu können, wie sehr ich sie liebte und das uns rein gar nichts hätte trennen können.
„Du bist nicht allein. Ich kenne und verehre dich… und niemals, NIEMALS… würde ich dich allein lassen."
Vielleicht sollte ich enttäuscht sein, dass mir Anna nicht alles anvertraut hatte. Sie hätte mir wirklich sagen müssen, was sie so sehr bedrückte, schließlich war ich ihr Freund, ihr Seelenpartner, der ihr in jeder Lebenslage immer zur Seite stehen wollte. Andererseits konnte ich verstehen, dass sie die Wahrheit vor mir verbergen wollte. Gab es… denn keine Chance mehr, sie wissen zu lassen, wie ich darüber dachte? Ich klammerte mich so sehr an die Hoffnung, dass ich ihr das doch noch mitteilen konnte. Vielleicht war sie noch am Leben.

Entschlossen bereitete ich mich auf meine weitere Reise vor und ging zur Tür, aus der ich zuvor gekommen war. Wenn Mrs. Anderson gefahrlos zu diesem Ort gelangen konnte, dann musste es auch für mich einen Ausweg aus dieser Albtraum-Klinik geben.
Vorsichtig öffnete ich die Tür und machte mich darauf gefasst, dass diese festgebundenen „Patienten" frei im Saal umherliefen, doch…
Völlig unerwartet fand ich mich in einem mir unbekannten Raum wieder. Und der Zustand des – doch recht kleinen – Raums ließ darauf schließen, dass der Albtraum noch nicht zu Ende war. Massenweise Blut zierte die Wände des bedrückenden Raums; Tische und Stühlen waren in der Ecke bergeweise übereinander gestapelt; Weitere Fleischklumpen, auf denen sich eine seltsam wabernde, rot-schwarze Masse bewegte, lagen auf dem Gitterboden herum. Zwei Türen, eine rechts und eine gegenüber von mir führten hoffentlich aus der beängstigenden Folterkammer. Die beklemmende Atmosphäre und der Geruch nach verfaultem Fleisch war abstoßend und animierte mich dazu, den Raum auf direktem Wege durch die Tür zu meiner Rechten zu verlassen, allerdings hatte ich nicht damit gerechnet, dass mich dort noch eine schlimmere Überraschung erwarten würde.

„ARGH! UH! Mist!“ Angeekelt hielt ich meine Hand vor meinen Mund und sah den Schrecken direkt vor mir. Ich befand mich in einer Art Besenkammer, direkt vor mir ein Holzgerüst, an dem eine verbrannte Leiche eines Menschen hing, geschwärzt bis zur Unkenntlichkeit. Seltsamerweise trug das geläuterte Opfer eine weiße Augenbinde, auf der nicht ein Fleck oder Ruß zu sehen war, blitzeblank war sie.
Auch wenn ich aufgrund meiner Erfahrungen, die ich in Silent Hill gemacht hatte, mit solchen Überraschungen rechnen musste, so war ich trotz allem bei weitem noch nicht abgehärtet genug.
Beim Anblick des geschwärzten, noch immer qualmenden Körpers fiel es mir schwer, den Drang eines Auswurfs zurückzuhalten.
An dem Gesicht der Leiche war eine Notiz festgenagelt:

„Jetzt bist du tot! Du bist endlich tot!
Und dein Schweigen ist Balsam für meine Seele.“

Mir ging ein Gedanke durch den Kopf, aber… es fiel mir schwer ihn in Worte zu fassen. Tatsächlich hatte ich eine Ahnung, was das zu bedeuten hatte, wollte es aber nicht glauben. Kopfschüttelnd verließ ich den Raum und schloss die Tür. Gestresst wusch ich mir den Schweiß von der Stirn und lehnte mich gegen die Tür. Es gab so vieles zu verarbeiten, noch immer viele Ungereimtheiten, die ich nun mit meinem neu erworbenen Wissen zu einem Puzzle zusammenfügen wollte, aber das war nun wirklich nicht der beste Ort, um das mit klarem Verstand und Ruhe zu bewerkstelligen. Was wartete wohl hinter der anderen Tür dort auf mich? Gerade als ich mich schwermütig von der Tür, an der ich lehnte, abstoß und meinen Weg zur anderen fortsetzen wollte, klingelte mein Mobiltelefon. Ungeduldig und brennend vor Neugier kramte ich es so schnell ich nur konnte aus meiner Jackentasche, doch… es rauschte schon wieder, so wie es bereits im Wald einmal gerauscht hatte. War das ein gutes Zeichen? Oder war es womöglich eine Warnung? Gespannt warf ich einen Blick auf das Display des rauschenden Telefons. Es war unglaublich! Auf dem Display meines Mobiltelefons war ein brennendes Haus zu sehen, aber wie in Gottes Namen war das möglich? Selbst technisch gesehen gab es dafür keine Erklärung, so etwas konnte mein Telefon nicht. Das Telefon rauschte kontinuierlich weiter und ich hatte –

wie bereits erwartet – noch immer keinen Empfang. Verzweifelt schrie ich in das Telefon, in der Hoffnung, jemand würde mich hören: „Hallo? HALLO! Kann mich jemand hören?“ Und dann tatsächlich, ich traute meinen Ohren nicht. Es war ihre Stimme!
„Gordon, ich ertrage das nicht länger… Komm zu mir! Es gibt so vieles, was ich dir sagen muss. Bitte hilf mir…“ Erneut leuchtete in mir ein Hoffnungsschimmer auf und so viele positive Gefühle in mir hervorrief, auch wenn Annas Situation natürlich besorgniserregend zu sein schien, aber offenbar war sie nicht tot. Ich hoffte so sehr, dass es keine weitere Täuschung war.
„ANNA! Ich komme! Bitte halte durch… Ich… bin sofort bei dir!“ stammelte ich völlig mittellos vor mich hin, um sie zu beruhigen und zu animieren, nicht die Hoffnung aufzugeben. Ich würde schon irgendwie einen Weg zu ihr finden. Die Hilferufe von Anna wurden lauter und eindringlicher. Sie schienen nicht länger aus dem Mobiltelefon zu erklingen, sondern waren vielmehr allgegenwärtig, näher als je zuvor in dieser Stadt. Verunsichert sah ich mich an diesem dunklen Ort um, warf den Schein meiner Taschenlampe auf jeden Winkel des Raums, aber die Rufe waren nicht orten. War sie womöglich direkt hinter dieser Tür? Trennte uns nur noch dieses Stück Holz voneinander? Oder führte man mich schon wieder an der Nase herum? Wenn Anna in dieser Schule gestorben war, dann waren ihre Hilfeschreie womöglich eine Falle. Aber vielleicht war auch ihr Tod in der Schule nur eine Täuschung. Es gab zumindest eine Chance, Anna wieder zu sehen. Außerdem gab es sowieso keinen anderen Weg, den ich hätte gehen können. Ich war bereit, mich jeder Herausforderung zu stellen, egal was sie von mir abverlangte.

Mutgedrungen trat ich die Tür auf und erblickte eine große, aufwendig beleuchtete Bühne in der Mitte eines großen Saals, direkt vor einem großen Vorhang, der sich am anderen Ende des Saals über die gesamte Wand erstreckte.
„Wo… Wo bin ich jetzt?“ Auf dem steinigen Boden standen reihum mehrere Stuhlreihen, die vor der Bühne angeordnet waren, jedoch ohne Gesellschaft. Große Fenster zierten rechts und links die blutigen Wände des Saals, durch die man lediglich die ewige Dunkelheit erblicken

konnte, doch all das war weniger von Bedeutung als das, was auf dem kleinen Podest zu sehen war, das auf der Bühne stand: Anna! Ihre Arme und Beine waren an einer seltsamen, metallenen Vorrichtung angebunden, die aufrecht aus dem Boden ragte und etwa zwei Meter hoch und einen Meter breit war. Hilflos und weinend hing sie an dieser Vorrichtung und rief bitterlich um Hilfe. „AH! ANNA!“ Auch wenn ich wusste, dass die Sache zum Himmel stank, überwältigten mich meine Gefühle. Ungehemmt rannte ich zu ihr, auf dem Mittelgang zwischen den Stuhlreihen hindurch, mit Herzklopfen die letzten Stufen hinauf auf die Bühne, die mich noch von ihr trennten und… Ich umarmte sie. Ich konnte es kaum glauben, aber ich konnte sie tatsächlich in meine Arme schließen!

„Oh Gott Anna, du lebst! Du lebst wirklich!“ Meine gläsernen Augen füllten sich mit Freudentränen, die mein strahlendes Gesicht hinunter liefen. Ihr goldenes Haar, ihre wunderschönen Augen und ihre zarte Stimme. Aber sie zeugte noch immer von unbändiger Angst.

„Gordon, du bist hier! Warum bist du hier? Du… Du darfst nicht hier sein! Es tut mir alles so schrecklich leid, aber es…“ Schluchzend sah sie mich herzzerreißend mit ihren gläsernen, strahlend blauen Augen an. Ich hielt ihr Gesicht mit beiden Händen fest und streichelte mit meinen Daumen ihre zarten Wangen.

„Anna… Warum hast du mir nie von deinen Problemen erzählt, mein Schatz? Ich liebe dich doch! Bitte… Bitte lass mich nicht allein, ich brauche dich so sehr.“ Immer wieder küsste ich sie auf ihre Stirn und konnte nicht glauben, dass dieses Gefühl, diese Berührung echt war. Bei ihr zu sein und sie in meinen Armen zu halten, war schon immer eine wundervolle Erfahrung, aber nie war es so schön wie in diesem Augenblick. Anna senkte beschämt ihren Kopf und entgegnete:

„Du verstehst das nicht. Wie kannst du das beurteilen, du steckst nicht in meiner Haut, du weißt nicht wie es ist, wenn… Es ist immer so leicht daher gesagt, aber wirklich nachempfinden kannst du nichts davon, niemand kann das.“ Annas Worte waren mir unbegreiflich. Wie konnte sie so etwas sagen? Jeder Mensch hatte Probleme und Geheimnisse, die er nicht preisgeben wollte, das war völlig normal. Ich verstand ihre Beweggründe, aber das war kein Grund zu glauben, dass ich sie deshalb im Stich lassen würde.

Liebevoll legte ich meine Hände auf ihre Schultern und erwiderte: „Meine Anna… Ich kenne dich! Vielleicht sogar besser, als du dich selbst. Du bist ein solch wundervoller Mensch, wie oft muss ich dir das noch sagen? Du bist meine Welt, Anna, bitte versteh das doch! Denkst du, meine Gefühle würden sich ändern, wenn sich mir Dinge offenbaren würden, die du mir nie erzählen wolltest? Es ist dein Wesen, das mich fasziniert und glücklich macht.“ Anna hob ihren Kopf an, sah mir tief in die Augen.
„Welch Ironie…“ Als sie das sagte, wandelte sich ihr Gesichtsausdruck. Sie sah mich immernoch traurig an, aber zugleich auch… enttäuscht und sogar vorwurfsvoll.
„Ist das wirklich so, Gordon? Bist du dir da wirklich sicher?“ Perplex und unwissend sah ich sie an und wartete auf eine Erklärung. Was meinte sie damit? Stellte sie meine Absichten etwa in Frage? Daraufhin lächelte sie mich an und brach erneut in Tränen aus:
„Ich… kann dir keinen Vorwurf machen. Ich… hatte dich angelogen und dir so vieles vorenthalten. Es… tut mir leid, es steht mir nicht zu… Ich liebe dich, Gordon und wollte dich nie enttäuschen.“ Sie vergrub ihr Gesicht auf meiner Brust und weinte sich aus. Während ich ihr – noch immer leicht schockiert über ihre Äußerung – über die Haare streichelte, sprach sie weiter:
„Meine Vergangenheit ist finster, voller Trauer, Hass und Schmerz. Ich bin nicht die liebevolle Anna, für die du mich hältst. Ich… Ich bin verhasst und jähzornig, und… und quäle mich bis ins Innerste mit meinen Schmerzen.“ Anna weinte, wie sie noch nie zuvor in meiner Gegenwart geweint hatte. Tröstend legte ich meinen Arm um ihren Hals und legte ihren Kopf an meine Schulter. Endlich konnte ich ihr wieder nahe sein. Es fiel mir schwer, sie wieder loszulassen, aus Angst, ich würde sie wieder verlieren. Und dann sagte sie wieder etwas, was keinen Sinn ergab:
„Warum hast du das nur getan? Ich… Ich hasse mich selbst so sehr…“ Anna ließ ihren Emotionen freien Lauf, bis sie schlagartig aufhörte und alles still war.
„Oh Gott, nein!“ Annas Blick zeugte von unsäglicher Angst.

„Anna? Was hast du? Was ist los?“ In tiefster Sorge starrte ich in ihre kalten Augen und wartete ungeduldig auf eine Antwort, doch dann hörte ich ein ominöses Flüstern im ganzen Saal.
Anna und mir stand die Angst ins Gesicht geschrieben. Langsam drehte ich meinen Kopf in Richtung der Zuschauertribüne und erblickte die drohende Gefahr: Der ganze Saal war von altbekannten Schattenwesen geradezu überflutet. Allesamt flimmerten und flackerten sie wie Hologramme auf ihren Stühlen. Man konnte lediglich anhand ihrer Silhouetten erkennen, dass sie etwas Menschliches an sich hatten. Es waren die Schattenkreaturen, die ich auch im Wald angetroffen hatte. Schützend stellte ich mich vor Anna und rief warnend in den Raum: „Niemand von euch wird sie mir wegnehmen, nicht noch einmal!“ Plötzlich fuhr ein allgegenwärtiges Gelächter durch den ganzen Raum. Was sollte diese Scharade und was hatte all das zu bedeuten? Daraufhin ertönte Annas Stimme warnend aus dem Hintergrund.
„Er kommt… Er kommt…“ Wen könnte sie gemeint haben? Etwa Andrew? Vor Neugier platzend wartete ich auf den bedrohlichen Gast, bis er sich in voller Gestalt offenbarte. Er kam hinter einer Kabine zur Linken des Podests zum Vorschein: Es war natürlich Andrew.
„DU?“ Erzürnt starrte ich ihn an und legte hütend meine Arme um meine gefesselte Anna, die mich wimmernd vor seiner Präsenz warnte: „Bitte… Er soll weggehen, ich habe Angst! Er soll mich endlich in Ruhe lassen!“ Hämisch grinsend kam Andrew gemächlich und stolzierend auf uns zu.
„Verschwinde! Lass uns endlich in Ruhe oder du wirst deines Lebens nicht mehr glücklich!“ Anna geriet schrecklich in Panik. Was hatte Andrew ihr nur angetan?
„Er hat mein Leben zerstört! Und jetzt will er mir auch noch den Rest wegnehmen!“ Anna schrie sich die Seele aus dem Leib.
„Wenn du meiner Anna nur ein einziges Haar krümmst…“ Doch Andrew ließ sich nicht von meinen Drohungen einschüchtern, ganz im Gegenteil: Er fing sogar an, mich auszulachen.
„Hahaha! Weißt du eigentlich, was du da sagst?“ Blasiert hob er die Arme und fuhr fort:

„Wie kann man jemandem ein Haar krümmen, wenn er gar nicht existiert?“ Verdutzt sah ich den schmächtigen Burschen an und hatte keinen blassen Schimmer, wie ich das nun wieder deuten sollte.
Und erst dann sah ich das Medaillon, das er um den Hals trug. Es war das „Yin und Yang“-Medaillon, das ich bereits mehrere Male gesehen hatte. Warum trug Andrew dieses Medaillon? Verlieh es ihm irgendwelche Kräfte? Doch Andrews Worte beschäftigten mich weitaus mehr als der Schmuck, den er um seinen Hals trug.
Verwirrt drehte ich mich zu Anna um, in der Hoffnung, sie könnte mir erklären, was Andrew damit meinte, aber… sie war weg!
„Anna? ANNA! N… nein…“ Verzweifelt suchte ich mit meinen Blicken im ganzen Raum nach ihr, aber sie war nicht mehr da. Desolat fiel ich vor der Tafel, an die sie gekettet war, auf die Knie. Wieder wurde sie mir weggenommen. Gerade als ich dachte, ich hätte mein Glück wieder gefunden, merkte ich, wie einsam und verlassen ich war.
„Du könntest einem richtig leid tun, Gordon, weißt du das? Naja… die Betonung liegt auf „könntest“.“ An seiner Stimme konnte ich hören, dass er unmittelbar hinter mir stand. Was wollte dieser Typ nur von mir? Mein Hass stieg ins Unermessliche. Zornig ballte ich meine Fäuste und erhob mich aus meiner knienden Position. Andrew sollte die ganze Härte meiner Gräuel zu spüren bekommen und am eigenen Leib erfahren, welche Qualen er mir und Anna aufgebürdet hatte. Doch als ich mich umdrehte und ihm von Angesicht zu Angesicht gegenüber stand, überkam mich ein seltsames, unbeschreibliches Gefühl. Was war das nur?
Als ich ihn vor mir sah, fing ich an, an meinem Verstand zu zweifeln. Sein jugendliches Gesicht, seine leeren, aber zugleich traurig erscheinenden Augen… Er sah zerbrechlich und schwächlich aus. Aus irgendeinem Grund brachte ich es nicht übers Herz, ihm weh zu tun. Lag es an der dramatischen Vergangenheit des Jungen? Wie konnte ein so adrett aussehender Junge nur so gemein, missgünstig und bösartig sein? Sein Anblick besänftigte meinen Zorn und animierte mich dazu, mit dem Jungen zu reden, vernünftig und appellierend an seine Empathie.
„Warum machst du das, Andrew? Was… geht in deinem Kopf vor?“ In meiner Naivität glaubte ich, dass Andrew sich mir öffnen würde, aber er schüttelte wie gewöhnlich seinen Kopf und erwiderte:

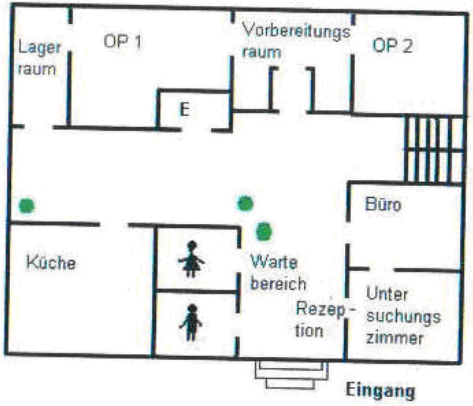
„Selbst wenn du wüsstest, was in mir vorgeht, würdest du es nicht verstehen. Das tut niemand!“ Dann blickte er mir tief in die Augen, als ob er meine Gedanken lesen könnte.
„Nie hat mich jemand gefragt, was ICH wollte. Meine Zeit war noch nicht gekommen! Und du… Man kann nie vor der Wahrheit davonlaufen, Gordon. Irgendwann… holt sie einen immer ein!“ Gleichgültig und kühl ging er auf die Treppe des Podests zu, aber ich konnte ihn nicht einfach so gehen lassen.
„Ich weiß, dass du es in deiner Vergangenheit nicht leicht hattest Andrew, aber wer gibt dir das Recht, hier den jähzornigen, rachsüchtigen Richter raushängen zu lassen? Nur weil du süchtig nach Rache bist? Und alles und jeden für das bestrafst, was dir angetan wurde? Findest du das fair? Was habe ICH dir zum Beispiel getan? Huh?“ Meine Stimme wurde imposanter und aufbrausender.
„Sieh dich doch um! Was siehst du? Ist das etwa alles dein Werk? Ist… Ist das deine Art, Gerechtigkeit herzustellen, die du dir so sehr wünschst? Ist das deine Art, dich für alle Gräueltaten zu rächen, die dir zuteil wurden?“ Andrew blieb wie angewurzelt auf der Stelle stehen.
„Nein, das ist meine Art, die Menschen Demut und Dankbarkeit über die Gabe des Daseins zu lehren.“ Dann setzte er seinen Weg fort, aber ich wollte endlich Antworten auf all meine Fragen haben.
„Du bist kein schlechter Mensch, Andrew und… du solltest jetzt Schluss mit dem Theater machen. Hast du nicht genug Schaden angerichtet?“ Dann hatte ich ihn! Vehement drehte er sich zu mir um und antworte lautstark und bestimmend, um mich ein für alle Male zu bekehren.
„WAS… gibt DIR eigentlich das RECHT, dich in MEINE Angelegenheiten einzumischen?!“ Bedrohlich und einschüchternd kam Andrew auf mich zu und fuhr fort:
„Jetzt! Jetzt bin ich am Zug! Jetzt sorge ICH für klare Verhältnisse und gebe JEDEM, was er verdient! Jeder soll dafür büßen, was er uns angetan hat! Und nur an einem Ort wie diesem… habe ich die Oberhand!“ Andrew hatte es geschafft, mich mit seinem Auftreten einzuschüchtern. Doch… wieso sprach er plötzlich von „uns“? Wen meinte er? Immer wenn ich intervenieren wollte, unterbrach mich der vor Wut und Zorn strotzende Junge:

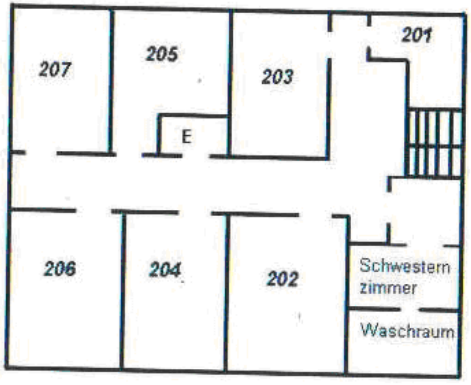
„Nie hat mich jemand ernst genommen! Kein Tropfen Glück wurde mir zuteil. Man hat mich ausgelacht, denunziert, sogar verprügelt hat man mich immer und immer wieder, nur weil ich anders war. Ich hatte nur SIE! Der Gedanke an Anna war alles, was mir Hoffnung machte!“ Als Andrew diese Worte sprach, war ich fassungslos. Konsterniert starrte ich ihn an, in der Hoffnung noch mehr darüber zu erfahren.
„So verwunderlich, Gordon? Du hast es noch immer nicht begriffen, oder?“ Wie sollte ich darauf reagieren? Ich war sprachlos, zugleich aber auch verwirrt, weil ich mir nicht ausmalen konnte, inwieweit die beiden miteinander befreundet waren, oder vielleicht sogar mehr? Andrew seufzte und fuhr fort:
„Und dann war mein Leben zu Ende, ohne dass ich mich jemals hätte rächen können. Hier bin ich allein und niemand kann mir etwas anhaben. Hier kann ich all meinen Launen freien Lauf lassen und endlich LEBEN!“ Andrew fuchtelte wutentbrannt mit seinem Armen herum und drängte mich weiter und weiter nach hinten gegen die Tafel auf dem Podest. „Was ist das Leben, Gordon? Für mich ist das Leben nichts weiter als eine Fassade, es ist eine Vorhölle zum Tod, auf den wir alle warten! Und danach? Vielleicht führt uns der Tod erst in das Leben? Du bist genau wie ich nur ein Tier, das dank der Evolution ein Bewusstsein entwickelt hat, nicht mehr wert als ein Furz im Wind. Also gibt es einen Gott oder gibt es ihn nicht? Wie viele Jahre habe ich mir den Kopf darüber zermartert?“ Andrew erstach mich geradezu mit seinem giftigen Blick. „Ich… nein…“, stotterte ich vor mich hin, aber Andrew gab mir keine Gelegenheit, mich weiter dazu äußern.
„Alles im Leben erscheint so zwielichtig. Augenscheinlich ist es schön, doch hinter der Fassade verbirgt sich Leid und Elend. Wir alle belügen uns selbst, um der traurigen Wahrheit nicht ins Auge zu blicken. Wir schaffen uns Illusionen, um uns einzureden, dass unser armseliges Dasein irgendeine Bedeutung hätte, belügen uns Tag für Tag… Wer weiß schon, was wirklich wahr und was lediglich eine Lüge ist. Und genau deshalb…“ Andrews Laune legte sich und seine Stimme wurde wieder ruhiger.
„Deshalb lässt es sich mit einer Lüge besser leben, Gordon.“ Unerwartet stieß mich Andrew zur Seite, woraufhin ich nicht nur vom Podest, sondern auch von der Bühne fiel. Wie kam dieser Bursche zu so viel

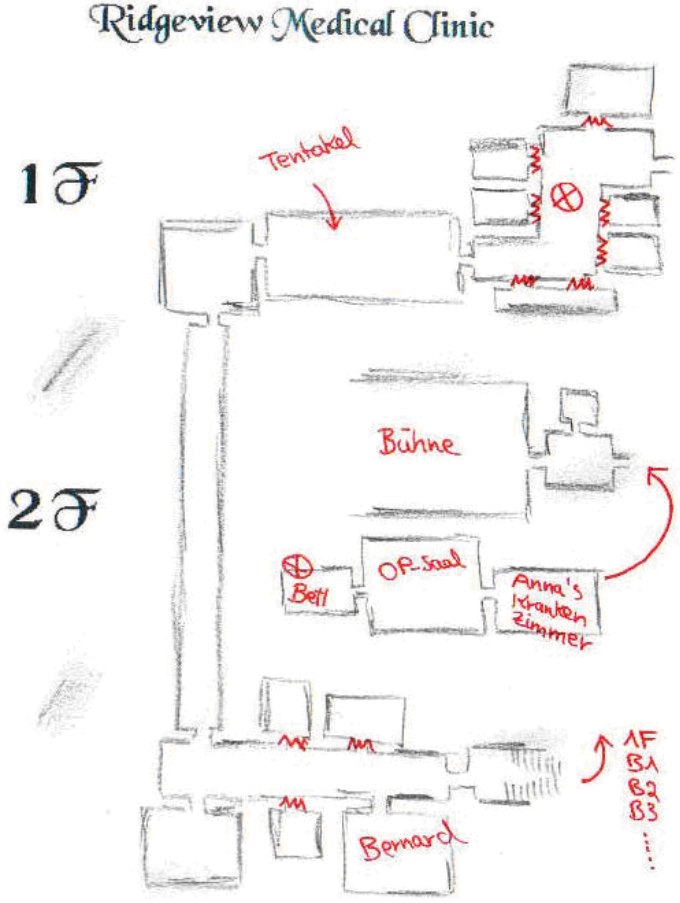
Körperkraft? Es schleuderte mich regelrecht von der Bühne. Auch wenn es keine beachtliche Fallhöhe war, so war der Aufprall auf dem steinigen Boden dennoch sehr schmerzhaft. Ich setzte mich auf und hielt mir schmerzerfüllt die Schulter, während ich mich mit einem Arm auf dem steinigen Boden abstützte. Immerhin schien ich mir nichts gebrochen zu haben.

Andrews Vortrag war zu Ende. Als ich die Tür hörte, war mir klar, dass Andrew den Raum bereits verlassen hatte. Ich hatte keine Möglichkeit auf das zu reagieren, was er mir zu sagen hatte. Aber noch ehe ich mich aufrichtete, machte sich die eigentliche Bedrohung in diesem Saal bemerkbar. Ein äußerst unangenehmes Geräusch ertönte aus unmittelbarer Nähe. Es klang glitschig und matschig, richtig anwidernd und schien direkt vom Podest aus auf der Bühne zu kommen.
Besorgt stand ich auf und umging vorsichtig die Bühne in der Mitte des Saals bis hin zur Treppe, die nach oben führte. Das Geräusch der unheilvollen Bedrohung konnte ich nach wie vor nicht orten. Die Schattenwesen waren allesamt verschwunden, was hatte das alles zu bedeuten? Doch als ich mich zur Bühne wandte, entdeckte ich den Ursprung der ominösen Laute. Allem Anschein nach befand sich die neue Gefahr direkt hinter der metallenen Vorrichtung auf dem Podest, wo Anna zuvor festgebunden war.
Furchtsam und misstrauisch stieg ich die Treppe hinauf und umkreiste langsam aber bedacht die Tafel auf dem Podest. Was sollte mich dahinter erwarten?
Das mysteriöse Wesen kam mehr und mehr zum Vorschein, bis ich es letztendlich in seiner ganzen Gestalt erblickte: Aus dem Metall drang eine fleischgewordene Masse, die sich an den oberen Ecken des Ungetüms zu Tentakeln auftürmte. Waren das die Glieder dieses schmierigen, glitschigen Monsters? Zwischen den beiden oberen „Gliedern“ trat ein rundes Gebilde aus dem Fleischsud hervor, das eine seltsame Form annahm. Waren es große Lippen oder war es ein großes Auge? Klar war, dass es der Missgestalt zur Sinneswahrnehmung diente. Erschrocken stolperte ich einige Schritte zurück und starrte das Monster an, dessen Kopf einem Fleischklumpen, ineinander verwobener Muskelstränge glich. Es war nicht einfach zu beschreiben, erinnerte

mich aber an das Ungetüm an der Decke der Turnhalle in der Matheson Highschool. So oft wie ich in dieser Welt schon Tentakel gesehen hatte, stellte sich mir die Frage, welche Bedeutung diesen Fangarmen zukam. Dann ertönte die unheimliche Sirene aus der Ferne, die immer genau dann ertönte, wenn sich diese grauenhafte Welt zurückverwandelte. Aber dieses Monster war doch noch dort! Ich hatte es noch nicht bezwungen, aber wie sollte ich auch? Wehrlos stand ich auf dem Podest, ohne Pistole und ohne Axt, ohne Hoffnung und ohne Ziel. Diese Reise wollte einfach kein Ende nehmen. Vielleicht musste es in diesem Moment zu Ende gehen. Ich ließ Bernard zurück und verlor Anna ein weiteres Mal. Wofür lohnte es sich also noch, weiterzukämpfen? Wie viel Leid und wie viele Qualen sollte ich noch ertragen, ehe ich von dort fliehen konnte? So kam es, dass ich Mut- und willenlos vor dieser Kreatur stand und darauf wartete, dass sie mein Ende besiegelte. Das Monstrum stieß seine beiden Tentakel aus und legte sie fesselnd um meinen wehrlosen Körper. „Anna, es tut mir leid.“ Das waren meine letzten Worte, bevor mich das Wesen an seinen fleischig, wabernden Körper heranzog und gegen ihn presste. Ich schloss die Augen und hoffte, dass es ein schnelles und möglichst schmerzfreies Unterfangen werden würde. Die Sirene ertönte im Hintergrund zunehmend lauter, während mich die Kreatur immer stärker an sich presste, als ob sie mich absorbieren wollte. Es dauerte nicht lang bis ich durch die fleischige Masse in das Monster eindrang und allmählich mein Bewusstsein verlor. Es nahm mich bei lebendigem Leibe in sich auf, wodurch ich keine Luft mehr bekam und infolgedessen ringend nach Sauerstoff herumzappelte. Ich konnte nicht mit Sicherheit sagen, ob es an der Sirene oder am Sauerstoffmangel lag, aber wie einige Male zuvor verlor ich auch dieses Mal mein Bewusstsein, nicht wissend, ob es mein Tod war oder nicht. In gewisser Weise verspürte ich auch eine Erleichterung, weil es endlich vorbei war. Ich gab mich meinem Schicksal hin und dachte in diesem Moment tatsächlich nur an mich selbst. Wo zieht man dann eigentlich die Grenze, wenn man von Selbstmord spricht? Mich wehrlos zu ergeben ohne es auch nur zu versuchen… Ich hatte aufgegeben und es begrüßt, konnte man das als… Selbstmord bezeichnen? Jedenfalls fühlte es sich in diesem Moment richtig an. Und nach all dem, was geschehen war, war ich mitnichten feige. Ich akzeptierte einfach mein Schicksal.


Lager raum
OP 1
E
Vorbereitungs raum
OP 2
Büro
Küche
Warte bereich
Rezep - tion
Unter suchungs zimmer
Eingang


207
205
E
203
201
206
204
202
Schwestern zimmer
Waschraum


Ridgeview Medical Clinic
1F
Tentakel
2F
Bühne
Bett
OP-Saal
Anna's Kranken Zimmer
Bernard
1F
B1
B2
B3
.....

Kapitel 22

Als ich wieder zu Bewusstsein kam, befand ich mich im Wald von Silent Hill. Wie kam ich dorthin? Ich stand wieder vor diesem Grabstein, aber etwas war anders…

„Andrew
Gestorben 1989 im jungen Alter von 18 Jahren.
Getötet? Vergessen? Möge er in Frieden ruhen…“

Der Wald war wieder in dichten Nebel gehüllt und es herrschte Totenstille. Es war genauso unheimlich und düster wie beim letzten Mal, als ich in diesem unheilvollen Wald zugegen war. Wenn ich mich recht erinnerte, war es sogar genau die gleiche Situation.
Mutterseelenallein war ich umgeben von Gestrüpp, Sträuchern, Büschen und Bäumen in diesem finsteren Wald, vor mir der Grabstein von Andrew… War Andrew wirklich tot? Konnte es tatsächlich sein, dass er getötet wurde? Plötzlich gingen mir schreckliche Gedanken durch den Kopf, die ich aber nicht wahrhaben wollte. Konnte es sein, dass… Nein, unmöglich! Es wäre aber ein Grund gewesen, warum es Andrew auf Anna abgesehen hatte.
In welcher Beziehung standen die beiden nur zueinander? Hatte Anna ihn in dieser Sekte kennengelernt? Oder vielleicht in der Schule? Hatte er sie womöglich bedroht? Ich konnte mir einfach keinen vernünftigen Reim auf die ganze Sache bilden.
Alles um mich herum wirkte so unwirklich, ja geradezu illusorisch. Vielleicht war es lediglich eine weitere Vision, zumal es schier unmöglich war, wieder vor diesem Grabstein inmitten dieses Waldes zu stehen.
Plötzlich tauchten 2 Gestalten wie aus dem nichts direkt vor dem Grabstein auf, mit dem Rücken zu mir gewandt. Es waren zwei Mädchen, von denen ich eines wieder erkannte: Das Mädchen, dem Bernard und ich in Silent Hill begegnet waren. Das andere Mädchen

hatte ich zuvor noch nie gesehen. Sie war etwa im gleichen Alter wie das Mädchen aus der Stadt, hatte kurzes, schwarzes Haar und trug ein weiß-blau kariertes Kleidchen. Beide nahmen sich an der Hand, als ob sie die besten Freundinnen gewesen wären. Als sich die beiden jedoch zu mir umdrehten, erwachte ich aus diesem seltsamen Traum und fand mich in einem vertrauten Raum auf einer Liege wieder.

Ich war im Untersuchungszimmer der Ridgeview Medical Clinic. In der hinteren rechten Ecke war die Umkleidekabine, neben der Liege standen diverse Geräte und auf der gegenüberliegenden Seite die Schränke, die ich aufgrund der darin stehenden Utensilien sofort wieder erkannte, aber das war noch nicht alles. Ich konnte es kaum glauben, es war Tag! Draußen war es hell. Der weiße Nebel zog an den Fenstern vorbei und die Asche fiel wie Schnee friedlich vom Himmel herab. Die ganze Klinik war wieder in ihrem normalen Ursprungszustand, sofern man das überhaupt so sagen konnte. Was war dort schon normal?
Nun war eine weitere Phase dieses schrecklichen Höllentrips überstanden, es sei denn es handelte es sich hierbei um einen weiteren Traum. Sicher konnte man sich dort in Silent Hill nie sein, so sehr schienen die Welten ineinander überzugehen. Wie üblich gingen mir unzählige Fragen durch den Kopf: Hatte Bernard überlebt? Lag er womöglich noch immer bei der Schleuse in dieser anderen Welt der Klinik? Vielleicht existierten diese beiden Welten tatsächlich parallel zur gleichen Zeit. War er dort noch immer gefangen? Wohin war Anna verschwunden und wo sollte ich noch nach ihr suchen? Wollte ich das überhaupt noch? Kapitulierend stellte ich mich dieser Kreatur auf dem Podest, um die Sache endlich zu beenden. Nun gut, allem Anschein nach hatte ich mein Leben doch nicht selbst in der Hand. Ich war zu einem Spielball der Mächte geworden, gefangen in dieser dämonischen und zwielichtigen Welt. Meine Zeit war wohl noch nicht gekommen, also blieb mir nichts anderes übrig, als mich meinem Schicksal zu fügen. Zunächst einmal war es wichtig, schnellstmöglich aus dieser Klinik zu verschwinden. Nie wieder wollte ich einen Fuß in ein Krankenhaus setzen, das stand fest. Doch gerade als ich von der Liege aufgestanden war, fiel ein Umschlag auf den Boden, der wohl zuvor auf meinem Schoß gelegen haben musste.

„Wie kommt der denn hierher?“ Verwundert bückte ich mich nach dem Fundstück und öffnete ihn, in der Hoffnung darin hilfreiche Hinweise zu finden. Zu meiner Verwunderung kannte ich diesen Umschlag bereits. Einen solchen hatte ich auch an der Texxongas-Tankstelle im Westen von Southvale entdeckt. Die Aufschrift war genau die gleiche:

„Absender: Anna Mitchel, Midwich Street 9, Silent Hill
Empfänger: Mathew Pattrick, Katz Street 17, Silent Hill – South Vale“

Na wenn das mal kein Zeichen war, aber warum war ich dann eigentlich in dieser Klinik? Wenn ich das gewusst hätte, hätte ich ganz sicher nicht diesen Umweg in Kauf genommen. Nun ja, zumindest konnte ich dort eine Menge über Andrew, Anna und den Kult in Erfahrung bringen. Vermutlich war genau das auch Sinn und Zweck meines Aufenthalts...
„Katz Street 17…“ Laut Karte lag diese Straße in South Vale, nicht weit von dort. Allem Anschein nach handelte es sich bei dieser Adresse um die Adresse ihres Exfreundes Mathew Patrick. Im Anschluss daran wollte ich Annas Zuhause einen Besuch abstatten. Wenn ich dort nicht fündig geworden wäre, wo dann?
Voller Tatendrang steckte ich den Umschlag in mein Gepäck und verließ das Zimmer durch die Tür zu meiner Linken, die mich zurück in die Eingangshalle führte. Im Eingangsbereich angekommen, vernahm ich das Geräusch eines Motors. War das die Möglichkeit? Durch die Fenster neben der Eingangstür sah ich einen großen LKW, der darauf schließen ließ, dass ich nicht allein war. Meine Vermutung bestätigte sich, als sich die Tür öffnete und ein guter Bekannter die Klinik betrat.
„Bernard! Du lebst!“ Strahlend vor Erleichterung empfing ich meinen Leidensgenossen, um den ich mir große Sorgen gemacht hatte. Ich fiel ihm sogar geradezu um den Hals.
„Woah langsam Alter. Nicht beim ersten Date!“ Er war wie üblich zu Scherzen aufgelegt und das trotz der schrecklichen Ereignisse dort in den Katakomben. Ging es ihm überhaupt gut? „Ich wollte dich gerade wecken. Alles soweit in Ordnung, Gordon? Gut geschlafen? Hehe…“ Es war eine Wonne, nicht allein in dieser Stadt sein zu müssen. Dementsprechend ging ich grinsend auf meinen Kumpanen zu, der überraschenderweise wieder einigermaßen selbständig gehen konnte.

„Ich kann kaum glauben, dass du vor mich stehst, so gesund und munter. Eine Riesenfreude dich zu sehen! Wie kommt es, dass du wieder wohlauf bist? Du warst doch richtig mitgenommen von den ganzen Bürden, die wir über uns ergehen lassen mussten. Deine Wunden… deine Brustkorb…“ Ich packte ihn an den Schultern und musterte ihn besorgt von oben bis unten.
„Was meine Gesundheit betrifft… Ganz wohlauf bin ich natürlich nicht, aber du hast Recht. Es verwundert mich selbst, dass es mir in dieser „normalen“ Welt weitaus besser zu gehen scheint. Wirklich seltsam.“, intervenierte Bernard, der aufrecht vor mir stand und sich nicht mehr krümmte.
„Aber du weißt, dass wir beide aus verschiedenen Gründen hier sind, Gordon, das ist mir klar geworden. Wenn wir uns nicht unseren Ängsten und vor allem unserer Vergangenheit stellen, dann werden wir hier für immer verrotten.“, sagte er fest überzeugt, jedoch auch mit kummervollem Unterton. Eine Denkpause folgte, bis ich das Thema wechselte und Bernard auf das Gefährt vor der Tür ansprach:
„Der Laster da draußen… Gehört der dir?“ An Bernards Zögern merkte ich, dass es ihm äußerst unangenehm war, darüber zu sprechen.
„Naja… Ich denke, du kennst die Antwort. Ich war es übrigens auch, der dich auf der Nathan Avenue fast angefahren hatte, es tut mir schrecklich leid.“ Bernard sah verschämt auf den Boden und kratzte sich am Kopf.
„Ich war in Eile und Panik, hatte Angst, jemandem zu vertrauen und hielt dich für eines dieser Bestien...“ Bernard schwang in Erklärungsnot mit seinen Armen umher und war sichtlich beschämt. Bernards Ehrlichkeit imponierte mir. Ich war ihm gegenüber zwar noch immer misstrauisch, weil ich nicht wusste, inwieweit er in Annas Probleme involviert war, aber ich fing an, ihn wirklich zu mögen und zu schätzen. Lächelnd klopfte ich ihm mit einer Hand auf seine Schulter und entgegnete:
„Ich bin wirklich froh, dass du mir dies so offen und ehrlich sagst, Bernard. Es zeigt mir auch, dass du mir vertraust.“ Ich sah ihm durchdringend und bestätigend in die Augen und legte meine 2. Hand wieder auf seine andere Schulter.

„Vertrauen ist jetzt wichtig. Wir werden das gemeinsam durchstehen und zusammenhalten, in Ordnung?“ Bernard grinste und konnte sich einen seiner belustigenden Kommentare nicht verkneifen:
„Du bist so kitschig, du Gurke!“ Lachend nahmen wir uns in den Arm, woraufhin wir gemeinsam die Ridgeview Medical Clinic verließen und uns dem großen, grünfarbenen LKW mit der Aufschrift „BDS – Botanic Delivery Service“ näherten.
„Wo hattest du diesen LKW die ganze Zeit geparkt? Er war mir gar nicht aufgefallen.“, fragte ich verwundert. Bernard war zu meiner Überraschung erfrischend positiv eingestimmt und antwortete dementsprechend: „Abgeschleppt! Knöllchen gekriegt.“ Seine Belustigung war fast schon ein wenig befremdlich und nicht ganz angemessen. Vielleicht war das seine Art, seine Ängste zu überspielen und seine Sorgen und Probleme zu verdrängen. Auch wenn es nur Fassade war, half es uns dabei optimistisch und energisch zu bleiben. Bernards gesundheitlicher Zustand war erstaunlich gut, obwohl er in dieser monströsen Welt teilweise übel zugerichtet wurde. Er trug noch immer seine Bandagen, die ich ihm im Krankenhaus angelegt hatte. Halt nein, das wollte er ja selbst tun. Seine trottelige Hilflosigkeit und sein Ego standen in einem faszinierenden Widerspruch zueinander.
Bernard setzte sich ins Führerhaus und öffnete mir die Tür am Beifahrersitz. Argwöhnisch betrat ich das Führerhaus und setzte mich ebenfalls hin. War es wirklich so leicht? Sonst fuhr dort doch kein einziges Fahrzeug, wieso jetzt?
Er brachte den Wagen ins Rollen und fuhr los. Die Stadt ließ uns tatsächlich ziehen, blieb nur die Frage wie weit und wohin.
„Wir werden die Abfahrt in Old Silent Hill nehmen, wenn du nichts dagegen hast.“, meinte er, was mir sehr zugute kam, schließlich hatte Anna dort ihre Kindheit verbracht.
„Das kommt mir gelegen, weil ich dort sowieso noch etwas erledigen muss, aber es wäre nett von dir, wenn wir einen kurzen Abstecher in die Katz Street machen könnten. Liegt ja gerade auf dem Weg und es dauert auch wirklich nur einen Moment.“ Ersuchend starrte ich ihn an und wartete darauf, dass er meinem Anliegen entgegen kommen würde, aber man sah ihm an, dass er schnellstmöglich aus der Stadt verschwinden wollte, was ich nur zu gut nachvollziehen konnte. Außerdem glaubte ich

ohnehin nicht daran, dass eine Flucht aus dieser Stadt so einfach sein würde, aber die Hoffnung wollte ich ihm nicht nehmen.
Zaghaft willigte er ein und antwortete:
„Hm ja, können wir machen, aber bitte lass dir nicht allzu viel Zeit. Eine weitere Verwandlung dieser Stadt verkrafte ich nicht. Was willst du dort eigentlich?“ Neugierig wartete er auf meine Antwort, aber ich war der Meinung, dass eine flüchtige Antwort genügen sollte, schließlich fertigte er mich auch immer mit kurzen Antworten ab.
„Anna kannte jemanden, der dort wohnt. Ich bezweifele zwar, dass er dort immernoch wohnhaft ist, aber ich muss jeden Hinweis ernst nehmen.“
Dann war es still. Bernard bog in die Nathan Avenue ein und fuhr gewissenhaft und achtsam auf der langen Hauptstraße weiter, während ich die Umgebung beobachtete. Die alten, staubigen Gebäude am Straßenrand verliehen dieser Stadt einen nostalgischen Touch. Altmodische Mauerbauten und klassische Akzente zeugten von einem einzigartigen Stil. Der Blick auf den Tolucasee war unbeschreiblich, wenn auch teilweise schwer zu erkennen aufgrund der Nebelschwaden. Verhüllend zog der Nebel über das stille, nahezu stehende Gewässer, als ob er mit dem See eine Einheit gebildet hätte. Alles wirkte fahl und leblos, selbst das Wasser war dem grauen und harten Asphalt gleichzusetzen, der den einst atmenden, gedeihenden Boden unter sich versiegelte. Dieser wiederum wurde von der herabfallenden Asche bedeckt, die aus unerfindlichen Gründen noch immer unaufhörlich vom Himmel fiel.
„Dieser Ascheregen will einfach kein Ende nehmen. Was ist das nur?“, fragte ich Bernard, um ein Gespräch in Gang zu bringen, aber das führte nur zu weiteren Fragen und unerklärlichen Phänomenen.
„Asche? Unsinn, das ist Schnee!“ Er grinste selbstgefällig, schüttelte seinen Kopf und fuhr fort:
„Wie stellst du dir das denn vor? Wir sind hier nicht in Auschwitz!“ Mit aufgerissenen Augen starrte ich ihn an und traute meinen Ohren nicht.
„Bitte? Ähm, Bernard… Mutig makaber!“ Schwarzer Humor war eine Sache, aber das ging dann doch etwas zu weit. So hatte ich ihn wirklich nicht eingeschätzt. Zumindest bereinigte er seine Aussage und erwiderte:

„Ja sorry, aber das mit der Asche ist doch nicht dein Ernst. Schnee im November ist nicht ungewöhnlich.“ Das schon wieder… Dieses Gespräch führten wir bereits im Krankenhaus. Doch mit dieser Erklärung wollte ich mich nicht zufrieden geben, also versuchte ich ihm die Situation begreiflich zu machen.
„Bernard… Wir kommen sowieso auf keinen gemeinsamen Nenner, was das Datum betrifft. Jeder von uns beiden ist da anderer Ansicht, aber was ist mit diesen herabfallenden Flocken? Das ist kein Schnee. Er ist weder kalt noch weiß. Sieh doch nur, meine Kleidung! Sie ist staubig und schmutzig.“
„Und blutig!“, fügte Bernard hinzu. Er hatte schon Recht, das war mit Sicherheit kein Indiz dafür, dass es sich um Asche handelte. Nach all den Torturen war es ein Wunder, dass ich überhaupt noch Kleidung trug.
„Ja ok, aber…“ Hilflos saß ich dort und wusste nicht wie ich meine Überzeugung mit Argumenten untermauern sollte, aber dann kam mir eine banale und zugleich überzeugende Lösung in den Sinn.
„Strecke einen Finger raus und beobachte was passiert, ok?“
Selbstgefällig verschränkte ich meine Arme und wartete auf meinen Triumph, doch es kam ganz anders… Bernard bremste, hielt den LKW an, kurbelte das Fenster runter, streckte einen Finger raus und kredenzte mir das Ergebnis. Als ich sah, wie die Flocke auf seinem Finger verschwand und keinen staubigen Fleck hinterließ, rutschte mir die Kinnlade runter. Ich konnte meinen Augen nicht trauen, es war Schnee! Konnte ich meinem Verstand nun gar nicht mehr trauen? Konsequent wiederholte ich das Experiment. Ich kurbelte das Fenster auf meiner Seite runter, streckte meinen Finger aus dem Fenster und demonstrierte nun auch Bernard das Ergebnis. Verblüfft starrten wir fassungslos auf meinen Finger… Er war geschwärzt!
„Bernard, kneif mich!“ Verwirrt fasste ich mir an den Kopf und fragte mich, was das nun wieder sollte. Wir beide kamen zum selben Entschluss:
„Lass… uns einfach weiter fahren…“ Es gab zu viele Geheimnisse und unerklärliche Phänomene in dieser Stadt, die wir einfach nicht ergründen konnten. Doch solange wir unsere Haut retten konnten, waren wir halbwegs zufrieden. Und wir waren sicher, dass sich einiges von selbst klären würde, besonders ich.

Bernard setzte den LKW wieder in Gang und fuhr weiter, vorbei am Bankgebäude, in welchem ich diese Kontoauszüge eines Unbekannten gefunden hatte, dann vorbei am Rosewater Park, wo ich diesem verzaubernden Gesang verfallen war, dem Gesang von meiner geliebten Anna. Sie konnte unheimlich gut singen, aber sie war nie daran interessiert, ihre Begabung in einem Chor zu fördern oder die Öffentlichkeit mit ihrem Talent zu begeistern. Anna war bescheiden und schüchtern. Sie hasste die Kamera, auch wenn es meiner Meinung nach eine Schande war, dieses bezaubernde Geschöpf vor der Öffentlichkeit zu verstecken. Zu unserem einjährigen Jubiläum hatte sie mir ein Lied geschrieben und es mir vorgesungen. Nie werde ich diesen betörenden Augenblick vergessen. Anna hatte meine Seele nicht nur mit ihrem wundervollen Gesang betört, sondern auch mit ihrem unbezahlbaren, einzigartigen Wesen und ihrem Charme.
Als ich diese Stimme im Rosewater Park hörte, war ich fest davon überzeugt, sie wieder zu sehen. Stattdessen wurde ich durch diese Stadt gejagt und von ekelerregenden Höllengestalten verfolgt. Erst war sie gestorben, dann wurde mir das Glück zuteil, sie wieder in meinen Armen zu halten. Was wollte man mir mit dieser Gefühlsachterbahnfahrt sagen? Man weiß das Glück erst zu schätzen, wenn man es nicht mehr hatte? Aber ich hatte ihre Gegenwart und Liebe immer zu schätzen gewusst. Ich hatte jede Sekunde mit ihr über alle Maßen hinaus genossen. Warum wurde ich auf diese Art und Weise – im wahrsten Sinne des Wortes – auf die Folter gespannt? Hatte ich etwas falsch gemacht? Oder… Plagten mich irgendwelche Schuldgefühle, die aus meinem Unterbewusstsein an die Oberfläche dringen wollten? Ich war mir dessen wirklich nicht bewusst, aber konnte ich meinem Erinnerungsvermögen und meinem Verstand noch trauen?

Bernard bog in die Munson Street ab, die sich weiter südlich mit der Katz Street kreuzte.
„Wir sind gleich da, Gordon. Wo genau soll ich halten?“ Kurzer Hand warf ich sicherheitshalber nochmal einen Blick auf den Umschlag und antwortete ihm:
„Katz Street 17 müsste es sein… Nochmals danke, Bernard. Wird wirklich nicht lange dauern.“, versicherte ich ihm. Erst dann fiel mir auf,

dass die Straße nicht länger blockiert war, selbst die endlos tiefen Gräben waren verschwunden. Nach meinem Aufenthalt an der Tankstelle fand ich dort diesen Abgrund vor, der es mir unmöglich machte, die Katz Street aufzusuchen. Diese Stadt wies mir tatsächlich von Anfang an den Weg. Jeder meiner Schritte war vorherbestimmt. Aber war es wirklich die Stadt allein? Laut Schwester Helen erlebte dort jeder seine eigene Wirklichkeit. Aber das konnte unmöglich ein Konstrukt meines Unterbewusstseins sein. Ich durchlebte dort den Albtraum eines anderen, der sich an mich richtete. Und scheinbar war es notwendig, all diese Hürden zu meistern und mich diesen Herausforderungen zu stellen, warum auch immer. Ich folgte sowohl physisch, als auch psychisch einem Leitfaden, der mich zur Wahrheit führen sollte.

An der Kreuzung bog Bernard rechts in die Katz Street ab, woraufhin ich mich auf der rechten Seite an den Hausnummern orientierte. „25, 23, 21, gleich sind wir da." Ungeduldig hielt ich Ausschau nach dem gesuchten Haus, bis es letztendlich in Erscheinung trat. Es war ein weißes, gemauertes Haus mit Walmdach, das mit zwei Gauben geschmückt war. Das Gebäude war zweistöckig und symmetrisch aufgebaut, in der Mitte der Eingangsbereich mit Giebel und auf beiden Seiten ein Fenster pro Etage, ganz im Stil eines Landhauses. Bernard bremste den LKW ab und ließ mich direkt vor dem Haus aussteigen. „Bis gleich, Bernard. Halt die Ohren steif!" Mit einem Handschlag verabschiedete ich mich von Bernard und verließ den Lastkraftwagen. Ehrfürchtig stand ich vor der hölzernen Gartentür und bereitete mich geistig auf das Innere des Hauses vor. Insbesondere graute es mich davor, dass ich etwas Unangenehmes in Erfahrung bringen könnte… Etwas, was mir womöglich den Magen umdrehen würde. Vielleicht ging es bei diesem Teil meiner Reise um die Beziehung zwischen Anna und ihrem Exfreund, Gründe für die Trennung und mögliche Konsequenzen.

„Patrick" lautete die Aufschrift auf dem Briefkasten zur Rechten des Gartentors. Langsam öffnete ich das kleine Tor und näherte mich dem Haus auf einem Pfad, der unmittelbar zum Eingangsbereich führte, vorbei an verwelkten Azaleen und eingefallenen Rosenbüschen, bis hin

zum Eingangsbereich des Hauses. Zwei mit Efeu umrankte Holzpfeiler stützten die Überdachung des Eingangsbereichs, der liebevoll mit Blumen und Ranken geschmückt war.
Ich atmete ein letztes Mal tief durch, bevor ich die hölzernen Stufen hinaufstieg und die Tür öffnete, die mich in das Heim von Mathew Patrick führte.

Kapitel 23

Angsterfüllt und misstrauisch stand ich im Eingangsbereich neben der Garderobe und lauschte der unheilvollen Stille, die in diesem Haus zugegen war. Vom Eingangsbereich aus führte direkt vor mir eine Treppe in das obere Stockwerk. Zu meiner Rechten gelang man in das Wohnzimmer, das sehr stilvoll und gemütlich eingerichtet war und zu meiner Linken führte eine Tür in das Esszimmer. Das Licht des Nebels drang durch die Fenster und erzeugte eine leblose, verlassene und kalte Atmosphäre. Zugleich vermittelte das Nebellicht auf dem weißen Teppichboden des Wohnzimmers eine erhabene und friedliche Stimmung.
Plötzlich fing es an zu poltern! Wie angewurzelt blieb ich auf der Stelle stehen und horchte den beunruhigenden Lauten. Es hörte sich so an, als sei jemand im Haus. Waren es Menschen? Oder musste ich davon ausgehen, dass es sich um weitere blutrünstige Monster handelte? Meine „44er“ fasste noch immer keine Munition, die Axt war nach dem letzten Kampf verschwunden. Wie ich mich gegen eine drohende Gefahr wehren sollte, war mir absolut unklar.
Dann hörte ich auch noch den Schrei einer Frau. Er kam unmittelbar aus dem Zimmer über mir. Konsequent rannte ich die Stufen der Treppe, die auf halber Höhe eine Wende machte, nach oben und folgte den wehmütigen Schreien, auch wenn die Situation aussichtslos erschien. Diese Frau benötigte Hilfe und ich konnte sie doch nicht einfach so ihrer Hilflosigkeit überlassen. Und vielleicht handelte es sich bei dieser Frau sogar um Anna, zumindest kam mir der Schrei ein wenig bekannt vor.
Oben angekommen stand ich in einem weiteren Flur, der in verschiedene Zimmer mündete, doch meine Aufmerksamkeit war auf das Zimmer direkt vor mir gerichtet. Als ich mich dem Zimmer furchtsam näherte, hörte ich plötzlich auch eine männliche Stimme, die aus dem gleichen Zimmer ertönte. Es waren tatsächlich Menschen in diesem Haus, aber… Was ging dort nur vor sich? Allem Anschein nach handelte es sich um ein Streitgespräch. Warum diese schrecklichen Schreie? Gespannt öffnete ich die Tür und betrat das Zimmer, in dem sich ein Spektakel abspielte, das mein ganzes Leben veränderte.

Anna krümmte sich weinend und schreiend auf dem Boden. Ein großes Bett stand in der Mitte des Raums, rechts davon ein Mann, der sich mit beiden Armen gegen einen Schrank stützte, Anna den Rücken zukehrend. In der rechten Hand hielt er einen Zettel, vermutlich einen Brief. Er trug blaue, enge Jeans und ein weißbraun gestreiftes Hemd. Er hatte braunes, kurzes, gelocktes Haar und eine recht muskulöse Statur. Fassungslos starrte ich meine verzweifelte Anna an und versuchte ihre Aufmerksamkeit zu erregen.
„Anna! Was… Anna mein Schatz, was ist denn los?!“ Sie zeigte keine Reaktion, als ob sie mich gar nicht wahrgenommen hätte. Besorgt ging ich zu ihr, um sie zu beruhigen. Anna kreischte wie am Spieß, als ob sie unerträgliche, grauenhafte Schmerzen gehabt hätte. So hatte ich sie zuvor noch nie erlebt. Was zum Teufel war nur in sie gefahren? Qualvoll wand sie sich am Boden und schrie immerzu:
„Nein! Neeeeeein, bitte…“ Es war herzzerreißend und traf mich bis ins Mark. Der Typ stützte sich noch immer gegen seinen Schrank und rührte sich kein Stück. Besorgt beugte ich mich zu Anna und legte tröstlich meine Hände an ihren Kopf, doch erst dann wurde mir bewusst, was sich dort wirklich abgespielt hatte. Meine Hand ging ohne Widerstand durch ihren Körper hindurch, als ob sie bloß eine Geistererscheinung gewesen war. Weder sie, noch der Kerl, bei dem ich mir dann sicher war, dass es Mathew sein musste, waren echt. Es war wie eine Vision, die sich vor meinen Augen abspielte und zwar die tragische Szenerie um Annas Trennung von Mathew Patrick, ihrem Exfreund.
„Oh Gott…“ Schockiert schrak ich zurück, fiel dabei hin und tastete mich auf allen Vieren auf dem weißen Teppichboden zurück zur Tür. Erschrocken sah ich dem dramatischen Schauspiel zu, das nun endlich die Wahrheit enthüllte, auf deren Suche ich die ganze Zeit gewesen war.
„Nein Mathew… Nein! NEIN! Ich kann… Ich will nicht mehr leben. Warum… WARUM? NEIN!“ Mathew drehte sich zu Anna um und zeigte sein eiskaltes, wütendes Gesicht. Der Zorn und die Enttäuschung waren ihm ins Gesicht geschrieben, sein Ausdruck zeugte zudem von Ekel, was war nur in ihn gefahren? Seine braunen Augen, der schmale Mund, sein ganzer Gesichtsausdruck zeugte von unbändigem Hass und Verachtung. Seine geballten Fäuste unterstützten seine verärgerte Stimmung. Wutentbrannt schrie er sie an:

„RAUS! Verschwinde, du Miststück! Ich will dich nie wieder sehen! Du… Du hast mich belogen und mein Vertrauen ausgenutzt! Du… bah! Ich glaub es einfach nicht…“ Abfällig starrte er sie mit einem angeekelten Gesichtsausdruck von oben herab an.
„Du widerst mich so an… Ich will, dass du sofort verschwindest…“ Annas Schreie wurden wehmütiger und qualvoller, als ob er ihr das Herz herausgerissen hätte. Wie konnte er nur dermaßen kaltherzig sein? Was hatte Anna nur getan, dass er sich ihr gegenüber so gefühlskalt und verhasst verhielt? Annas Gesicht war rot und mit Tränen überströmt. Ihre leidvolle Erscheinung brach mir das Herz, sodass mir selbst auch schon fast die Tränen gekommen waren. Wenn Anna mich derart herzlos im Stich gelassen hätte, wäre auch mein Herz in tausend Stücke zersprungen.
Anna zog sich kraftlos am Boden entlang, hielt sich an Mathews Füßen fest und flehte ihn bitterlich an:
„Bitte lass mich nicht allein! Ich liebe dich so sehr… BITTEEE! Bitte…“ Annas Wimmern wurde leiser, bis es letztendlich verklang und die beiden im Nichts verschwanden. Es war vorbei.
Das Drama hatte mich sehr mitgenommen. In Gedanken verloren hockte ich an der Wand neben der Tür und starrte auf den weißen Teppichboden, wo Anna zuvor ihre Tränen vergossen hatte. Alles war still und durch das Fenster über dem Bett drang das Licht durch den gleißenden Nebel. Eine Zeit lang saß ich nur da, starrte ins Leere und ließ das zuvor Geschehene Revue passieren. Warum war dieser Typ nur so verärgert? Ich überlegte was Anna tun musste, um auch mich derart enttäuschen zu können, dass ich mich derart vergessen würde. Nein, niemals hätte ich dermaßen die Kontrolle verloren, egal was Anna getan hätte, solange sie nur das liebevolle Mädchen geblieben war, die mein Herz und mein Leben mit Glück erfüllte.
Hatte sie ihm auch ihre Unfruchtbarkeit verschwiegen? War das der Grund, warum er ihr den Laufpass gegeben hatte? Als mir diese Gedanken durch den Kopf gingen, wanderten meine Blicke durch den ganzen Raum, über die Bilder an der Wand – auf einigen war Mathew mit seinen Freunden zu sehen – über den Fernseher, der hinten links in der Ecke stand, über mehrere Poster, die an der Decke hingen, über den Schrank, an den sich Mathew gelehnt hatte und letzten Endes über das

Bett, auf dem ein kleines Büchlein meine Aufmerksamkeit erweckte. Verwundert runzelte ich meine Stirn und erhob mich in die Vertikale. Dann sah ich auch einen leeren Umschlag, unmittelbar neben dem schmalen Büchlein. Was auch immer in diesem Umschlag steckte, es war von August Mitchel an Annas Exfreund gerichtet. An der Adresse des Absenders sah ich, dass es sich bei diesem August um Annas Vater handeln musste. Das Cover des Buchs war dunkelblau und zeigte das Symbol von Yin und Yang. Am Kopf des Covers waren folgende Worte geschrieben:
„Von Anna an Gordon“. Sowohl das Erlebnis kurz zuvor, als auch das Symbol ließen darauf schließen, dass in diesem Buch etwas von großer Bedeutung stand, etwas, was mein ganzes Leben verändern sollte.
„Wenn ich das Buch lese, dann gibt es kein Zurück mehr.“, dachte ich, setzte mich auf das Bett und betrachtete ehrfürchtig das Buch, aber…
Wie kam ich dazu, so zu denken? Ich hatte doch gar keinen blassen Schimmer, was mich auf diesen Seiten erwarten würde, und doch…
Dieses Gefühl war seltsam, als ob ich tief im Innern wusste, was mich in diesen geschriebenen Zeilen erwartete. Es machte mir sogar Angst.
So saß ich da, hielt es in meinen Händen und dachte über meine Erlebnisse und neuen Bekanntschaften in Silent Hill nach.
In der Matheson Highschool hatte Andrew etwas gesagt, was ich niemals vergessen werden würde, nämlich dass Unwissenheit auch Geschenk sein könne und es sich mit der Lüge oftmals besser lebte. Aber warum war ich dann dort? War es etwa meine Bestimmung in Unwissenheit zu sterben? Hätte es eine Möglichkeit gegeben, die Wahrheit zu verleugnen? Alles was ich wollte, war das Wohlergehen meiner geliebten Freundin, aber scheinbar war das Einhergehen dieser Puzzleteile, die ich nach und nach zusammensetzte, ein Teil dieser Reise. Wie sollte ich Anna helfen, wenn ich ihre Sorgen und Probleme nicht kannte?
Schwerlich versuchte ich mich davon zu überzeugen, dass die Wahrheit unabdingbar war, schließlich hatte ich es doch nur gut gemeint. Des Weiteren war ich zuversichtlich, dass geschriebene Worte mich nicht derart aus der Fassung bringen würden, als dass ich infolgedessen Dinge tun würde, die ich danach vielleicht bereuen könnte.

Ein letzter Schritt trennte mich von den geschriebenen Worten meiner Anna, also wagte ich diesen Schritt und öffnete das Buch.

„Die unerbittliche Wahrheit…

Mein liebster Gordon… Es ist wichtig, dass du dir diesen Brief aufmerksam durchliest, damit du mich zumindest ein wenig verstehen und dir vorstellen kannst, wie es mir in all den Jahren ergangen war, warum ich heute so bin wie ich bin, und warum ich immer versucht habe, meine Vergangenheit vor dir zu verstecken.
Mein Leben lang habe ich versucht, die Schatten meiner Vergangenheit auszuradieren, aber es gibt Menschen, die mir mein Glück nicht gönnen möchten und mir deswegen das Leben zur Hölle machen. Aber du… Du hast mein Leben lebenswert gemacht und ihm einen Sinn gegeben. Doch jetzt, wo du mein Geheimnis kennst, ist alles ruiniert. Ich möchte kein Leben führen müssen, in dem ich immerzu vor der Wahrheit davonlaufen muss, in der Angst, jemand könnte mein schreckliches Geheimnis erfahren. Was immer du jetzt auch von mir denken magst, du kannst dir nicht im Geringsten vorstellen, was in mir vorgeht, geschweige denn, wie es ist eine Lüge leben zu müssen, damit man ein halbwegs augenscheinlich normales Leben führen kann.
Gordon, ich… Nie gehörte ich dazu. Weder in die Gesellschaft, noch in meine Familie. Bei meiner Geburt stellte man fest, dass ich weder Mann noch Frau war. Ich war ein Zwischending, ein hilfloses, androgynes Wesen, das sich der Besonderheit seines Lebens erst in wenigen Jahren bewusst werden sollte und zwar auf die grausamste Art und Weise. Sehr früh – seit ich denken konnte – merkte ich, dass die Seele eines Mädchens in mir innewohnte und aufblühen wollte. Aufgrund von Gesetzen, an denen nicht zu rütteln war, sollte mir dieser Wunsch jedoch erst im zarten Alter von 12 Jahren gewährt werden, ein Gesetz, dass den Ärzten und mir zur Sicherheit dienen sollte, da die Gefahr zu groß sei, man könnte sich irren.
Ich war ein strahlendes und vor Glück strotzendes Kind, das allen Mitmenschen ein Lächeln aufs Gesicht zauberte und stets höflich, wohl gesonnen und selbstlos war. Ja, ich war jung und noch unerfahren, aber selbst ein Kind weiß, wo es hingehört und wohin nicht. Meine Mutter

erkannte diese Neigungen sehr schnell und leitete dementsprechend die notwendigen Schritte ein, aber schon bald sollte dieses Glück zu Ende sein. Meine liebreizende Mutter starb an einem Herzinfarkt als ich sechs Jahre alt war. Dann litt ich jahrelang unter der herrischen Erziehung meines Vaters, der mich in all diesen Jahren zum Sündenbock gemacht hatte. Ja, er war zutiefst getroffen, schließlich starb seine geliebte Ehefrau, die mir stets eine gute Mutter war und unser Leben mit Glückseligkeit und Liebe erfüllt hatte. Trauer und Schmerz wurden zu unbändigem Hass, den er auf mein kindliches Wesen projizierte. Schicksalsschläge können einen Menschen in Maßen verändern, wie man es sich nicht vorstellen kann und manchmal leiden Menschen darunter, die keine Schuld an der Misere trifft. Mein Vater ließ all seine Launen an mir aus und verwehrte mir jedes Glück, das mir zuteil werden sollte. So kam es, dass er mich dazu zwang, das Leben eines Jungen zu führen. Weil er immer einen Sohn haben wollte? Oder weil er mir das Leben zur Hölle machen und seine Genugtuung haben wollte? Ich weiß selbst nicht, was einen Menschen dazu animieren konnte, ein solch verhasstes und missbilligendes Verhalten an den Tag zu legen.
Gordon, ich war ein Kind! Es folgten die zwölf qualvollsten und bittersten Jahre meines Lebens. In der Schule wurde ich gehänselt und verprügelt. Ich war schon immer eine Außenseiterin, weil ich nie dazugehören konnte. Du hast keine Ahnung wie schmerzlich es ist, als Mädchen in einem zwiegespaltenen Körper gefangen zu sein und das Leben eines Jungen führen zu müssen, obwohl man doch selbst weiß, dass man eigentlich ein Mädchen ist. Alle haben sie mich als Schwuchtel beschimpft, weil ich mein weibliches Wesen nicht zurückhalten konnte und nun einmal die Merkmale beider Geschlechter in meinem Körper vereinte. Es war unmöglich, auch meine femininen Züge zu kaschieren. Jeder Tag war eine Tortur, Gordon. Ich hatte weder Freunde, noch Familie. Tagtäglich wurde ich ausgelacht und war das Gespött der ganzen Schule, ja sogar terrorisiert haben sie mich und das nur, weil ich etwas Besonderes war, was sie nicht verstehen konnten. Eltern, die von meinem Schicksal erfuhren, warnten sogar ihre Kinder, ich sei die Ausgeburt eines Hexenwerks.
Weinend kam ich von der Schule nach Hause und suchte nach Trost und Geborgenheit, aber selbst dort wurde ich geschlagen und getreten, weil

ich mich nicht wie ein weinerliches Mädchen verhalten sollte. Ich erinnere mich an den Tag, als meine Mitschüler mich in den Schlamm geworfen und sich an meiner Hilflosigkeit ergötzt hatten. Mein Vater hatte mir infolgedessen eine unvergessliche Tracht Prügel verpasst, weil meine Kleider ruiniert waren.
Ich hatte nichts, Gordon! Zwölf lange Jahre war ich das Opfer einer rücksichtslosen und sich auf Gunsten Schwächerer profilierender Gesellschaft geworden und es gab niemanden, der sich für mich einsetzte. Aus einem fidelen, fröhlichen Mädchen wurde letztendlich ein psychisches Wrack, eine Hülle ohne Frohsinn und Antrieb. Diese Menschen haben mein ganzes Leben zerstört, dabei wollte ich doch nur ein normales Leben führen und endlich glücklich sein.
Je älter ich wurde, desto mehr realisierte ich, wie hässlich und schmerzerfüllt das Leben war und es dauerte nicht lange, bis ich meinem Leben eigenständig ein Ende setzen wollte. Lange Zeit hatte ich mich nach Ruhe und Erlösung gesehnt, aber es hatte nicht so funktioniert, wie ich es mir erhofft hatte. Deswegen entschied ich mich, einen zweiten Versuch zu starten, um endlich bei Gott und meiner Mutter sein zu können. All die Jahre hatte ich zu Gott gebeten, er solle mir helfen, mein Leben in erträgliche Bahnen zu lenken, aber es dauerte nicht lange, bis mir klar wurde, dass mein Flehen vergebens war. Konnte er mich hören? Warum sorgte er nicht für Gerechtigkeit? Wenn nicht einmal er mir helfen konnte, dann war alle Hoffnung zerstört und es gab nur noch diesen einen Weg. Vielleicht konnte ich dann bei Gott sein. Und bei ihr. Doch dieses zweite Mal war es anders. Da war dieses Licht… Und das war sicher keine Einbildung, sondern vielmehr ein Zeichen, noch nicht aufzugeben. Ich befand mich in einem langen Tunnel, an dessen Ende ein Licht in hellem Glanz erstrahlte. Es war so warm und hell und spendete mir neue Hoffnung. Vielleicht war mein Ende noch nicht gekommen, aber der Hass und die Verachtung in mir stiegen von Tag zu Tag. Neid und Rachegelüste kamen in mir auf, sodass ich sogar Menschen, die mir nichts angetan hatten, insgeheim Unglück und Misserfolge wünschte. Alle waren sie glücklich, diese glücklichen Paare, die das Heil ihrer Liebe genossen. Ich gönnte ihnen nichts, weil ich nie in den Genuss einer solchen Freude gekommen war. Jeder sollte meinen Schmerz fühlen. Jeder sollte leiden, so wie ich jahrelang gelitten hatte.

Ich fing an, mich selbst zu hassen, weil ich meinen Erwartungen nie gerecht werden konnte. Jeder Blick in den Spiegel war die reinste Qual. Voller Abscheu betrachtete ich mein zwielichtiges Antlitz im Spiegel und makelte an allem herum, was es zu makeln gab. Meine Haare, meine Nase, mein Körper, der zugleich nicht mein Körper war…
Bis zu meinem 18. Lebensjahr litt ich unter meinen starken Selbstzweifeln und unter der Fuchtel meines gebieterischen Vaters, aber dann war meine Zeit endlich gekommen und vieles sollte sich ändern. Mündig nahm ich die Zügel meines Lebens selbst in die Hand und krempelte eigenständig mein Leben um.
In meiner Vergangenheit habe ich viele Erfahrungen gemacht und auch eine Menge über Verantwortung und Menschenkenntnis gelernt. So kam es, dass ich mir endlich ein neues Leben aufbauen konnte. Endlich hatte ich die Möglichkeit, es in vollen Zügen zu genießen, aber trotz meines Erfolgs nagte meine Vergangenheit an meinen Wurzeln und verfolgte mich bis zu diesem Zeitpunkt. Ich… habe schlimme Dinge getan, Gordon. Gott wird mir meine Sünden niemals vergeben. Mein schlechtes Gewissen plagt mich noch heute, auch wenn es sich damals richtig angefühlt hatte, zumal ich andere nicht länger auf meiner Nase herumtanzen lassen wollte. Das war mein Leben und niemand hatte das Recht, mir in mein Glück hineinzupfuschen! Lange genug wurde meine Gutmütigkeit von anderen ausgenutzt und nun war es Zeit, an mich und meine Zukunft zu denken.
Ich habe dir all diese Dinge verschwiegen, weil ich in deinen Augen das sein wollte, was du immer an mir verehrt hattest. Du hast mich kennen und lieben gelernt, Gordon. Der Gedanke, dass du mir in die Augen siehst und an mein schreckliches Geheimnis denkst… Das wäre für mich unerträglich gewesen. Ich habe getan, was in meiner Macht stand, um dich von dieser grauenhaften Wahrheit fernzuhalten, alles...
Du warst mein größter Schatz, Gordon. Du hast mir gezeigt, dass das Leben einen Sinn haben kann. Du hast mich glücklich gemacht und das sollte bis in alle Ewigkeit währen. Doch mir wurde klar, dass ich eine Lüge lebte und meine Vergangenheit nicht vergessen konnte. Wir beide lieben Kinder und es war unser beider Wunsch, unser eigenes Erbgut weiterzugeben. Wir wollten so gerne miterleben, wie sich unsere Kinder entwickeln, wie sie uns lieben, uns glücklich machen und ihre

wundervolle Kindheit genießen, so wie ich sie mir auch immer gewünscht hatte. Es gab zu viele Dinge, die ich dir nicht bieten konnte und wenn ich in den Spiegel sah, dann sah ich keine Frau, sondern die abscheuliche Missgestalt, die sowohl die Natur, als auch die Gesellschaft aus mir gemacht hatten. Mein Leben lang hielt ich mich an dem Glauben fest, dass alles gut werden würde, aber ich war naiv und dumm. Egal was ich auch erreicht hatte, ich konnte nicht zufrieden sein, weil ich mich meinem Ziel lediglich annähern, es aber nie erreichen konnte.
Ich war ein Monster, das nie dazu gehören sollte. Mein Leben war von Anfang an zum Scheitern verurteilt und diese Fügung hier und heute… Das war mein Schicksal.
Jetzt weißt du, warum ich dich nicht verdient habe, Gordon. Du sollst ein wunschlos glückliches Leben führen können. Du sollst eine Frau finden, die dir das geben kann, was du dir wünschst. Ich habe deine Liebe immer sehr zu schätzen gewusst und es war nie meine Absicht dir weh zu tun, schließlich warst du alles was ich hatte.
Vielleicht war es gut, dass es so gekommen ist. Es hat nun mal nicht sollen sein.
Trotzdem bitte ich dich, mir zu vergeben… und mich nicht zu vergessen.
Leb wohl, Gordon. Ich liebe dich.
Anna“

Dann war Annas Geständnis zu Ende. Es folgte ein langes Schweigen, in welchem mir tausende Gedanken im Kopf umhergingen. Ich wusste noch nicht einmal, wie ich mich nun verhalten und auf diesen Schock reagieren sollte. Mit gläsernen Augen starrte ich ins Nichts und konnte es nicht fassen. Plötzlich ergab alles einen Sinn, alle meine Fragen waren auf einen Schlag beantwortet. Für alle Vorfälle gab es nun eine logische Erklärung. Annas Depressionen, ihr fehlendes Selbstbewusstsein, ihr Umzug nach Charleston, ihre Verschwiegenheit bezüglich ihrer Vergangenheit…
In diesem Augenblick saß ich nur da und starrte ins Leere. Ich wusste auch nicht, was ich fühlen sollte. Sollte ich sauer sein, weil sie mich belogen hatte? Sollte ich Mitleid für sie empfinden? Annas Geheimnis war ein schwerer Schock.
„Das… war also der Grund, warum Mathew die Kontrolle verloren hat.“

Dann dachte ich über Annas familiäre Verhältnisse nach, was mich sehr melancholisch gestimmt hatte. Ihr Vater war ein Monstrum, ach, was sagte ich, er war ein verhasstes, bösartiges Arschloch! Wie konnte er seinem eigenen Kind nur so etwas Schreckliches antun? Er hatte das Leben seiner Tochter zerstört. Skrupellos hatte er all seinen Hass an ihr ausgelassen. Ich… konnte es nicht fassen. Trauer hin oder her, dieses Verhalten war alles andere als gerechtfertigt. Wenn mein Vater mich derart herzlos behandelt hätte… Ich wüsste nicht was ich getan hätte. Nun kannte ich Annas Geheimnis und ich hatte keine Ahnung, wie ich damit umgehen sollte. Sie führte das Leben eines Jungen. Wie furchtbar musste das sein, wenn man seine eigenen Neigungen zwölf Jahre lang verdrängen und verstecken musste, nur weil der eigene Vater ein mieses, niederträchtiges Dreckschwein war? Erst dann wurde mir klar, warum die Wahrheit nie ans Tageslicht kommen sollte.
Mit dieser Erkenntnis hatte ich nicht nur ein furchtbares Geheimnis erfahren, sondern auch das Leben meiner geliebten Anna zerstört. Sie wollte ein normales Leben mit mir führen und mich wissen lassen, dass sie eine wundervolle Frau war. Aber… Was sagte ich da? Das war sie doch! Anna war meine Traumfrau. Ich durfte mich nicht von diesen neuen Tatsachen beeinflussen lassen, schließlich war es die Gegenwart, die von Bedeutung war. Anna hatte eine schmerzliche, leidvolle Vergangenheit und es war meine Aufgabe, nicht darauf herumzureiten, sondern ihre Wunden zu versorgen, ihr beizustehen und ihr das Glück zu schenken, das sie so lange Zeit gesucht hatte. Nur weil ich nicht eingeweiht war, hieß das nicht, dass Anna nun noch mehr leiden sollte als zuvor. Anna hatte lange genug gelitten und es war Zeit, die tragische Vergangenheit ruhen zu lassen. Nur… Konnte Anna damit leben, dass ich es wusste? Ich kannte die Wahrheit und war zu einem Bestandteil ihrer Vergangenheit geworden, die sie zu verdrängen versuchte. Verzweifelt schüttelte ich den Kopf und hielt meine Hände an mein Gesicht.
„Anna…“ Sie hatte all ihre Kraft eingesetzt, um ein neues Leben anzufangen und ihre Vergangenheit zu vernichten, aber ich… Ich hatte alles zunichte gemacht, ihren Traum zerstört und tiefe Wunden aufgerissen, die vielleicht nie wieder heilen sollten.

„Nur weil ich meine Nase überall reinstecken muss…“ Vorwurfsvoll schlug ich mir an den Kopf und wütete vor mich hin:
„Hätte ich nur auf Andrew gehört…“ Erst dann kam mir ein bizarrer Gedanke in den Sinn.
„Oh mein Gott!“ Erschüttert sprang ich auf und griff mir an die Stirn. Konnte es sein, dass Andrew… Es widerstrebte mir, den Gedanken fortzuführen, aber es passte alles zusammen. Bei jedem Treffen mit ihm fiel mir seine schmächtige, zierliche Figur auf. Sein weiches Gesicht, dieser traurige Blick und die zarte, helle Stimme.
„Mein Gott…“ Fassungslos lief ich in diesem Zimmer auf und ab und wollte es nicht glauben. Vielleicht hatte ich mich auch geirrt, aber selbst seine Erlebnisse ließen sich auf Annas Vergangenheit übertragen.
Trotz dieser Anhaltspunkte zweifelte ich an dieser Theorie, weil mir Andrews Verhalten schon immer sehr zuwider war. Er war kaltherzig, rachsüchtig und teuflisch und Anna war ein liebevolles Mädchen, das stets hilfsbereit, selbstlos und ein herzensguter Mensch war. Außerdem waren die beiden aufeinander nie gut anzusprechen. Waren sie womöglich doch nur miteinander verwandt? Wollte Andrew Annas neues Glück zunichte machen, indem er ihr mit der Wahrheit drohte? Oder… Suchte ich nur nach einer alternativen Erklärung, weil ich die Wahrheit nicht wahrhaben wollte…? Weitaus besorgniserregender waren jedoch Annas letzte Worte in diesem Brief: „Leb wohl“, schrieb sie. Ich hoffte so sehr, dass sie sich nichts angetan hatte. Vielleicht beabsichtigte sie auch nur, sich von mir zu trennen. Nicht, dass mich das erleichtert hätte, aber es war mir selbstverständlich lieber, als dass sie ihr Leben einfach wegwarf. So hätte ich auch die Möglichkeit gehabt, noch einmal mit ihr darüber zu sprechen. Sie musste mir doch eine Chance geben, darauf reagieren zu können, schließlich konnte sie doch gar nicht wissen, wie ich damit umgehen würde.
Es gab nur einen Weg, um auf all meine Fragen Antworten zu erhalten. Meine Reise war noch nicht zu Ende und ich wollte nicht eher ruhen, ehe ich Anna darauf angesprochen hatte. Eines stand jedenfalls fest: „Anna, ich werde dich nicht im Stich lassen, so wie Mathew es getan hat. Ich werde um dich kämpfen!“
Voller Tatendrang und noch immer mit Tränen in den Augen packte ich Annas Buch ein und verließ das Zimmer von Mathew Patrick.

Wie lange war ich in diesem Haus? Etwa 20 Minuten lang? Hastig eilte ich zur Haustür des Gebäudes, aus Angst, Bernard hatte mich zurückgelassen. Dabei hatte ich ihm doch versprochen, dass es nicht allzu lange dauern würde. Umso mehr wunderte ich mich darüber, dass er nicht einmal gehupt hatte, um mich zu drängen. Besorgt riss ich die Haustür auf und erblickte zu meinem Glück den großen, grünfarbenen LKW. Erleichtert lief ich die hölzernen Stufen des Eingangsbereichs hinunter, bis hin zum schmalen Pfad, der zum kleinen Gartentor führte. Hinter mir lag das Haus, das mich um eine kostbare Erfahrung reicher gemacht und mein Leben komplett verändert hatte.

Bernard saß wie versteinert auf dem Autositz. Verwundert öffnete ich die Tür zum Beifahrersitz und erkundigte mich nach Bernards Wohlergehen.
„Hey! … Alles… in Ordnung? … Danke, dass du auf mich gewartet hast." Es folgte keine Reaktion. Bernard krallte sich verkrampft am Lenkrad fest und starrte auf die Straße.
„Bernard? Was ist los?" Bernards scheintoter Blick zeugte von Todesangst, als ob er einen Geist gesehen hätte, schon wieder. Einen kurzen Augenblick später schüttelte er seinen Kopf, um sich aus seinem hypnoseartigen Zustand zu befreien.
„Ja… es… geht mir gut." Das war gelogen, selbst ein Blinder hätte gemerkt, dass es Bernard alles andere als gut ging, also bohrte ich nach.
„Was ist denn passiert? Willst du nicht mit mir darüber reden?" Dann senkte er seinen Kopf und antwortete mit ängstlicher Stimme:
„Sie… Sie war da, Gordon." Verwundert fragte ich Bernard, von wem er gesprochen hatte, woraufhin er antwortete:
„Das Mädchen! Sie kann mich nicht in Ruhe lassen!" Als Bernard sich verzweifelt die Hände vor sein Gesicht hielt, erinnerte ich mich an seine erste Panikattacke in der Lindsey Street. Dort hatte er auch von einem Mädchen gesprochen, das ich gar nicht sehen konnte.
„Wer ist sie, Bernard? Was will sie von dir?" Als Reaktion auf meine Frage fing er an zu weinen. Man sah ihm an, wie sehr ihn diese Sache bekümmert hatte. Aber zu meiner Enttäuschung wollte er nicht darüber reden. Aber nun gut, niemand redet gerne über die Leichen in seinem Keller, aber vielleicht wäre es besser für ihn gewesen, wenn er mit

jemandem darüber gesprochen hätte. Dass diese Regel allerdings nicht immer zutraf, wusste ich nun… nach Annas Geständnis.
„Tut mir leid, Gordon… Ich… kann nicht darüber reden. Es ist… Ach… Nimm's mir bitte nicht übel.“, meinte er, startete den Motor und fuhr los. Was war nur los mit ihm? Er konnte einem richtig leid tun, aber hatte er dieses Mitleid verdient? Vielleicht sollte ich es schon bald selbst erfahren.

Kapitel 24

Der Rückweg zur Nathan Avenue war von Schweigen und gedankenvollen Momenten geprägt. Bernard war in seinen Fahrstil und seine eigenen Gedanken vertieft, während ich unaufhörlich an das Geständnis von Anna dachte. Niemals hätte ich mit einer solch erschütternden Wahrheit gerechnet. Ich hatte an alles gedacht, nur nicht an das, zumal man Anna nie etwas angemerkt hatte. Sie war durch und durch eine bezaubernde, authentische und wunderschöne Frau, auch wenn sie anatomisch etwas Besonderes war. Es stimmte mich sehr traurig, wenn ich darüber nachdachte, dass ihr Vater ihre Träume zerplatzen ließ und sie dadurch ihre ganze Kindheit verloren hatte. Meine arme Anna… Es traf mich mit Sicherheit nicht so hart wie sie, aber ich konnte mir vorstellen, dass es für sie wie die Hölle gewesen sein musste, zumal sie niemanden hatte, an den sie sich wenden konnte. Das musste der ausschlaggebende Punkt gewesen sein, warum Anna sich dieser seltsamen Sekte angeschlossen hatte. Dort musste sie eine Menge über die Machenschaften der Sekte erfahren und in diesen Menschen ihre neue Familie gefunden haben, die ihr den Trost spendete, den sie nirgends sonst bekommen hatte. Demnach wusste Schwester Helen Anderson von Annas Problemen und Ängsten Bescheid. Aber wenn diese Sekte wirklich in Verbindung zu dieser Drogenszene stand, dann wurde Anna mit Sicherheit auch mit diesem Schund konfrontiert. Ihre Situation schien aussichtslos zu sein, aber Drogen waren noch nie eine Lösung! Nun gut, noch gab es keinen Beweis dafür, dass Anna in falsche Bahnen geraten war, aber laut Martin Sein war diese Valtielsekte eine Organisation, die mit üblen Machenschaften einherging. Was waren die Beweggründe für eine solch fragwürdige Kooperation? Waren es tatsächlich Geld und Macht? Oder war es womöglich sogar eine Kampagne, die der Unterwerfung der Stadt dienen sollte? Allem Anschein nach war die Droge weit verbreitet und die Folgen des PTV-Konsums verheerend. Was immer es auch war, Anna war in diese Geschehnisse hoffentlich nicht involviert. Eine schreckliche Vorstellung, wenn sogar die letzten Menschen, zu denen sie noch eine harmonische Beziehung führen konnte, eine Enttäuschung waren. Dann

stellte ich mir die Frage, ob Anna wohl auch den Kontakt zu dieser Gemeinde abgebrochen hatte. Zumindest war es verwunderlich, dass ich von diesen Menschen noch nie ein Wort gehört hatte, weder von diesem George Rosten, noch von dieser Schwester Helen Anderson. Vermutlich war sie auch in der Kirche, als ich meinen Urlaub bei meiner Familie in Richmond verbracht hatte. Zumindest schien es ihr wichtiger zu sein nach Silent Hill zu fahren, anstatt die Tage mit mir und meiner Familie zu verbringen.

Verträumt starrte ich in den fahlen Nebel, der seinen Schweif über das stille Gewässer des Toluca-Sees zog. Die Straße führte in den älteren Stadtteil von Silent Hill, der nördlich des Toluca-Sees lag. Wenn man den Briefumschlägen Glauben schenken konnte, wohnte Anna im Wohnviertel, das unmittelbar an den Erholungsbereich von Silent Hill grenzte. Gespannt, was mich dort erwarten würde, wanderten meine Blicke über die idyllische Landschaft, die dieser Urlaubsort zu bieten hatte. Die Berge waren mit dichten, großflächigen Buchenwäldern besetzt, die nahtlos in die Uferlandschaften des Sees übergingen, jedoch in der Kulisse dieser nebeldurchfluteten und lichtarmen Umgebung farb- und leblos wirkten. Hin und wieder stachen aus den Wäldern einzelne Gebäude hervor. Insgesamt hatte man den Eindruck, dass Silent Hill ein riesiges Tal war, das von der Außenwelt nahezu abgeschnitten zu sein schien. In der Ferne konnte man nordöstlich bereits die Seeterrassen begutachten, die ebenfalls kennzeichnend für den Tourismus dort waren. Obligatorische Cafés, Souvenirläden und Restaurants zierten die Promenaden des Erholungsbereichs.
Wir näherten uns dem älteren Stadtteil von Silent Hill, der durch einen Berg zunächst verborgen blieb. In Gedanken versunken beobachtete ich die Umgebung und sah, wie auf der linken Seite der Nathan Avenue hinter dem Wald ein größeres Feld zum Vorschein kam. Das Feld zog sich bis zu den Hängen des Berges, wo mehrere Bäume auf den Terrassenkanten eingepflanzt worden waren, um die Bodenstruktur zu sichern. Ein Straßenschild lenkte meine Aufmerksamkeit zurück auf die Straße:
„Lakeside Amusement Park – 3 Miles
Old Silent Hill – 11 Miles“

Erst dann sah ich diverse Attraktionen, die am Fuße des Berges weiter östlich hinter einigen Bäumen herausragten.
„Lust auf 'nen Abstecher? Hehe…“ Allem Anschein nach hatte sich Bernard bereits wieder von seinem Schrecken erholt, zumindest konnte er noch immer nach Herzenslust seine Scherze reißen. Belustigt ließ ich mich auf seinen Scherz ein und antwortete:
„Och, mein Adrenalinbedarf ist gedeckt. Kein Interesse.“
Anschließend richtete ich meinen Blick erneut auf die Straße und dachte darüber nach, aus welchem Grund Bernard in diese Albtraumwelt geraten war. Er schien diese Helen Anderson ziemlich gut zu kennen, aber woher? Er fuhr diesen LKW und meinte im Krankenhaus, dass er noch eine Lieferung in der Kirche aushändigen musste. Beweise hatte ich zwar noch keine, aber ich vermutete, nicht zuletzt aufgrund seiner Geheimnistuerei, dass Bernard in den Vertrieb und in die Verbreitung involviert gewesen sein könnte, womöglich sogar selbst damit dealte. Martin Seins Berichte unterstützten meine These. Er schien zudem auch zu wissen, dass ich bereits dahinter gekommen war. Er mochte ein Tölpel sein, dumm war der gute Bernard aber bei weitem nicht. Wissbegierig entschloss ich mich dazu, einen neuen Versuch zu starten und Bernard auf seine Beziehungen anzusprechen.
„Bernard, kannst du dich wirklich nicht daran erinnern, was passierte, bevor du hierher gekommen bist?“ Erwartungsvoll betrachtete ich sein eingefallenes, markantes Gesicht, das von den Strapazen seines Aufenthalts in Silent Hill gezeichnet war. Einen Moment später antwortete er endlich auf meine Frage:
„Ich… Ich bin mir nicht sicher, aber ich kann mich daran erinnern, dass ich mit dieser Schreckschraube gesprochen hatte. Sie wollte… Sie hat mir gedroht…“ Nachdenklich starrte er auf den grauen Asphalt der Hauptstraße, während die Ausfahrt zum Freizeitpark an uns vorbeirauschte. Dann fuhr er fort:
„Dann habe ich meinen Job noch vor Ort gekündigt und ihr so richtig die Leviten gelesen, weil ich nicht länger eine Marionette ihrer kranken Spielchen sein wollte. Dann… hm… Das ist alles, woran ich mich erinnern kann, wirklich. Aber ich kann dir versichern, dass dieses Teufelsweib nichts Gutes im Schilde führt. Hoffentlich ist meine Warnung an dich in der Schule durchgedrungen.“ Daraufhin bejahte ich

seinen Kommentar und wandte meinen Blick auf die Straße, auch wenn mich seine Aussage nicht gänzlich zufrieden gestellt hatte, aber nur wenige Sekunden später schenkte er mir sein Vertrauen.
„Ich habe dich belogen, Gordon…“ Verwundert über sein Geständnis schaute ich ihn bedacht an und fragte nach, was er damit meinen würde.
„Nun, diese Drogensache, die du jetzt schon mehrmals angesprochen hast… Ich denke du weißt mittlerweile, dass auch ich involviert war, aber… Es ist nicht so, als wäre ich der Drahtzieher dieses schmutzigen Geschäfts gewesen. Ich habe lediglich den Boten gespielt, der diesen illegalen Handel unterstützen und vorantreiben sollte, womit ich meine Tat sicherlich nicht runterspielen möchte.“ Ich wusste nicht, wie ich darauf reagieren sollte, aber ich wusste seine Courage, mir diese Informationen anzuvertrauen, sehr zu schätzen. Mehr als ein nachdenkliches „Hm“ fiel mir dazu jedoch auch nicht ein, schließlich dachte ich mir bereits, dass Bernard keine weiße Weste trug.
„Du brauchst darauf nicht zu antworten, Gordon. Glaub mir, ich bin auch nicht sonderlich stolz auf die schlimmen Dinge, die ich in meinem Leben getan habe und dazu… gehört nicht nur diese Drogengeschichte.“ Er dachte einen kurzen Moment nach, bevor er weiter sprach.
„Helen kennt mich ziemlich gut. Sie weiß auch sonst eine Menge über die Menschen, die sie kennt und das nutzt sie schamlos aus, auch wenn sie den Eindruck macht, man könne ihr, einer „Dienerin Gottes“ vertrauen. Ich habe in der Tat oft mit dem Gedanken gespielt, sie…“ Man merkte, dass er es nicht wagte, seinen Satz zu Ende zu führen, aber das brauchte er auch nicht. Schwester Helen musste ihn ganz schön unter Druck gesetzt, ja womöglich erpresst haben, aber auch Bernard hatte Mittel, sie unter Druck zu setzen, schließlich war er ein Mitglied in diesem Milieu und wusste Dinge, die sie in Schwierigkeiten bringen konnten.
„Ich denke, ich weiß, was du damit sagen möchtest Bernard. Ich danke dir, dass du mir diese Informationen anvertraut hast. Was auch immer du dir hast zu Schulden kommen lassen, du scheinst deine Taten zu bereuen. Wir alle machen Fehler.“ Dann war es einen Moment lang still, bis Bernard sich für meinen Trost bedankte.
„Du bist ein netter Kerl, Gordon. Ich danke dir auch und bin froh, dass ich dich kennenlernen durfte, auch wenn die Umstände etwas ungünstig

sind.“ Dann war es wieder still und man hörte lediglich den Motor des LKWs.

Plötzlich fing es an zu regnen. Der Regen wurde stärker und stärker, das Prasseln der Tropfen war überall auf dem Laster zu hören.
„Mann ist das heftig!“ Besorgt starrte ich zum Fenster hinaus. Man hatte den Eindruck, als würde jeder einzelne Regentropfen gegen die Frontscheibe hämmern.
„Kommst du da durch? Fahr besser langsamer, Bernard.“, merkte ich an.
„Ich bin ein guter Fahrer, mach dir keine Sorgen.“, versicherte er mir und fügte hinzu:
„Aber schon seltsam… Dieser ascheähnliche Niederschlag ist weg. Ob man das auch deuten kann?“ Verunsichert beugten wir uns nach vorne und blickten durch die Scheibe gen Himmel. Er war grau, trüb und erweckte den Anschein, als würde er uns nahezu auf den Kopf fallen. Aber Bernard war von seinen Fahrkünsten überzeugt und ließ sich von dem bedrohlichen Regenfall nicht einschüchtern.
Durch die Regenwand hindurch sah ich dann in der Ferne die ersten Gebäude des Erholungsviertels von Silent Hill. Bernard drosselte das Tempo und fuhr die nächste Abfahrt runter, die uns zur W. Sandford Street führte. Neugierig packte ich meine Karte aus der Tasche und versuchte unseren Aufenthaltsort ausfindig zu machen. Gewissenhaft verfolgte ich die Straßenführung der Altstadt und zog mit meinem Finger die Straßen der Karte nach.
„W. Sandford Street entlang, vorbei an den Docks… nach links in die Bachman Road abbiegen und der Straße über den Fluss bis in das Wohnungsviertel folgen…“, murmelte ich vor mich hin.
Zu meiner Rechten konnte man einen Leuchtturm sehen, der sich im Nebelgeschwader am Ufer des Toluca-Sees in die Höhe erstreckte. Für einen Augenblick glaubte ich, ich hätte einige Lichter über dem Leuchtturm gesehen, seltsam.
Das Hafenbecken war wie erwartet mit Toren, Schleppern und größeren Lagergebäuden ausgestattet. Auch diverse Souvenirgeschäfte, Bars und Kneipen zierten das Hafengelände. Langsam ließ der ungestüme Regen nach, sodass man zumindest wieder freie Sicht und ein sichereres Gefühl bei der Fahrt hatte. Von der Brücke aus konnte man dann nördlich auch

die anderen Stadtteile von Silent Hill begutachten, zur Linken des Flusses das Wohnungsviertel und zur Rechten des Flusses „Central Silent Hill“, das Zentrum der Stadt, ein Einkaufsviertel.
Als Bernard in die Bachman Road abbog, fing es auch noch an zu donnern. Allem Anschein nach zog sich ein größeres Gewitter über Silent Hill zusammen, was die bedrohliche und ominöse Atmosphäre zusätzlich verstärkte.
„Vom Regen in die Traufe… Passt hier ja ganz gut. Immerhin sind wir fast da. Wo genau soll ich dich denn absetzen?“, fragte Bernard.
„Midwich Street 9“, erwiderte ich und warf einen weiteren Blick auf die Karte. „Fahr einfach Richtung Grundschule. Von dort aus ist es nicht mehr weit.“ „Von Schulen werd ich mich in Zukunft fernhalten! Ich denke, du verstehst, was ich damit meine.“, kam es wie aus der Pistole geschossen. Ich konnte ihn sogar sehr gut verstehen. Viele Einrichtungen dieser Stadt hinterließen bei mir ein Trauma, über die ich sicherlich nicht so schnell hinweg kommen würde. Allein bei dem Gedanken an das Krankenhaus überkam mich große Panik.
„Neeein! Sei dir gewiss Bernard, da kriegen mich keine zehn Pferde rein. Ich habe es lediglich auf ein Haus in dieser Straße abgesehen, weiter nichts.“, versicherte ich ihm und klopfte ihm auf die Schulter, woraufhin er tadelnd meinte: „Du musst wissen, was du tust. Wir haben in den letzten Stunden… Nein, in den letzten Tagen eine Menge Glück gehabt, Gordon. Dir ist schon klar, dass wir dieses Glück längst überstrapaziert haben, oder? Wer weiß, wie lange Gott seine Hände noch über unsere ahnungslosen Köpfchen hält.“ Weisend erhob er seine rechte Hand, um seinen Warnungen Ausdruck zu verleihen.
„Pass einfach auf dich auf, Gordon. Vielleicht ist diese Fahrt die letzte Etappe unserer Odyssee. Ich werde dich nicht begleiten, sondern diese Stadt auf schnellstem Wege verlassen. Bitte nimm mir meinen starrsinnigen Egoismus nicht übel, aber ich will ab sofort meinen eigenen Arsch aus dieser Misere retten.“ Er legte seine Hand zurück ans Lenkrad und bog an der nächsten Kreuzung links in die Bradbury Street ein. „Auch das kann ich gut nachvollziehen, Bernard. Kümmere dich nicht um mich und sieh zu, dass du Hilfe auftreibst. Das würde auch mir zu Gute kommen.“ Mit diesen Worten nahm ich Bernard sein schlechtes Gewissen.

„Ich frage mich, was mit dem kleinen Mädchen passiert ist. Ich mache mir ja schon ein wenig Sorgen um sie, auch wenn sie vermutlich nicht real ist. Glaubst du, es geht ihr gut?“, fragte ich besorgt, woraufhin Bernard entgegnete:
„Hm… Ich habe auch oft an sie gedacht. Ich hoffe doch sehr, dass es ihr gut geht. Aber du hast ja selbst bemerkt, dass mit diesem Mädchen irgendetwas nicht stimmt. Sie schien ja bei bester Gesundheit zu sein. Was denkst du, Gordon? Glaubst du, sie spielt eine wichtige Rolle in diesem Theater hier?“ Interessiert wartete er auf meine Reaktion und schaute manchmal kurz zu mir herüber.
„Ich… weiß es auch nicht, Bernard. Vielleicht sehen wir das Mädchen ja wieder. Ich glaube nicht, dass es Zufall war, dass wir sie getroffen haben, oder?“ Ich gab die Frage an ihn zurück und war ebenfalls gespannt, was er darauf antworten würde.
„Ja… Es wird schon einen Grund geben, warum ein so unschuldiges Kind wie sie in dieser Stadt umherirrt.“ Nachdenklich kraulte er sich mit einer Hand sein stoppeliges Kinn und verlor auch keinen weiteren Gedanken über dieses Thema, sodass erneut Stille einkehrte. Stille, in der wir über unsere Erfahrungen nachdenken konnten. Währenddessen beobachtete ich die Umgebung des Wohnungsviertels.

Der Regen ließ allmählich nach, bis er letztendlich verschwand und durch den schleierhaften Nebel wieder ersetzt wurde. Eine große, altertümliche Kirche ragte aus den Häuserblocks hervor, bei der es sich laut Karte um die Balkankirche handeln musste. An der Doppelturmfassade und der senkrechten, dreiteiligen Gliederung des Langhauses konnte ich sehen, dass es sich um ein gotisches Bauwerk handelte. War diese Institution tatsächlich der Versammlungsort dieser berüchtigten Glaubensgemeinde? Wohnte Anna in dieser Kirche diversen „Gottesdiensten“ bei?
Helen Anderson kannte Annas Geheimnis. Das war der Grund, warum sie in meiner Gegenwart stets in Rätseln gesprochen hatte, was Anna betraf. Aber da dieses Geheimnis nun gelüftet war, wollte ich noch ein letztes Mal tacheles mit ihr darüber sprechen.
„Wohin sie wohl gegangen sein mag?“, dachte ich mir und beobachtete die Kulisse der unheilvollen, benebelten Stadt. Die Straßen waren auch

in diesem Teil von Silent Hill wie ausgestorben. Weder Monster, noch irgendeine Menschenseele tummelten sich in den Straßen des Wohnungsviertels.
Auch dort herrschte eine relativ friedliche Atmosphäre.
Die Häuser, die aufgrund ihrer älteren Bausubstanz einen altmodischen Charme versprühten, waren ebenso stilvoll gebaut und geschmückt wie im südlichen Teil der Touristenstadt. Anspruchsvolle, exklusive Holzhäuser im Landhausstil, die ein hohes Maß an Behaglichkeit und Wohnkultur versprachen. Im Kontrast dazu gab es schmalere Gassen, die mit allerlei Gerümpel blockiert waren.

Am Ende der Straße angekommen, bog Bernard rechts in die Midwich Street ab, die Straße, in der Anna und ihr Vater lebte.
Dann sah ich ein größeres, quadratisches Gebäude am Ende der Straße. Als wir dem großen Gebäude näher kamen, stellte ich fest, dass es sich um das Grundschulgebäude handeln musste. Interessiert begutachtete ich den Baustil der Midwich Grundschule, die scheinbar zwei Stockwerke umfasste. Der Vorderbau an der Platzfront hatte eine Länge von etwa 30 Metern und war durch mehrere Achsen gegliedert. Die gesamte Fassade wurde durch ionische Pilaster eingeteilt und unterstrich den pompösen Eindruck des Schulgebäudes.
Ein großes Schild am Fuße der Eingangstreppen bestätigte meine Vermutung, dass es sich um die Midwich Grundschule handelte. War Anna eine Schülerin dieser Einrichtung? Davon war auszugehen, da Anna in der gleichen Straße lebte und es in Silent Hill nur wenige Grundschulen gab.
„Nett anzuschauen…“, bemerkte Bernard und fuhr an der Institution vorbei, weiter die Straße entlang. Auch in dieser Straße gab es von keiner Menschenseele eine Spur. Der ganze Stadtteil lag im dichten Nebel verborgen, die Häuserfassaden verfielen, Vorgärten und Straßen waren in graue Asche gehüllt und selbst die Pflanzen waren leblos, starr und dem mysteriösen Niederschlag zum Opfer gefallen. Und das obwohl es kurz zuvor wie aus Eimern geschüttet hatte, wie war das möglich? Es wehte kein einziges Lüftchen! Nichts bewegte sich auch nur einen Zentimeter vom Fleck, weder die Äste in den Baumkronen, noch die

Blumen in den Vorgärten. Es war, als ob die Zeit stehen geblieben war. Alles war nach wie vor grau, trüb und trist, jedoch mehr als je zuvor.

Dann war es endlich soweit. Auf der linken Seite der Straße näherte sich das Ziel unserer Fahrt, das Haus der Familie Mitchel.
Bernard drosselte das Tempo und näherte sich behutsam dem unheilvollen Gebäude. Ängstlich fing ich an zu schlucken und malte mir aus, was mich in diesem Gebäude erwarten würde, schließlich war es Annas Zuhause und paradoxerweise der Ort, an dem sie sich nie wie zuhause fühlen konnte, weil ihr Vater ein verbitterter Mann war, der sich kalten Herzens auf Kosten von Anna Lebenswillen und Genugtuung verschafft hatte.
Auch dieses Gebäude glich dem landhausähnlichen Stil der anderen Gebäude dort im Wohnviertel. Im Gegensatz zum Haus von Annas Exfreund war der Vorgarten direkt an die Straße gebunden. Ein asphaltierter Gehweg führte vorbei an zwei Akazien, Veilchen und Nelkenbeeten, die größtenteils überwucherten und belastet durch die darauf liegende Asche auf den Gehweg herunterhingen. Wie die meisten Landhäuser war auch dieses Haus aus Holz gebaut, jedoch ungestrichen. Eine große, etwa fünf Meter lange Veranda zierte die Front des Gebäudes, auf der sich auf der linken Seite ein Sitzarrangement mit Gartenstühlen und einem hölzernen Tisch befand. Über der Veranda ragte ein Giebel hervor, der das Satteldach zum Abschluss brachte und zur Straße gerichtet war. Das Haus war auch nicht sonderlich hoch, geschweige denn so geräumig wie das Haus von Mathew Patrick, was darauf schließen ließ, dass Anna in „ärmlicheren“ Verhältnissen gelebt haben könnte.
Letztendlich kam der Lastkraftwagen am Straßenrand, direkt vor dem Haus zum Stillstand. Bernard wandte sich zu mir, ohne den Motor abzustellen und sagte:
„Da wären wir. Gordon…“ er sah mich lächelnd an und seufzte. Abschiedsstimmung lag in der Luft. „Ich wünsche dir alles erdenklich Gute für deine weitere Reise. Wer weiß, vielleicht laufen wir uns sogar noch einmal über den Weg.“ Er zwinkerte mir zu und lächelte.
„Ja, möglich ist alles.“, entgegnete ich ihm und war mir sogar ziemlich sicher, dass wir uns wieder sehen würden.

„Danke, dass du mich hierher gefahren hast. Und auch sonst hast du mir auf meiner Reise sehr geholfen, was ich dir nie vergessen werde. Pass gut auf dich auf und sieh zu, dass du Hilfe hierher orderst. Vielleicht… gibt es noch mehr Leute wie uns, die hier in Silent Hill dringend Hilfe benötigen.“ Bernard nickte und reichte mir seine Hand. Erfreut erwiderte ich seine Geste. „Mein Bester, bitte halt die Ohren steif!“ Und so umarmten wir uns dann doch noch ein letztes Mal und klopften uns gegenseitig auf den Rücken, bevor ich die Tür öffnete und aus dem LKW stieg.
„Gute Fahrt!“, rief ich ihm zu und schloss die Tür zum Beifahrersitz. Bernard winkte mir ein letztes Mal zu, als er den Wagen ins Rollen brachte und sogleich hinter der nächsten Straßenecke im gleißenden Nebel verschwand.
Und so stand ich da, einsam und verlassen vor dem unheilschwangeren Haus. Ich kannte das Geheimnis meiner niedergeschlagenen Anna und trotzdem war ich mir aus unerfindlichen Gründen sicher, dass da noch mehr war. War das wirklich die ganze Wahrheit? Das erklärte noch lange nicht, warum diese Ausgeburten der Hölle diese Stadt unsicher machten und was genau an diesem Morgen geschehen war, an dem Anna spurlos verschwand. Seit meiner Ankunft in Silent Hill war mein Zeitgefühl restlos verschwunden. War es vielleicht Mittwoch? Oder womöglich sogar immernoch Montag? Waren diese vermeintlichen Tageszeiten eine weitere Täuschung? Der Himmel war trüb und grau, also konnte ich davon ausgehen, dass es Tag war, oder?

Ich atmete tief durch und betrachtete das bescheidene Heim der Familie Mitchel. Ehrfürchtig ging ich auf die Veranda zu, die unmittelbar an die Eingangstür grenzte. Gerade als ich die hölzernen Stufen der Veranda emporstieg, hörte ich plötzlich das Donnern des Gewitters, dass sich erneut über mir zusammenbraute. Konsequent huschte ich auf die Veranda, wo das Dach mir Schutz vor dem Gewitter gewähren sollte und näherte mich der Eingangstür, die zu meinem Glück nicht abgeschlossen war.
Ehrfürchtig öffnete ich die Tür und spähte achtsam in den Eingangsbereich des Hauses, um mich auf mögliche Hinterhalte vorzubereiten, doch es war nichts zu sehen. Vorsichtig setzte ich meine

ersten Schritte in das unbekannte Terrain und beobachtete meine Umgebung. Zu meiner Linken führte eine Holztreppe in das obere Geschoss des Hauses. Vor mir erstreckte sich der Flur, an dessen Ende zwei Türen rechts und links in benachbarte Räume führten. Der Flur war mit einem langen braunen Teppich und mehreren Wandbildern von Lokomotiven dekoriert, was vermuten ließ, dass Annas Vater ein leidenschaftlicher Liebhaber von Lokomotiven war. Außerdem stand zu meiner Rechten eine große Topfpflanze, die in diesem sehr dunkel gestalteten Zimmer recht einsam wirkte. Bretter aus dunklem Eichenholz zierten die Wände des Treppenhauses und unterstrichen die beschwerliche Atmosphäre, die dort zugegen war. Lediglich die beiden Fenster hinter mir, neben der Tür spendeten dem Flur ausreichend Licht. Doch gerade als ich die hinteren Zimmer am Ende des Flurs erforschen wollte, ertönte von oben eine Stimme. Ich traute meinen Ohren nicht! Es war die Stimme des kleinen Mädchens, das ich erstmals auf den Straßen von Silent Hill angetroffen hatte. Erschrocken warf ich an der Treppe einen Blick nach oben und… Tatsächlich! Da hockte sie auf der Treppe am Geländer und lächelte mich an:
„Oh hallo. Das ist ja toll, dich wieder zu sehen, hihi.“ Das kleine unschuldige Mädchen lachte mich herzallerliebst an. Ich war so erleichtert, dass es der Kleinen gut ging und ihr nichts zugestoßen war.
„Jetzt kann ich dir auch endlich zeigen, wo ich wohne.“ Sie stellte sich auf ihre schmalen, niedlichen Beinchen und fing an, quietschvergnügt auf der Stelle umher zu hüpfen.
„Erst gestern hab ich eine neue Puppe bekommen, guck mal!“ Infolgedessen griff sie hinter sich und brachte eine kleine Stoffpuppe zum Vorschein.
„Ohhh, die ist aber schön. Eine hübsche Puppe für ein hübsches, kleines Mädchen.“, merkte ich erfreut an. Die Puppe hatte kleine Knopfaugen, blondes Haar, das zu zwei Zöpfen geflochten war, und trug ein blaues, knielanges Kleidchen.
„Wo hast du die denn her? Ist ja echt ein süßes Ding.“, fügte ich kindgerecht hinzu, woraufhin schnell eine stolze Antwort kam.
„Meine Mama hat sie mir geschenkt. Nur… nur…“ Schlagartig änderte sich der Gefühlszustand des Mädchens. Sie schien plötzlich sehr traurig und niedergeschlagen zu sein.

„Meine Mama ist nicht da. Ich hab sie überall gesucht.“ Eine Träne kullerte ihr Gesicht hinunter.
„Selbst hier kann ich sie nicht finden. Ich will so gerne zu ihr.“ Gerührt stieg ich die Stufen nach oben, hockte mich zu ihr auf die Treppe und streichelte tröstend ihren Kopf.
„Wir finden deine Mama ganz bestimmt. Mach dir mal keine Sorgen Kleines. Ich bin ja bei dir.“ Erst dann kam mir ein seltsamer und entrüstender Gedanke. Wenn das kleine Mädchen hier wohnte, dann… Konnte das die Möglichkeit sein? Entweder handelte es sich um eine Verwechslung, oder…
„Sag mal, wo ist denn eigentlich dein Papa?“ Daraufhin senkte das Mädchen seinen Kopf und guckte leicht verwirrt zur Seite. Verwundert sah ich sie an und wartete auf eine Antwort, doch nach kurzem Zögern folgte sie auch schon:
„Er ist bestimmt auf der Arbeit. Oder er spielt mit seinen Modelleisenbahnen rum. Das ist mir aber auch egal, ich will nur meine Mama, sonst niemanden!“ Stur fing sie an zu meckern und verschränkte ihre Arme, woraufhin ich sie aufmunternd fragte:
„Hm… und… Hast du noch mehr schöne Puppen?“ Postwendend begann sie wieder zu lächeln und strahlte mich mit ihren gläsernen Augen an.
„Jaaa, ich hab ganz viele schöne Puppen. Mit denen spiele ich immer wenn ich allein bin. Und… abends deck ich alle in meinem Bett zu und gebe jeder Puppe einen Gute-Nacht-Kuss und…“ Sie war vor lauter Heiterkeit und Erzähldrang gar nicht mehr zu stoppen.
„Ich zeig's dir einfach mal. Komm mit mir in mein Zimmer!“ Wohlgemut sprang sie auf, rannte die restlichen Stufen hinauf und verschwand hinter der linken Ecke am oberen Ende der Treppe. Neugierig und besorgt folgte ich der Kleinen, die in das Zimmer hinter der Ecke gelaufen war, doch… Es war wie verhext. Die Tür stand sperrangelweit offen, aber in dem Zimmer gab es keine Spur von ihr. Vor der Tür lag ein in zwei gerissener Zettel, auf dem ursprünglich folgende Worte zu lesen waren:
„Hier wohnt Anna“ Der Schrift nach zu urteilen, war sie noch sehr klein, als sie das geschrieben hatte.

„Hallo? Hallo! Wo bist du denn?“ Doch es ertönte keine Antwort. Das Zimmer erstreckte sich zur Rechten der Tür nach hinten. Ich durchsuchte das ganze Zimmer nach ihr, aber sie war verschwunden.
Annas Zimmer war nicht sonderlich groß. Durch das Fenster an der rechten Seite des Zimmers sah ich den Regen, der auf den Garten des Hauses niederprasselte. Das Donnern des Unwetters erzeugte zwar eine leicht bedrohliche, aber auch sehr gemütliche Atmosphäre. Auch sonst machte das Zimmer einen sehr behaglichen Eindruck auf mich. An den Wänden hingen mehrere Kinderzeichnungen von der Familie, Freunden, Wäldern… Man merkte, dass die kleine Anna ein sehr fröhliches Kind war. An der Wand gegenüber von der Tür stand ihr wohliges Bett, das gerade dazu einlud, ein Nickerchen zu halten. Dennoch war Schlafen das letzte, woran ich in diesem Moment dachte.
Puppen und Kuscheltiere lagen auf dem Bett und unterstrichen die kindliche und friedliche Atmosphäre. Neben dem Bett zur Rechten des Fensters stand ein Kleiderschrank. In der Hoffnung, dass sich das kleine Mädchen darin versteckt hatte, öffnete ich den Schrank, aber ich erblickte nichts Erfreuliches. Es war, als zeigte der Schrank eine andere Wirklichkeit, anders als die, die im restlichen Zimmer zum Ausdruck kam. Im Schrank hingen zerfetzte Kleider, blutige Handtücher, ein großes Bild einer weinenden Frau, die über tausende Menschen hinweg flog, ganz und gar nicht dem Zeichenstil eines kleinen Mädchens gleichzusetzen. Unter einem Stapel von Bildern und Fotos lag sogar ein großes Küchenmesser, das mit Blut beschmutzt war. Hatte Anna sich selbst Schaden zugefügt? Allein beim Gedanken daran drehte sich mir der Magen um. Dann untersuchte ich den Stapel nach nützlichen Hinweisen, aber ich konnte auch nicht leugnen, dass mich Annas Vergangenheit interessierte. Trotzdem kam dabei ein ungutes Gefühl in mir auf. War es wirklich ok in ihren Privatangelegenheiten herumzustöbern?
Obwohl ich die Antwort kannte, fuhr ich fort. Auf fast allen Fotos sah man mindestens ein ausgeschnittenes Gesicht, das vermutlich Andrew zuzuordnen war. Man sah, wie er sich sowohl innerlich, als auch äußerlich von der Gesellschaft abschottete, sei es bei Schulveranstaltungen, Ausflügen,... Auf den Klassenfotos wurden

sämtliche Gesichter der anderen Schüler mit einem schwarzen Stift überkritzelt.
„Mann…“ Erschüttert über den Kampf, der in Andrew innewohnte, schüttelte ich bemitleidend den Kopf. Die Fotos wirkten unheimlich und bedrohlich. Selbst auf den Klassenfotos konnte man sehen, dass er ein Außenseiter war.
Ich schloss den Schrank und wandte mich dem Schreibtisch zu, der hinter mir stand. Auf ihm lagen zwei gemalte Bilder, wieder im Zeichenstil eines Kleinkindes, die mir sofort ins Auge stachen. Das linke war gänzlich in Dunkelheit gehüllt. Am unteren Bildrand saß ein kleines Mädchen, das von dutzenden Augen angestarrt wurde. Wie auch bei den Fotos im Schrank wurde mir beim Anblick des Bildes ganz unwohl zumute. Das rechte Bild hingegen zeugte von Freude, Entspannung und Ruhe. Auf einem weißen Hintergrund sah man ein buntes Bett, in dem ein kleines Mädchen unbeschwert und lächelnd schlief. Über dem Bett sah man eine wolkenähnliche Blase, in dem man den Traum des Mädchens sehen konnte. Sie träumte davon, eine wunderschöne Prinzessin zu sein. Was aber weitaus interessanter war, war der Text, der links am Bildrand geschrieben stand. Es war nicht die Handschrift eines Kindes, sondern die eines Erwachsenen, möglicherweise sogar von meiner geliebten Anna selbst:
„Der Schlaf ist mein wertvollstes Hab und Gut. Nur in meinen Träumen kann ich frei und restlos glücklich sein. Willst du „mich“ dort besuchen? Willst du „mir“ dort zuhören? „Mich“ verstehen? Dann soll es so sein. Die Tür steht dir jederzeit offen.“
Handelte es sich hierbei um einen Hinweis?
„Träume…“, murmelte ich grübelnd vor mich hin und schaute zum Fenster hinaus. Es regnete erneut in Strömen, der Himmel war wie immer grau, nahezu schwarz. Es donnerte und blitzte, aber mir war alles andere als unwohl dabei. Es hatte etwas Mystisches und zugleich Beruhigendes.

In diesem Moment erinnerte ich mich an die schönen Filme- und Schmuseabende mit meinem Schatz. Während es draußen donnerte, lagen wir beide sicher und wohlgemut auf der Couch und genossen das gemütliche Flair unserer heimlichen Stube. Es war einfach herrlich,

zusammengekuschelt einfach nur da zu liegen, zu spüren, dass das größte Glück bei mir war, mich mit seinem Wesen verzauberte und in eine Welt entführte, in der es keinen Stress gab, in der alles zeitlos erschien und rein gar nichts dieses unbeschreibliche Gefühl beeinflussen konnte. In diesen Momenten zählten nur wir, unsere Liebe, das Gefühl geborgen zu sein und zu wissen, dass dieser Mensch dich liebte und für dich da war, egal, was auch geschah.
Hach… Ich vermisste sie so furchtbar. Einsam und verlassen stand ich in ihrem Zimmer und starrte auf den nassen Asphalt der Straße, während eine Träne mein von Wehmut beklagtes Gesicht hinabkullerte.

Als ich mich vom Fenster abwandte und meinen Blick durchs Zimmer wandern ließ, lenkte ein heller Blitz meine Aufmerksamkeit auf eine Klappe unter dem Bett.
„Hm? Was ist das denn?“ Skeptisch ging ich auf das Bett zu und schob es folgegerecht zur Seite, woraufhin ein Zugang zum Vorschein kam. Es war eine Bodenklappe, die scheinbar in ein unteres Stockwerk führte, aber aufgrund des Grundrisses musste es sich auch hierbei um einen surrealen Zugang handeln.
Skeptisch nahm ich meine Taschenlampe zur Hand und öffnete die knarzende Klappe ins Ungewisse, woraufhin sich mir eine Treppe offenbarte, die tief in den Untergrund zu führen schien.

Kapitel 25

Es war furchteinflößend still dort unten. Lediglich das Prasseln des Regens und der tosende Donner untermalten die bedrückende Stimmung, die in diesem Gemäuer herrschte. Aber ich war mir auch darüber im Klaren, dass ich mich weigern konnte, diese unheilvollen Stufen hinabzusteigen.
Doch die Eingeweide der Dunkelheit erwarteten meine Ankunft. Vorsichtig stieg ich eine Stufe nach der anderen hinab. Zunächst schien es sich um eine Art Kellertreppe zu handeln, aber nachdem ich gesehen hatte, dass die Wand aufgrund ihrer sich verändernden Struktur mehr und mehr an die Wände aus dem „anderen“ Krankenhaus erinnerten, wurde mir klar, dass dort unten mehr auf mich wartete, als ein einfaches Kellergewölbe. Mit jedem weiteren Schritt veränderte sich meine Umgebung, bis ich sah, dass sich an den Wänden plötzlich sehnenartige Blutstränge entlang rankten.
„Nicht schon wieder…“ Ich hatte bereits geahnt, dass es nicht leicht werden würde, diese Reise zu einem Ende zu bringen und dass dies auch mit Gefahren verbunden sein würde. Aber nachdem ich Annas Geständnis gelesen hatte, war ich sicher, dass meine Bemühungen nicht umsonst gewesen waren und ich meinem Ziel näher kam.
Nach vielen Metern Abstieg sah ich endlich das Ende der Treppe und machte mich auf den neuen Albtraum gefasst, der dort unten auf mich wartete.
Unten angekommen suchte ich zunächst den Raum nach Gefahren ab, aber ich hatte Glück. Die Situation schien zunächst gefahrenfrei zu sein. Neugierig betrachtete ich den Flur, der genau wie auf der Treppe gänzlich mit blutenden, sich an den Wänden entlang schürfenden Sehnen und Ranken bestückt war. Zur Rechten der Treppe, am Ende des Flurs war eine Tür, die mit allerlei Krempel blockiert war, unter anderem mit schwarzen Käfigen, Tragen aus einem Krankenhaus und einem Haufen Holz, der zum größten Teil geschwärzt war. In einem der Käfige lag sogar ein toter Vogel. Bei näherer Betrachtung konnte ich sehen, dass es sich bei dem armen Tier um eine Nachtigall handelte.

„Das arme Tier…“ Ich schüttelte den Kopf und sah das Geschöpf, das allem Anschein nach ausgeweidet wurde.
Dann wandte ich mich der nächsten Tür zu, die sich gegenüber von der Treppe befand. Es war jedes Mal eine Qual, in dieser „anderen“ Welt eine Tür zu öffnen. Ohnehin war mir diese alternative Welt ein Rätsel. Wie kam es, dass sich alles plötzlich verwandelte und solch schreckliche Formen annahm? Vieles in dieser Welt schien wie ein verstörendes Kunstwerk, das jemand geschaffen hatte, um seine starken Emotionen zum Ausdruck zu bringen. Es spiegelte zudem die Einstellung Andrews wieder, der sich in dieser Welt ja auch wohl zu fühlen schien. Könnte er wirklich für diese Albtraumwelten verantwortlich gewesen sein?
Ich wollte die Tür nicht öffnen, aber was blieb mir anderes übrig? Wenn ich wirklich mehr über die Geheimnisse der Stadt und das Mysterium um Annas Verschwinden herausfinden wollte, musste ich diese Gefahren in Kauf nehmen. Sollten mich diese Gefahren davon abbringen, die Wahrheit zu erkennen? Sollten Eindringlinge vor der Wahrheit ferngehalten werden? War das die Aufgabe dieser Kreaturen? Schon erstaunlich, dass ich wirklich soweit vordringen konnte, auch wenn ich mir so manches doch lieber erspart hätte. Mutgedrungen öffnete ich die Tür und erkundete das Innenleben des Raumes.

Überrascht, dass die neue Räumlichkeit von den Verwandlungen völlig unangetastet zu sein schien, trat ich über die Türschwelle und sah mich gewissenhaft um. Durch ein Fenster zur Rechten schien sogar Tageslicht herein, allerdings wurde mir aufgrund des Nebels der Ausblick nach draußen verwehrt. Das Zimmer war schlicht und orthodox eingerichtet. Die Wände waren mit andächtigen Bildern geschmückt, die allesamt im Stil eines Kindes gezeichnet waren. In einem Bücherregal gab es unzählige Bücher, die ausnahmslos religiös konnotiert waren, darunter kindgerechte Erzählungen aus der Bibel. Handelte es sich dort möglicherweise um ein Klassenzimmer? Die Stuhlreihen sprachen zumindest dafür. Ein Schriftstück auf einem Stuhl erregte meine Aufmerksamkeit und löste das Rätsel um das mysteriöse Klassenzimmer. Wissbegierig nahm ich den Zettel an mich, der zweifellos von einem Kind verfasst wurde:

„Heute hab ich gut mitgelehsen sagte Mrs. Parrish. Mama hat mich geholt und mit ihr gesprochen. Mama war sauer aber sie wollte mir nicht sagen warum. Sie sagte das ich das nicht verstehen würde. Ab sofort darf ich nicht mehr hingehen und ich bin traurig. Schwester Claudia hab ich so lieb gehabt. Sie erzählt immer viel über unseren lieben Gott und manchmal denk ich sie kann zaubern. Das ist schon toll. Aber ich geh jetzt nur in der Schule noch zum Religionsunterricht und der reicht aus sagt Mama."

„Hm…"Anscheinend handelte es sich um den Kirchenunterricht, der für die Kinder der Glaubensgemeinde bestimmt war. Ob diese Mutter wohl Vorbehalte hatte und ihrem Kind diese Bräuche nicht mehr zumuten wollte? Als ich darüber nachdachte, fiel mir das gemalte Bild auf der Rückseite auf. Es war das gleiche Zeichen, dass ich zuvor im Wald auf dem Gehweg gesehen hatte. Das kreisrunde Gebilde, in welchem sich drei weitere Kreise befanden, umrahmt von mehreren Schriftzeichen, von denen mich einige an die Astronomie erinnerten. Aber was hatte es eigentlich zu bedeuten? Vielleicht war es weit hergeholt, aber es könnte etwas mit der heiligen Dreifaltigkeit zu tun gehabt haben. Da mir das Symbol vor meiner Reise nie begegnet war, war anzunehmen, dass es womöglich ein Symbol des Glaubens dieser Gemeinde gewesen sein könnte.

In diesem Zimmer gab es nichts mehr zu tun, also verließ ich den friedlich anmutenden Ort und trat über die Schwelle, zurück in das bedrohliche Reich, das von Hass und Abscheu gezeichnet war. Erst jetzt fielen mir die Fußabdrücke an der Decke auf. Wie auch immer diese dahin gekommen sein mögen, ich würde es sicherlich noch erfahren. Beängstigend war es alle Mal.
Was mich in diesem Raum noch mehr beunruhigte, war der verwinkelte Grundriss des Raums. Zu meiner Rechten setzte sich der Flur hinter einer Ecke fort. Allein der Gedanke, dass jederzeit etwas hinter dieser Ecke in Erscheinung treten konnte, machte mich wahnsinnig, also hastete ich schnell zur nächsten Tür nebenan.
Hektisch öffnete ich die hölzerne Tür und betrat das Zimmer, das mir äußerst bekannt vorkam. Mit großen Augen betrachtete ich meine neue

Umgebung. Es war das Zimmer, in dem Anna mit Helen Anderson gesprochen hatte. Auf dem Videoband konnte ich die Tür sehen, über deren Schwelle ich soeben getreten war.
Gerade als ich den Raum nach nützlichen Hinweisen untersuchen wollte geschah etwas Unglaubliches. Vor meinen Augen traten auf den beiden Sesseln zwei Gestalten in Erscheinung, die sich unterhielten. Es waren auch dieses Mal Anna und Schwester Helen Anderson! Allem Anschein nach handelte es sich um eine weitere Vision eines vergangenen Gesprächs. Still und aufmerksam stand ich an der Tür und lauschte dem Gespräch, das von Mrs. Anderson eröffnet wurde:
„Anna, schön dich wieder zu sehen. Seit dem dramatischen Vorfall haben wir lange Zeit nichts von dir gehört. Wir haben uns wirklich große Sorgen gemacht. Wie geht es dir? Was machst du?“ Während Mrs. Anderson auf dem größeren Sessel saß, dessen Rücken zur Kamera gerichtet war, saß Anna auf dem anderen Sessel mit dem Rücken zu mir gerichtet. Ich näherte mich den beiden, damit ich auch Anna besser sehen konnte. Mrs. Anderson legte besorgt ihre Hand auf Annas Schoß, als Anna in betrübter Weise erwiderte:
„Ich hab mich wieder etwas gefangen, aber… Es gibt etwas, was mir große Sorgen bereitet.“ Anna richtete ihren Blick zu Boden und fuhr fort: „Ich weiß nicht, mit wem ich sonst darüber reden könnte, deswegen bin ich hergekommen. Ich… wollte mich darüber hinaus auch dafür entschuldigen, dass ich mich lange Zeit nicht gemeldet habe. Ich musste einfach mit mir selbst ins Reine kommen, ich hoffe Sie verstehen das.“ Verunsichert zuckte sie mit den Schultern, woraufhin Mrs. Anderson ihr Gewissen mit Nachsicht und Verständnis besänftigte:
„Anna, das ist völlig ok. Du brauchst dich nicht zu entschuldigen, schließlich kenne ich deine missliche Lage, mein Kind. Sag, was hast du auf dem Herzen?“ Anna erhob erleichtert ihr Gesicht und offerierte Mrs. Anderson ihr Anliegen, das indirekt sogar an mich gerichtet war.
„Ich habe einen besonderen Menschen kennen gelernt, der mich sehr glücklich macht. Nach dem Tod meines Vaters fühlte ich mich verloren und sehr einsam, aber dieser Mann… Er heißt Gordon. Er schenkt mir so viel Lebensfreude. Es ist, als ob ich einen neuen Sinn in meinem Leben gefunden hätte. Sie wissen ja, wie sehr ich mit meinem Leben hadere, aber Gordon gibt mir so viel Kraft und Lebenswillen.“

„Aber das ist doch wunderbar!“, intervenierte die Schwester.
„Warum bist du denn dann traurig?“
„Weil… Sie wissen doch, dass ich eine Lüge lebe, mein Leben lang schon. Ich belüge ihn, aus Angst ihn zu verlieren. Ich habe schreckliche Angst, dass er die Wahrheit erfahren könnte. Das… würde mir das Herz brechen.“ Annas Gesichtsausdruck zeugte von Verzweiflung und innerer Zerrissenheit. Sie hatte alles daran gesetzt, die Wahrheit vor mir zu verbergen, aber diese Ängste waren völlig unbegründet, schließlich war unsere Liebe grenzenlos. Sie tat so, als sei sie ein Monster, aber das war sie in keinerlei Hinsicht. Sie war ein Mädchen, dem aufgrund eines tragischen Schicksals ein unerträgliches Leben aufgezwungen wurde.
Mrs. Anderson versuchte Anna zu beruhigen.
„Vielleicht solltest du es ihm sagen, Anna. Du magst anatomisch ein außergewöhnliches Wesen sein, aber das ändert nichts daran, dass du ein sehr wertvoller Mensch bist. Glaubst du wirklich, dass du mit dieser Lüge leben kannst?“ Daraufhin sagte Anna etwas, was mich zum Nachdenken animierte.
„Nein! Es geht nicht. Sie können sich nicht vorstellen, wie sehr er mich verehrt, wie sehr er mein Äußeres bewundert. Wenn er wüsste, dass ich… nicht voll und ganz das bin, was ich vorgebe zu sein, dass ich nicht normal bin, sondern ein… Monster…, dann würde seine ganze Welt zusammenbrechen. Selbst wenn er sich damit abfinden würde, könnte er mir nicht mehr in die Augen sehen, ohne daran denken zu müssen, dass ich nicht seine Traumfrau sein kann, für die er mich gehalten hat. Ich würde nie wieder… das Strahlen in seinen Augen sehen, wenn er mich betrachtet. Und ich könnte nicht damit leben, dass er es weiß. Ich habe mir ein neues Leben aufgebaut, Schwester Helen und ich kann und werde nicht zulassen, dass meine Vergangenheit alles zunichte macht! Ich habe mein Glück gefunden, das Glück, nach dem ich so lange Zeit gesucht habe. Matthew hatte mir das Herz gebrochen. Das darf nicht noch einmal passieren. Das… würde ich nicht verkraften.“ Anna fing an zu weinen und ich begann zu verstehen, was in ihrem Kopf vor sich ging. Sie wollte genauso normal sein wie alle anderen Frauen dieser Welt, zumindest anatomisch. Mrs. Anderson streichelte Annas Schenkel und wartete einen Moment, bis sie etwas Wichtiges anmerkte.

„Anna, ich verstehe dich gut. Wir alle kennen die Ungerechtigkeit in dieser Welt, aber…“ Bevor sie fortfahren konnte, wurde sie von Anna wutentbrannt unterbrochen.
„Ja! Ich kenne diese Ungerechtigkeit und ich kann es nicht ertragen, dass alles immer auf mir lasten muss! Warum? Warum muss ich leiden? Was zum Teufel habe ich verbrochen, dass mir diese Bürden aufgelastet werden? Es ist so ungerecht! Und als ob das nicht genug wäre, hackt diese niederträchtige Gesellschaft zu allem Überfluss noch auf mir herum. Warum…?“ Gerade als Anna ihr Gesicht in ihren Händen versteckte, bemerkte ich eine äußerst taktlose Reaktion. Ich konnte es gar nicht fassen, aber diese Schwester setzte doch tatsächlich ein fieses Grinsen auf, das Anna nicht bemerken sollte.
„Weißt du, Anna… Die heilige Mutter begleitet dich auf deinen Wegen. Sie vergibt dir deine Selbstjustiz, für die du dich verantworten werden musst, wenn die Zeit gekommen ist, aber genauso sieht sie auch die Ungerechtigkeit, die dir widerfährt. Wenn die heilige Mutter etwas besonders schätzt und bewundert, dann ist es die Stärke eines reinen Wesens, das trotz der zahlreichen Bürden, die ihm auferlegt werden, an seinem Glauben festhält. Dein Durchhaltevermögen nährt und ehrt die Kraft, mit der unsere heilige Mutter zum richtigen Zeitpunkt für die Gerechtigkeit sorgen wird, die wir alle ersuchen. Jeder wird das bekommen, was er verdient. Deine Sünde mag ein Rückschlag gewesen sein mein Kind, die Zeit war hierfür noch nicht reif. Ich habe dir schon immer anmerken können, dass nicht nur dein Körper, sondern auch dein ganzes Wesen eine besondere Aura ausstrahlt, das sieht man vor allem daran, wie du deine Gefühle zum Ausdruck bringst. Dein Hass… Er nährt dich... Egal was auch passieren wird, verliere niemals deinen Glauben. Die heilige Mutter wacht über dich und zwar auf all deinen Wegen, mein Kind. “ Daraufhin erhob Anna ihr Gesicht und erwiderte: „Warum lässt sie das zu? Warum lässt sie all diese schrecklichen Dinge zu? Ich habe meinen Glauben nicht verloren, Schwester Helen. Es gibt keinen Tag, an dem ich nicht zu ihr bete.“ Anna schüttelte verzweifelt ihren Kopf. Wie gerne hätte ich sie in diesem Moment getröstet, aber ich konnte nicht bei ihr sein. Sie musste dort gewesen sein, als ich meine Familie in Richmond besucht hatte.

„Mein Kind, hör mir zu. Unsere Mutter ist allmächtig. Es wird der Tag kommen, an dem unsere heilige Mutter die Welt vom Bösen reinigen wird, der Tag an dem wir das Heil Gottes entgegen nehmen dürfen. Du kannst sie nicht hören. Du kannst sie auch nicht sehen mein Kind, aber gerade in Zeiten der Angst und Not ist sie bei dir. Wenn du auf dein Leben zurückblickst, dann siehst du die Spuren, die du hinter dir gelassen hast. Und sei dir gewiss, unsere heilige Mutter hat dich getragen.“ Schwester Helens Worte waren von Güte und Weisheit. Trotz ihrer mütterlichen Fürsorge erschien mir ihr Wesen suspekt.
Aber sie hatte es geschafft, Anna wieder ein Lächeln auf das Gesicht zu zaubern. Nach einer liebevollen und tröstlichen Umarmung verschwanden die beiden Gestalten im Nichts. Trotzdem war es ein beängstigendes Gefühl, in diesem Raum zu sein. Ich spürte noch immer eine eisige Kälte in der Luft.

Zur Rechten der Tür standen Bücherregale, ein Schrank und eine Kommode, auf der ein Telefon, ein Tonband und eine Liste lagen, die zehn Namen beinhaltete. Besonders auffallend war Annas Name, der an erster Stelle stand. Was hatte das zu bedeuten?
Da es für diese Frage keinen Anhaltspunkt gab, nahm ich das Tonband an mich und fuhr mit meinen Nachforschungen fort. Während ich vergeblich nach einem Kassettenrekorder suchte, fiel mir der Wandschrank in der hinteren, linken Ecke auf, der ein sonderbares Vertiefungsmuster aufwies. Neun quadratische Vertiefungen, die in drei Reihen mit je drei Vertiefungen erneut in Form eines Quadrates angeordnet waren, zierten die Fläche des Wandschranks, wobei zwei dieser Vertiefungen bereits mit Platten versehen waren. Die Platte links in der Mitte zeigte einen Käfig. Die auf der rechten Seite in der Mitte wiederum eine Hand. Auf der Ablage des Schranks in Beckenhöhe lagen ein Zettel und sieben Holzschnittplatten, von denen jede Platte eine andere Abbildung zeigte. Allem Anschein nach mussten die Platten richtig in die Vertiefungen eingesetzt werden, um einen Mechanismus auszulösen. Bei dem Zettel handelte es sich um einen Text, der die versteckten Hinweise zum Lösen des Puzzles beinhaltete.
„Muss das jetzt sein…“, grummelte ich vor mich hin und begann den Text zu lesen. Es war ein Gedicht:

„Aus versunkenen Träumen bin ich erwacht
Ich sehe das Licht der aufgehenden Sonne
Die Stimme eines Mannes hat mein Feuer entfacht
Eine Lerche vor meinem Fenster in trällernder Wonne
Doch unten im Hofe, der, der mir zu Füßen liegt
Dort steht mein Prinz in voller Pracht
Und mich sanft in meinen Träumen wiegt
Wie er mich anstrahlt und fröhlich lacht

Doch da ertönt die Stimme der Wut
Von unten kommt er schnell herbei
Sie ist des Vaters inbrünstige Glut
Mit seinem tosenden Geschrei.

Näher und lauter dringt er hervor
Er kommt herein, tobend und bieder
Angsterfüllt fliegt die Lärche in den Himmel empor
Mit einem Stock schlägt er mich nieder

So bleibt mir verwehrt die große Liebe
Krümmend schleppe ich mich hin
Aufgrund hasserfüllter Hiebe
Und hatte nur noch eins im Sinn

Zum Fenster schaute ich hinaus
Und sah viele Menschen mich betrachten
Auf der anderen Seite vor dem Haus
die insgeheim über mich wachten

Doch mein Segen, er ist verschwunden
Wird er kommen nimmermehr?
Lässt mich zurück mit meinen Wunden
Mit einem Herzen kalt und leer

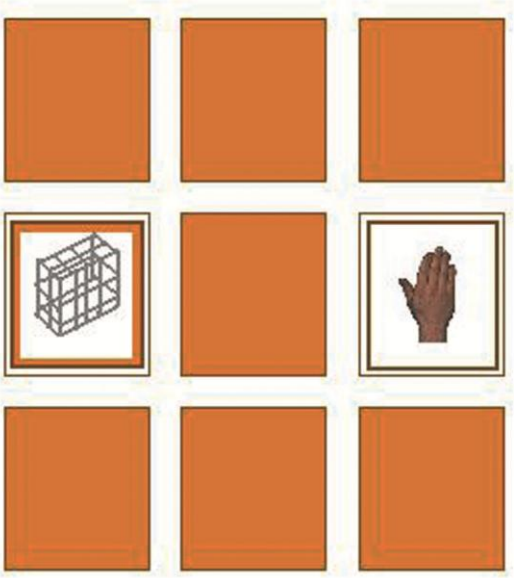
So kehre ich zurück zu meinem Schrein
Um in meinen Tränen zu ertrinken
Um erneut allein zu sein
Und in meinen Träumen zu versinken.

Lieber Gott hoch oben, lass mich nicht allein
Lasse meine Sinne schwinden
Ich will so gerne bei dir sein
Und schnell ein neues Leben finden“

Seufzend legte ich den Text zur Seite und erkannte die Assoziationen, die sich zu Annas Leben herstellen ließen. Dass sich hier alles um sie drehte, konnte natürlich kein Zufall sein. In dieser Stadt wurde ich mit all ihren Ängsten und Schmerzen konfrontiert, aber warum sollte ich ihr Leid nachempfinden? War das wirklich der beste Weg, ihre Sachlage nachvollziehen zu können? Zu diesem Zeitpunkt war mir nicht klar, warum mir diese Strapazen zur Last gelegt wurden, schließlich hatte ich Anna geliebt. Ich wollte immer nur ihr Bestes, weiter nichts. Anna sollte wunschlos glücklich sein und das hatte ich mir zu meiner Lebensaufgabe gemacht.
Nun gut, es galt, dieses Rätsel zu lösen. Was immer dabei herausspringen würde, es musste von großer Wichtigkeit sein.
Grübelnd sah ich mir die Holzplatten genau an und begann zu knobeln.

Platte 1: Auf der Platte ist ein großes Auge eingeritzt.
Platte 2: Ein vierblättriges Kleeblatt ziert die Platte.
Platte 3: Auf der Platte kann man ein erzürntes Gesicht erkennen.
Platte 4: Auf dieser Platte ist ein „E“ abgebildet.
Platte 5: Diese Holzplatte zeigt eine Musiknote.
Platte 6: Ein Engel ziert die Fläche der Platte.
Platte 7: Auf dieser Platte sieht man eine Wolke.

(Lösung des Rätsels im Anhang auf Seite 446)



Nach einigen Überlegungen kam ich letztendlich auf des Rätsels Lösung. Nachdem ich die Platten richtig eingesetzt hatte, fing der Schrank plötzlich an, sich zu bewegen, wodurch hinter ihm eine Tür zum Vorschein kam. „Simsalabim“ Erfreut über meinen Erfolg näherte ich mich der Tür, und öffnete sie.

Hinter der Tür wartete eine weitere Treppe auf mich, die etwa zehn Stufen nach oben in ein weiteres Stockwerk führte. Dort waren die Wände wieder mit Blut verschmiert, als ob diese Welt eine Mixtur verschiedener Orte und Wirklichkeiten gewesen war. Am Ende der Treppe knüpfte ein weiterer Raum an, dessen Wände mit blutenden Ranken geradezu überwuchert waren. Das Blut waberte unwirklich an den Wänden entlang, als ob es seinen eigenen Willen gehabt hätte. Ein Kronleuchter, den ich von der Treppe aus sehen konnte, war die Lichtquelle des Raums, allerdings war es mir nicht möglich, den ganzen Raum zu überblicken. Angsterfüllt stieg ich langsam und vorsichtig die Treppe hinauf, aber es war erstaunlich, wie viel Mut ich mir auf meiner Reise durch Silent Hill bereits angeeignet hatte.

Doch nur einen Moment später sollte sich meine Selbstsicherheit auf einen Schlag in Luft auflösen. Ein Monster kam hinter der Ecke zum Vorschein, lief an der Treppe vorbei und verschwand geschwind hinter der anderen Ecke.
„Oh G..Gott…“, flüsterte ich. Es war das mutierte Monster mit dem Katzenauge und den spitz nach unten zulaufenden Beinen, das mich in der verwandelten Highschool angefallen hatte. Allein der Anblick dieses Wesens und die Vorstellung, dass es mit mir in einem Raum war, ließ mir das Blut in den Adern gefrieren. Schluckend blieb ich, wie fest gefroren, auf der Stelle stehen und wartete darauf, dass es wieder zum Vorschein kam. Alles was ich sah, war der schmale Gang dieser Treppe, die in den großen Raum mündete. Die Wände verwehrten mir den Überblick über den oben angrenzenden Raum… Es war ein furchtbares Gefühl.
Ich wartete und wartete. Jede Sekunde in der ich darauf gewartet hatte, dass das Monster zurückkommen würde, war die reinste Qual. Hatte es meine Anwesenheit nicht bemerkt? Aufgrund meiner Erfahrungen war mir das Verhalten dieses Ungetüms sehr gut bekannt. In der Schule war ich bei dieser Verfolgungsjagd um Haaresbreite dem Tod entkommen. Nie würde ich den aus Panik resultierenden Schmerz in meiner Brust vergessen, der mir in diesen Momenten zuteil geworden war.
Und nun sollte eine weitere Auseinandersetzung mit dieser Bestie folgen, bei der ich vollkommen wehrlos war, schließlich trug ich keine Nahkampfwaffe und das Magazin der Pistole war immernoch leer. Ich war drauf und dran kehrt zu machen und den Raum wieder zu verlassen, doch genau dann kam es im hinteren Teil des Raumes wieder zitternd und schlürfend zum Vorschein.
„Bitte…“ Ich zitterte wie Espenlaub. Wie sollte es nun weiter gehen? Ich war völlig chancenlos und stand mittelos am unteren Ende dieser Treppe. Das Licht des Kronleuchters spiegelte sich in den metallischen Beinen der widerwärtigen Kreatur. Doch dann kam alles wie von selbst. Das Monster blieb ad hoc auf der Stelle stehen und starrte in meine Richtung. Auch dieses Exemplar war an die zwei Meter groß. Wieder trug es diese blutverschmierten Bandagen am Becken, bewegte sich auf seinen kegelförmigen Beinen fort und ließ seinen sackförmigen Keulenarm vor und zurückpendeln. Doch genau wie bei der ersten

Begegnung war es insbesondere der Kopf der mich über alle Maßen hinaus erschaudern ließ. Der Knochen, der seinen Hals durchstieß, ein Auge, das an eine Katze erinnerte, während das andere zugenäht war. Fast die Hälfte seines Gesichts fehlte. Und dieses widerwärtige Zucken am ganzen Körper. Es war ein weiteres Exemplar dieser Gattung.

Paralysiert musterte ich die Missgeburt von Kopf bis Fuß und wartete darauf, dass das Monster den ersten Schritt machte. Ob es mit seinen entstellten Beinen wohl diese Treppe hinunter steigen konnte? Es stand nur so da und starrte mich an, keifend und stöhnend. Und je länger ich es ansah, desto schwieriger fiel es mir meinen Blick von dem Monster abzuwenden. Das Auge des Ungetüms fesselte geradezu meinen Blick und ließ mich ihn nicht abwenden, was war das nur? War das Monster etwa imstande, mich an Ort und Stelle zu binden? Mein Kopf… Er fing an, unaufhörlich zu hämmern, mein Schädel dröhnte wie verrückt, sodass mir richtig schwindelig wurde. Schmerzerfüllt fasste ich mit meinen Händen an meinen Kopf und verzog schreiend das Gesicht. Die Farben des Raumes verschwammen ineinander, lediglich die Konturen der Kreatur waren noch zu erkennen. Letztendlich wurde mein Kreislauf so schwach, dass ich auf die Knie fiel und schwer atmen musste. Den Blick konnte ich immernoch nicht von der Bestie nehmen. „Lass…. mich in RUHE! AAARRGH“ Selbst hören konnte ich kaum noch, als seien meine Ohren zugefallen. Zu meiner Enttäuschung war das Monster in der Lage die Treppen hinunter zu balancieren und mich weiterhin mit seinem durchdringenden Blick seines Katzenauges zu fesseln. Es war jedoch, als näherte es sich mir in Zeitlupe. Es war wie ein Ereignis, das jenseits von Raum und Zeit stattfand. Plötzlich… Es war grausam! Ich… Ich konnte plötzlich mit den Augen des Monsters sehen. Ich sah mich selbst, wie ich vor dieser Treppe kniete und… Mein Gott… Letztendlich zu Boden fiel. Mein Kopf schlug auf der untersten Treppenstufe auf und blutete. War ich etwa tot? Nie werde ich diesen grauenhaften Moment vergessen. Mit den Augen des Monsters sah ich, wie es kreischend die Treppe hinunterstürzte, auf meinen Körper zu rannte und mich dann zerfetzte.

Kapitel 26

Als ich auf den Stufen der Treppe erwachte, schien alles wieder normal zu sein, sogar das Monster war verschwunden. Schweiß gebadet vor Angst rieb ich mir die Augen und kauerte mich in der Ecke neben der Tür zusammen. Stotternd gab ich unverständliche Laute von mir und versuchte, mich von dem entsetzlichen Schock zu erholen. „N…d..nein… b…“ Ich zitterte am ganzen Körper. Was genau war in diesem Moment vorgefallen? War es ein epileptischer Anfall? Eine Halluzination, hervorgerufen durch einen Nervenzusammenbruch?
Es dauerte einen Moment bis ich mich gefangen hatte. Immer wenn ich dachte, dass mich nichts mehr aus der Fassung bringen könnte, geschah genau das Gegenteil. Wann war dieser Wahnsinn endlich vorbei? Wann? Es dauerte eine ganze Weile, bis ich den Mut fassen konnte, um meinen Weg fortzusetzen. Mühselig raffte ich mich auf und klopfte den Dreck von meinen Beinen. Ich lehnte noch einen kurzen Moment an der Wand und atmete tief ein und aus, um meinen Kreislauf zu stabilisieren. Ich schien nie auf die Gefahren dieser Stadt vorbereitet zu sein. Wie lange sollte ich das noch durchstehen müssen? Schwermütig stieg ich die Treppen hinauf und hielt Ausschau nach dem umherschlürfenden Monster, doch zu meiner Überraschung war es tatsächlich nicht mehr da. Aber ich konnte mir das unmöglich nur eingebildet haben. Auch das hatte etwas zu bedeuten und… ich malte mir die schlimmsten Dinge aus. Nun ja, zumindest war es verschwunden und das genügte mir in diesem Moment. Erneut kam ich mit einem blauen Auge davon. Es war lange her, seit ich Gebrauch von einer Waffe machen musste. Und das war auch gut so.

Ich setzte meinen Weg fort und beobachtete den Raum, der mit Ausnahme dieser schauderhaften Begegnung relativ uninteressant war. Darüber hinaus konnte ich es kaum erwarten, ihn auf schnellstem Wege zu verlassen. Die Tür auf der rechten Seite des großen Raums war mein nächstes Ziel. Völlig verängstigt und beraubt meines Mutes näherte ich mich der Tür und war in Gedanken noch immer bei dieser schrecklichen

Szenerie, die sich kurz zuvor abgespielt hatte. Womöglich hatte diese Kreatur auch das Weite gesucht. Vielleicht war dieses Wesen hinter dieser Tür verschwunden.
Es gab wie immer nur einen Weg, dies herauszufinden. Wachsam öffnete ich die Tür und nahm das Interieur des neuen Raumes in Augenschein. Dieser Raum war kleiner als der vorige. Was ihn jedoch am meisten von dem anderen unterschied, war sein Zustand: Er war normal. Sowohl der saubere Parkettboden, als auch der prunkvolle Kronleuchter zeugten davon, dass die Inhaber dieses Gebäudes wohlhabend sein mussten. Es schien allerdings nur ein Teil des Gebäudes zu sein, da die Räume an diesem Ort nicht zusammenpassten, sondern vielmehr willkürlich aneinandergereiht zu sein. Ob sie letztendlich wirklich keinen Bezug zueinander hatten, konnte ich noch nicht beurteilen. In dieser Albtraumwelt herrschte nur noch das Chaos. Ein Altar zierte die gegenüberliegende Wand des Raumes, während zwei Türen auf der rechten und linken Seite in benachbarte Räume führten. An der Wand hingen drei interessante Gemälde nebeneinander, von denen jedes eine andere Aussage vermittelte. Während man auf dem linken Kunstwerk einen Engel sehen konnte, der lächelnd über einen großflächigen Brand flog, sah man auf dem rechten Gemälde eine alte, kniende Frau auf einer großen Wiese, die ihre Hände zusammenfaltete und ihren Blick gen Himmel richtete. Vor der alten Frau stand eine erloschene Kerze und die Blumenwiese hinter ihr war geradezu mit verwelkten Blumen überwuchert. Diese Frau… Sie machte den Eindruck, als ob sie nie aufgehört hatte, ihre Worte dem Herrn oder… „der heiligen Mutter“ zu offenbaren und ihm/ihr zu dienen.
Unter dem Gemälde hing ein Zettel an der Wand, auf dem ein Gedicht niedergeschrieben war:

„Ich möchte wachsen durch die Liebe,
suchen durch die Sehnsucht,
sehen durch das Heil Gottes...
Oder werde ich wachsen durch das Leid?
Schreien vor Schmerz, weinen aus Trauer, zittern vor Angst?
Werde ich es überwinden durch die Liebe in mir?
Hoffnung verweilt zugegen. Bis in mein Grab nehme ich sie mit.

Den Schmerz überweilend, stirbt sie zuletzt.
So werde ich am Ende sagen können.
„Ich habe das Glück mit allen Sinnen erfahren. Ich habe gelebt."

„Hoffnung…", murmelte ich vor mich hin.
„Glauben ist lediglich eine Zuflucht aus der Wirklichkeit…" Ob das Gedicht in erster Linie an mich gerichtet war, wusste ich nicht, aber ich nahm es an. Was konnte ich in dieser Welt überhaupt noch glauben? Durfte ich an einen guten Ausgang glauben? Je mehr ich mich an meine Hoffnungen klammerte, desto fataler konnte ein Rückfall sein, aber gerade der Glaube hielt mich bei Kräften, auch wenn es kein Glaube an Gott war. Es konnte nicht alles umsonst gewesen sein. Ich wollte nicht ruhen, ehe ich nicht mit meiner geliebten Anna gesprochen hatte, schließlich wollte ich ihr noch so vieles sagen. Ich wollte ihr so gern sagen, dass nach wie vor nichts meine Liebe zu ihr beeinträchtigen könnte. Wie gern wollte ich sie noch einmal in den Arm nehmen und küssen.
Glaube… Ist Glaube bloß ein Vorwand, die eigene Unwissenheit zu erklären? Ein Instrument, um das Leid auf der Welt im Zaum zu halten? Oder gar ein Mittel zur Unterdrückung der Menschheit? Eben diese Unsicherheit veranlasste mich dazu, an das zu glauben, was man mit bloßem Auge sehen oder nachweisen konnte. Was, wenn selbst diese Tugend dazu missbraucht wurde, die Menschheit zu unterwerfen? Der Glaube hatte positiven Einfluss auf unsere Gesellschaftsstruktur, keine Frage, aber das was hinter der Aufrechterhaltung dieser Tugend steckte, war mir schon lange zuwider. In diesem Moment glaubte ich an eine unsterbliche Liebe, die zwei Menschen am Leben erhalten sollte, eine Liebe, die bis in alle Zeit unsere Glückseligkeit wahren sollte. Aber wenn ich noch nicht einmal daran glauben konnte, dann gab es nichts, was meinen Willensgeist am Leben erhielt.
„Anna…" Immer und immer wieder wiederholte ich ihren Namen. Nein, ich durfte meinen Glauben und meine Hoffnung nicht verlieren. Zudem war das nicht der richtige Zeitpunkt, um in Selbstmitleid zu ertrinken.

Das Gemälde mittig über dem Altar zeigte eine scheinbar tote Frau inmitten einer Menschenmenge. Auffallend war, dass sich keiner dieser

Menschen um diese tote Frau scherte und einige sogar über sie hinweg gestiegen waren. „Opfer der Gesellschaft“ lautete der Name des Kunstwerks. Die Aussage des Bildes war unverkennbar.
Als ich meinen Blick abwenden wollte, wanderte er erneut über den Altar, der in der Mitte stand. Besonders auffällig war der Kelch aus schwarzem Gesteinsglas, der mit weißem Pulver gefüllt war. Neugierig häufte ich ein Häubchen der Substanz auf meinen Finger und roch daran. Zu meiner Enttäuschung konnte ich den Geruch nicht zuordnen, aber es könnte die PTV Droge gewesen sein, die in Silent Hill die große Runde gemacht hatte.
Aufgrund des dimensionübergreifenden Chaos, das in diesen Gemäuern vorherrschte, konnte ich nicht mit Sicherheit sagen, ob es sich um einen Raum aus der Kirche handelte, in der Anna ihre neuen „Freunde“ kennengelernt hatte. Trotzdem war anzunehmen, dass dieser Kult eindeutig mit der Droge in Verbindung stand.

Nachdem ich mich in diesem kleinen Vorraum umgesehen hatte, nahm ich mir die Tür zur Rechten des Altars vor und betrat das neue Zimmer, das vollständig abgedunkelt war. Nachdem ich meine Taschenlampe eingeschaltet hatte, traf mich der Schlag! Der Schritt über die Türschwelle führte mich unmittelbar in ein großes Klassenzimmer, das den Klassenzimmern aus der Matheson Highschool sehr ähnlich sah. Wo zum Teufel war ich? Hatte ich mich vielleicht geirrt und ich war doch wieder in der Matheson Highschool? War dieser Ort das Ziel meiner Reise?
Da der Lichtschalter beschädigt war, leuchtete ich mit meiner Taschenlampe wachsam und gründlich das Zimmer ab, bis mir eine große, merkwürdige Säule in der Mitte des Raumes auffiel. „Oh Gott“ Angewidert hielt ich meine andere Hand an meinen Mund und starrte die entsetzliche Säule an, die aus Leichen zusammengesetzt war und bis zur Decke empor ragte. Selbst an der Decke des Raumes hingen unzählige leblose einzementierte Leichen, die den Raum in einen höllengleichen verwandelten. Im Kontrast zu dieser bestialischen „Kunst“ schien der Rest des Raumes im normalen Zustand zu sein. Tische und Stühle waren im Kreis um die Säule angeordnet. An der Tafel waren zahlreiche Augen aufgemalt, die mich allesamt anzustarren schienen. Musste ich wirklich

dort hinein? Mein ganzer Körper wehrte sich dagegen, aber was wenn dort ein wichtiger Hinweis auf mich wartete? Eine Information auszulassen durfte ich nicht in Kauf nehmen, also biss ich in den sauren Apfel und betrat das düstere Zimmer.
Langsam und leise tappte ich durch das dunkle Klassenzimmer und beobachtete dabei jeden einzelnen Winkel des Raums. Selbst auf den Tischen wurden diese grässlichen Augen eingeritzt, die mir unaufhörlich das Gefühl vermittelten, beobachtet zu werden. Einmal hatte ich sogar das Gefühl, dass eines dieser gruseligen Augen zwinkerte. Auch wenn es keine echten Augen waren, so hatte ich dennoch das Gefühl, dass sie jeden meiner Schritte verfolgten.
Als ich die Taschenlampe auf das Lehrerpult richtete, stach mir ein Schlüssel ins Auge. Neben dem braunen Schlüssel lag eine Nachricht, die möglicherweise einen wichtigen Hinweis beinhaltete. Aufgrund der unvorteilhaften Lichtverhältnisse beschloss ich die Nachricht außerhalb des Raums zu lesen. Durch die Fenster auf der linken Seite des Raums sah ich den Nebel, der in der Dunkelheit an den Fenstern vorbeistreifte. Während man in dem Kirchenklassenzimmer noch das Tageslicht genießen konnte, herrschte dort im Klassenzimmer die finstere Nacht. Auch das war ein Zeichen dafür, dass dieser Ort keinem festen Raum-Zeit-Gefüge zugeordnet werden konnte. Egal wo ich mich auch befand, ich spürte, dass ich dem Ziel meiner Reise sehr nahe gekommen war. Entschlossen packte ich den braunen Schlüssel in meine Jackentasche und verließ das Zimmer auf schnellstem Wege. Erleichtert schlug ich die Tür hinter mir zu und ließ das entsetzliche, abstrakte „Kunstwerk“ zurück, dass sich dort bis zur Decke auftürmte und mich in Angst und Schrecken versetzt hatte. Anders als dort konnte ich im Vorraum die Nachricht in Ruhe lesen:

„Im Laufe meiner Jugend hinterfragte ich mehr und mehr den Sinn der schulischen Bildung. Das große Dilemma der Schule ist, dass sie zu viel Wert auf fachspezifisches Wissen legte. Zu oft fragte ich mich: „Warum bin ich hier? Was lerne ich hier?“ Ich habe gelernt, dass das Leben heimtückisch ist und die Träume eines Kindes zunichte machen kann. Schmerzlich musste ich erfahren, dass das Leben Leid und unsägliches Elend für mich bereithält. Ich sehe wie grausam und rücksichtslos die

Menschen miteinander umgehen. Ich sehe, wie jeder auf seinen eigenen Vorteil bedacht ist und wir alle letztendlich nur Tiere sind, die ihren verkommenen Instinkten folgen. Was ich in der Schule gelernt habe? Ich habe gelernt, dass man einen gutmütigen Menschen so lange quälen und terrorisieren kann, bis er seinen liebevollen Charakter verliert und sich in einen verbitterten, Neid- und hasserfüllten Menschen verwandelt, ja, das habe ich gelernt! So hat die Schule in meinen Augen ihre Aufgabe bei weitem verfehlt! Aber ich kann nicht länger mit ansehen, wie diese Ausbeutung in unserer Welt die Oberhand gewinnt. So lade ich euch alle herzlich ein, in meinen ganz persönlichen Albtraum. In dieser Welt lehre ICH! Ich werde euch zeigen, was es heißt in Leid zu ertrinken. Ich werde euch lehren, was es heißt, die Gesetze Gottes zum Gespött zu machen. Ihr alle werdet das ernten, was ihr heraufbeschworen habt. Heilige Mutter, ich ersuche dich, bitte erlöse uns! Erlöse diese Welt, die in Schande vor sich hinvegetiert. Bitte erhöre meine Gebete, unsere Gebete. So lange warten wir schon auf deine Ankunft."

„Nein, nein, nein…" Verständnislos schüttelte ich den Kopf. Wie Hass und Schicksal einen Menschen derart verändern konnten. Es widerstrebte mir daran zu denken, dass Anna diese Worte verfasst hatte, zumal ich Anna stets als herzensguten Menschen erlebt hatte. Aber tief in ihr nagten noch immer die Wunden aus ihrer Vergangenheit, die hin und wieder an die Oberfläche drangen. Sie hatte eine schreckliche Zeit durchlebt und ich konnte verstehen, dass ihr Weg von Vergeltung und Gnadenlosigkeit geebnet war, schließlich war ihr nach dem Tod ihrer Mutter keine Liebe mehr widerfahren. Und so wurde aus einer farbenfrohen Blume… grauer Asphalt. Oh Anna… Ich wollte so gerne für dich da sein und deine Schmerzen lindern. Ich wollte dir alles Glück dieser Welt schenken, dir die schönen Seiten des Lebens zeigen und dir all meine Liebe zukommen lassen, die du in deiner Vergangenheit nie erfahren durftest. Sie war so zerbrechlich, sensibel… Es hatte mich so glücklich gemacht, wenn ich ihr etwas Gutes tun konnte. Es war schön mitanzusehen, wie ihr lebensfrohes Wesen mehr und mehr zum Vorschein kam. Sie war auf dem besten Weg, wieder ein glücklicher Mensch zu werden und dann sollte es einfach so vorbei sein? Nein, das wollte ich einfach nicht zulassen. Es musste einen Weg geben, sie zu

retten. Es war nicht nur mein Lebenswille, der mich stark genug machte um weiterzukämpfen, sondern auch meine Liebe zu Anna. Niemals konnte ich nur im Geringsten daran denken, die Flucht zu ergreifen, auch wenn die Situation noch so aussichtslos gewesen war. Was war mein Leben schon ohne sie? Mein Leben lang hätte ich mir Vorwürfe gemacht und mir die Frage gestellt, ob ich sie vielleicht nicht doch hätte retten können, ob ich nicht doch wieder mit ihr gemeinsam hätte glücklich werden können. Es gab diese eine Chance! Demnach gab es für mich nie eine andere Option, als diese Chance beim Schopf zu packen und nach ihr zu suchen.
Folgegerecht ließ ich den Zettel fallen und begab mich zu der anderen Tür, die auf der linken Seite des Altars darauf wartete geöffnet zu werden.
Sie führte mich in ein kleines Gemach. Das Zimmer war vom Stil her recht bescheiden, genügsam und zugleich sehr gemütlich eingerichtet. Zur Linken der Tür stand ein Bett, das bis an die gegenüberliegende Wand reichte.
Dort stand ein Schreibtisch, auf dem eine ländliche Laterne das Zimmer in ein warmes, einladendes Ambiente tauchte. Ein schmales Bücherregal und ein Kleiderschrank verdeckten die rechte Wand des Zimmers.
Erleichtert ging ich zu dem Schreibtisch, auf dem ein interessantes Fundstück lag. Es war ein Buch, aus dem viele Seiten herausgerissen waren. Anhand der letzten Seiten die noch vorhanden waren, registrierte ich schnell, dass es sich um das Buch eines guten Freundes handelte, der mich persönlich zwar nicht kannte, aber der mir mit seinem Wissen stets gute Dienste geleistet hatte. Es waren die Aufzeichnungen von Martin Sein, der in diesem verbleibenden Eintrag seine Forschungen beendet hatte, zumindest waren es die letzten Einträge dieses Tagebuchs.
Gespannt wie ein Flitzebogen las ich den letzten Teil von Martin Seins Forschungsbericht:

„2. Dezember
Meine letzten Nächte waren schlaflos und von verwirrenden Gedanken geplagt. Furchtbare Träume haben mich heimgesucht und meine Neugier ist noch immer nicht befriedigt. Diese Unsicherheit quält mich bis ins Mark. Fragen schossen mir kontinuierlich durch den Kopf. „Was geht

dort wirklich vor sich?“ Ich konnte mich nicht einfach mit Spekulationen zufrieden geben, also hat meine grenzenlose Neugierde letztendlich doch gesiegt. Ich steckte bereits zu tief in dieser mysteriösen Geschichte, als dass es einen Weg zurückgegeben hätte.
Lange Rede, kurzer Sinn: Trotz der drohenden Gefahr bin ich zur Kirche zurückgefahren. Es gab zu viele Fragen, die noch beantwortet werden mussten. Da ich bei meinem letzten Besuch in der Kirche sehr gastfreundlich empfangen wurde, verließ ich mich auf meinen Optimismus und stattete der zwielichtigen Institution einen weiteren Besuch ab. Doch wie erwartet wurden mir statt einladender Gesten skeptische Blicke zugeworfen, woraufhin ich sofort die Flucht hätte ergreifen sollen. Mein Wissensdrang war einfach zu gewaltig, als dass ich meine Forschungen unvollständig zu den Akten hätte legen können. Wenn mir jemand Auskunft geben konnte, dann war es dieser Vincent, der mich unwissend stark bei meinen Nachforschungen unterstützt hatte. Sozusagen kam mir sein prahlendes Gehabe sehr zugute. Allerdings war er nirgends aufzufinden, weder in der Bibliothek, noch in der Kapelle. Konsequent fragte ich eine Frau in der Bibliothek nach seinem Verbleiben.
Die junge Frau machte einen sehr ausgeglichenen und bedachten Eindruck auf mich. Ihr Name war Claudia, Claudia Wolf. Irgendetwas faszinierte mich an ihr. Vielleicht war es ihre edle, blasse Haut und ihr seidenglattes, nahezu weißes Haar. Vielleicht aber auch ihre engelsgleiche Stimme, mit der sie mich in ihrer besänftigenden Weise verzauberte. Sie meinte, dass Vincent nicht vor Ort sei und fragte mich, ob sie mir nicht stattdessen weiterhelfen könnte. Erfreut über ihr Angebot setzte ich mich zu ihr und belog sie mit dem gleichen Schmarn, den ich bereits Vincent aufgetischt hatte, schließlich lag mir sehr viel daran, etwas über den Kult und seine Bräuche in Erfahrung zu bringen. So kam es, dass sie mir in ihrer sanften, aber auch forschen Weise eine Menge über die Kirchengemeinde und ihren Glauben erzählte. Es hatte sogar den Anschein, als wollte sie mich von ihrer Glaubensrichtung überzeugen.
Diese Dahlia Gillspie… Sie muss tatsächlich versucht haben, ihr eigenes Kind zu opfern, von dem sie glaubte, es habe übernatürliche Kräfte, hervorgerufen durch dunkle Magie. Erschreckend… Konnte man eine

solche Geschichte tatsächlich glauben oder handelte es sich hierbei auch lediglich um eine Art Legende? Grundlage dieser schrecklichen Opfergabe soll die Geburt eines Gottes mit dem Namen Samael gewesen sein. Wegen eines unkontrollierbaren Feuers konnte die Zeremonie jedoch nicht planmäßig durchgeführt werden. Gerüchten zufolge soll das Mädchen danach sogar jahrelang in einem Krankenhauskeller festgehalten worden sein. Entsetzlich… Dieses Kind muss ein unvorstellbar schreckliches Leben geführt haben.
Darüber hinaus erzählt man sich, dass die gottgegebenen Kräfte des Mädchens eine spirituelle Welt geschaffen hätten, in der sich ihre Albträume manifestierten und zur Wirklichkeit wurden. Silent Hill sei nicht nur geprägt durch seine Vergangenheit, sondern auch ein Kunstwerk, das jeder seiner Bewohner mitgestalten könne, abhängig von den eigenen Erfahrungen und Erlebnissen. Doch die junge Frau Wolf scheint auch darin eine göttliche Vorhersehung zu erkennen. Für sie ist es tatsächlich mehr als nur eine Geschichte. Nach diesen schrecklichen Ereignissen ist auch sie fest davon überzeugt, dass Gott auf Erden weilte und erweckt werden müsse. Die heilige Mutter sei allgegenwärtig, aber ihre fleischgewordene Gestalt müsse vorerst zum Leben erweckt werden. Nachdem ich das gehört hatte, war mir bewusst, dass ich es mit Fanatikern zu tun hatte, die selbst über Leichen gingen, um ihre Rituale am Leben zu erhalten. Was hat diese Frau dazu veranlasst mir das zu erzählen? Aber wesentlich beängstigender waren ihre Worte:
„Sehen Sie sich vor! Das Leben nimmt erstaunliche Wendungen und Formen an. Gott ist hier… Sie wird uns erlösen von dem Unheil… und ich sehe, dass auch Sie einen großen Teil dazu beitragen werden. Sie sind ein Teil des Ganzen. Lernen und sehen Sie und Gott wird sie erhören.“ Konfus nickte ich ihr zu und versuchte mir nichts anmerken zu lassen. Ich soll ein Teil des Ganzen sein? Ich weiß nicht, zu was diese Gemeinde imstande ist, aber ich habe große Angst vor dem, was passieren könnte.
Als ich das Zimmer verließ, begegnete ich einem Priester und fünf weiteren Kultmitgliedern, die mich auf dem Flur übertrieben freundlich begrüßten. Als ich dann sah, wie sie sich mit Schwester Claudia unterhielten, stieg meine Panik ins Unermessliche. Würde sie mich verraten? Würde sie meine Tarnung auffliegen lassen? Gerade als ich

recht hurtig das Gebäude verlassen wollte, sah ich ihn wieder. Es war der Mann mit den langen Haaren, der auf einem Stuhl saß und unbeschwert ein Buch las. Ist er etwa hinter mir her? Wer zum Teufel ist dieser Kerl? Wenn ich meine eigene Haut retten will, muss ich aussteigen, jetzt und gleich. Jasper und Bobby müssen unbedingt erfahren, was ich über die Machenschaften dieses Kults in Erfahrung bringen konnte.
Ich bin stolz auf das, was ich geleistet habe, aber ich habe Angst, dass mir mein Forscherdrang letzten Endes doch noch zum Verhängnis werden könnte. Wer weiß, sollte mir wirklich etwas zustoßen, dann könnten meine Schriften womöglich noch von Nutzen sein.

Martin Sein“

Gerade bei diesen letzten Worten hatte ich wirklich das Gefühl, das Martin Sein mich persönlich angesprochen hatte und geistig bei mir war. Ich wollte diesen Martin Sein besuchen und eine interessante Unterhaltung mit ihm führen. Wir hatten uns beide sicher eine Menge zu erzählen. In Anbetracht der Tatsache, dass die Seiten seines Tagebuchs in der Welt von Silent Hill verstreut waren, musste ich jedoch davon ausgehen, dass ihm tatsächlich etwas zugestoßen sein könnte.
Getroffen schlug ich das Buch zu und setzte meine Suche nach Hinweisen beim Bücherregal fort. Der Literatur nach zu urteilen gehörte dieses Zimmer einem recht frommen Mann, der hin und wieder auch gern einen Fantasy-Roman las. Weitaus mehr interessierte mich allerdings ein Umschlag, der unter einigen Büchern herausragte. Neugierig öffnete ich den Umschlag und erblickte eine Geburtsurkunde: „Anna Mitchel“ In den Augen ihrer Mutter war Anna immer dazu bestimmt das Leben einer Frau zu führen. Ich konnte mir gut vorstellen, dass Annas Vater mit dieser Entscheidung nicht wirklich einverstanden war. Vielleicht hatte er sich immer einen Sohn gewünscht. Nach dem Tod der Mutter hatte er seinen Willen letztendlich doch noch durchsetzen können, ohne dabei Rücksicht auf sein eigenes Kind zu nehmen.
Anna hatte viele Jahre ihres Lebens verloren, aber diese Zeit hatte sie zu dem Menschen gemacht, der sie nun war. Sie war ein liebevoller und

selbstloser Mensch, aber der Preis dafür war alles andere als gerecht. Mein Schatz, ich verstehe es, alles! Ich war der festen Überzeugung, dass ich sie retten konnte. Wenn sie nicht aufgeben sollte, dann durfte ich es ebenso wenig.

Ich widmete mich dem Inneren des Kleiderschranks zu, der unmittelbar neben dem Bücherregal stand. Unter diversen Roben an Kleiderbügeln stach mir auf dem Boden des Schranks ein kleines Päckchen ins Auge, das mich mit unbeschreiblichen Glücksgefühlen überhäufte. „MUNITION!“ Es war so lange her, seit die Pistole zum Einsatz gekommen war. Wie ein kleines Kind im Spielwarenladen hielt ich die Schachtel strahlend vor mein Gesicht und konnte mein Glück kaum fassen. Endlich konnte ich meine Feinde auch wieder aus der Distanz angreifen. Erleichtert über diesen pragmatischen Fund lud ich sofort meine „44er“ nach und packte die anderen Kugeln in mein Gepäck. Anschließend richtete ich meine neugierigen Blicke wieder in den Schrank, wo sich unter anderem zwei weiße Kopfbedeckungen auf der oberen Ablage befanden, deren Stil mich erschreckenderweise an die Kleidung des Ku-Klux-Klans erinnerte. Auf der Frontseite des Kopfteils war ein großes Kreuz aufgemalt. Der Anblick brachte ein mulmiges Gefühl in mir hervor, weswegen ich meinen Blick folgegerecht abwendete und nach weiteren brauchbaren Utensilien suchte. Als ich auf dem Boden des Schranks ein älteres Tonbandgerät entdeckte, fiel mir sofort die Kassette ein, die ich im Besprechungszimmer von Mrs. Anderson gefunden hatte. „So fügt sich zusammen, was zusammen gehört.“, sprach ich und schloss das Gerät am Stromnetz beim Schreibtisch an. Nachdem ich es mir auf dem Stuhl bequem gemacht hatte, schob ich die Kassette in das Tonbandgerät und hoffte, dass es noch intakt war. Gespannt, welche weiteren Hinweise und Informationen sich darauf verbargen, horchte ich der Aufnahme eines Gesprächs, von dem mir die Gesprächsteilnehmer zunächst unbekannt waren:

„Dann… sehen Sie in ihr tatsächlich eine potentielle Trägerin?“, ertönte eine männliche Stimme, die aufgeregt und positiv überrascht klang. „Nun, dank Ihrem Vertrauen uns gegenüber kennen wir sie bereits seit

ihrer Geburt. Da sie uns gemeinsam regelmäßig besuchen und sie übrigens – nach wie vor – stets aufmerksam unseren kleinen Lesungen folgt, fällt es uns deutlich leichter, sie richtig einschätzen zu können und einen Wert für sie zu ermitteln. Auch in den Aura-Sitzungen hat sie uns davon überzeugt, dass sie die Energie in sich trägt, von der auch im heiligen Kodex die Rede ist. Haben sie das Buch „Zwielicht der Konkupiszenz“ denn nun eigentlich zu Ende gelesen?“
Es war unverkennbar die Stimme von Mrs. Anderson. Bei wem es sich um ihren Gesprächspartner handelte, war mir allerdings unklar. Die Worte der beiden ließen darauf schließen, dass es sich bei diesem Mann um einen Anhänger des Ordens handelte. Dass Mrs. Anderson ihren Mitgliedern und Anhängern auch als Seelsorge mit Rat und Tat zur Seite stand, war mir bereits bekannt. Auf die Frage der Schwester antwortete der Mann leicht beschämt und zögerlich:
„Bald verehrte Schwester, es… dauert nicht mehr lange, ehrlich!“
„Es wäre schon hilfreich, wenn sie sich mit der Materie vertraut machen würden, schließlich interessiert es Sie doch sicher auch, welches bedeutsame Schicksal in unseren Händen liegt. Wir können… Nein, wir müssen an einem Strang ziehen, wenn wir ihr den Weg ebnen möchten, im Dienste Gottes. Ihnen ist doch sicherlich bewusst, dass dies die Chance sein könnte, auf die wir schon so viele Jahre warten!“, betonte sie und redete nachdrücklich auf ihn ein. Der Mann schien sich darüber im Klaren zu sein, wovon sie sprach, allerdings machte er keinen sonderlich euphorischen Eindruck.
„Ja, Mrs. Anderson. Natürlich bin ich auch ein wenig stolz, dass sie einen entscheidenden Beitrag zur Erlösung leisten könnte. Es ist nur… Sie wissen, dass es mir nie leicht fiel, mich mit den Umständen abzufinden, die ihre… Eigenart betrifft, Sie wissen schon was ich meine. Ich rede nicht gern darüber.“ Daraufhin entgegnete Schwester Helen Anderson verständnisvoll:
„Ich weiß, wovon Sie sprechen. Ein immer wiederkehrendes, leidiges Thema, nicht wahr? Aber auch das gehört zu ihrem Schicksal dazu, egal in welche Richtung sie letztendlich gehen wird. Auch das haben Sie zum großen Teil in der Hand. Abgesehen davon ist es der ideale Nährboden. Sie ist die geborene Märtyrerin!“

„Ja…“, antwortete er weiterhin zögerlich und auffallend unzufrieden, woraufhin eine kurze Pause folgte, in der sich beide anschwiegen. Einen Moment später fügte die Schwester noch etwas Interessantes hinzu:
„Außerdem… wird auch Ihre Beziehung zu ihr nicht unvorteilhaft sein. Es stärkt ihren Inkohärenzwert.“
„Das ist das geringste Problem.“, versicherte er ihr selbstsicher. Danach sprach sie ein anderes, scheinbar prekäres Thema an, das ihn verunsicherte und bekümmerte:
„Wie geht es Ihrer Frau?“ Es dauerte einen Moment, bis er sich zu einer Antwort durchringen konnte:
„Es… geht ihr gut. Sie… gibt mir Kraft.“ Seine Antwort gab ihr wohl Anlass zum Zweifel:
„Noch genauso wie früher? Als Sie… noch ein glückliches Paar in Zweisamkeit waren?“ Ich fand es unangemessen, wie sie sich in seine Ehe einmischte, als ob sie ihn beeinflussen wollte.
„Nun ja, ich weiß es nicht. Die beiden verbringen viel Zeit miteinander. Viel Zeit...“ Es war unverkennbar, wie sehr ihn das Thema belastete. Auch die Schwester schien sich dieser Schwäche bewusst zu sein und gab sich alle Mühe, ihm ins Gewissen zu reden:
„Sie wissen, dass es sein muss. Sagen Sie uns Bescheid, wenn Sie soweit sind, in Ordnung?“ Danach endete die Tonaufnahme, bis nur noch ein Rauschen zu hören war.

Leider war mir auch am Ende der Aufnahme noch immer nicht klar, worum es bei diesem Gespräch genau ging und inwieweit es überhaupt eine Bedeutung für mich hatte, geschweige denn, in welchem Zusammenhang es zu Anna und mir stand. Während ich versuchte, mir daraus einen Reim zu bilden, vernahm ich, wie sich das Rauschen des Tonbandgeräts veränderte und sich letztendlich nur noch wie ein quietschendes, verstörendes Geräusch anhörte, das mich aus meinen Gedanken riss. Was zum Teufel war das? Konsequent stellte ich das Gerät ab, doch dann stellte ich fest, dass das Geräusch nicht aus dem Tonbandgerät kam.
„Oh nein…“ Angsterfüllt lauschte ich dem ohrenbetäubenden Geräusch, das zunehmend lauter wurde. Es klang wie eine Motorsäge, allerdings fiel es mir schwer, das Geräusch genau zu orten. Wo kam es her? War es

auf dem Weg in diesen Raum? Es jagte mir eine furchtbare Angst ein. Wenn es wirklich auf dem Weg in dieses Zimmer war, hatte ich dort kaum Möglichkeiten aus sicherer Distanz anzugreifen, zumal es nur einen Ausgang gab. Wenigstens war ich einer drohenden Gefahr nicht mehr wehrlos ausgeliefert, schließlich hatte ich meine geladene „44er" bei mir, die mir zumindest ein wenig Schutz und Sicherheit bieten konnte.
Eingeschüchtert, aber zielstrebig verließ ich also das Zimmer und folgte dem ominösen Geräusch, das lauter und lauter wurde. Schritt für Schritt näherte ich mich der Quelle, vorbei an dem Altar, durch den Raum, in dem ich ohnmächtig geworden war, die Treppe hinunter zu der Tür, die mich in das Gesprächszimmer zurückführte. Was war das nur für ein entsetzlicher Klang? Wie eine Kettensäge zerriss dieser schreckliche Laut die Luft. Bebend vor Angst ging ich durch das Gesprächszimmer hindurch, in welchem ich zuvor die geisterhafte Vision von Anna und Schwester Helen gesehen hatte. Mit einer Hand umschloss ich ganz fest meine Pistole, als ob ich mich daran festhalten wollte und näherte mich der Tür, hinter der das unheilvolle Geräusch besonders laut war.
„Ok… Es geht wieder los… Reiß dich zusammen… und sei keine scheiß Memme, ich kann das!" Kontinuierlich sprach ich mir selbst diese Mut einflößenden Worte zu und setzte einen Fuß vor den anderen, bis ich letztendlich die Tür ins Ungewisse öffnen konnte. Es war der blutige Flur mit diesen abscheulichen Sehnen an der Wand, den ich erstmals durch die Treppe in Annas Zimmer erreichte. Doch die Treppe zurück in Annas Haus existierte nicht mehr. Gab es jetzt gar kein Zurück mehr?
Es war unheimlich dunkel in diesem Flur, sodass ich ohne meine Taschenlampe meine Hand vor Augen nicht hätte sehen können. Aber das Sägen, es war dort! Es war direkt in diesem Raum! Zitternd leuchtete ich mit der Taschenlampe links den Flur hinab und…
„Oh… OH!!!" Panisch stolperte ich einige Schritte zurück und starrte auf das widerwärtige Monster, das am anderen Ende des Flurs auf mich wartete. Es war zwar etwas kleiner als ich, dafür aber etwa zwei Meter breit. Es hatte zwei metallene Klingen als Beine, genau wie dieses Ungetüm, das ich einst in der Highschool und auch dort in diesem surrealen Gebäudekomplex angetroffen hatte. Sie waren allerdings nicht kegelförmig, sondern liefen wie flache, breite Klingen spitz nach unten

zu. Über dünne, fleischige Gelenke waren sie mit dem Rumpf des Monsters verbunden. Der Rumpf… Er bestand aus einem relativ kugelförmigen Fleischberg, der überall mit Köpfen besetzt war, aus deren Stirn wiederum schwarze Klingen hervortraten, allesamt etwa 20 Zentimeter lang. Vorne, hinten, an den Seiten, überall waren sie zu sehen und bewegten sich flexibel am Rumpf entlang, als ob sie alle ein eigenes Bewusstsein gehabt hätten. Geleeartige Masken waren über diese Köpfe gestülpt, keine Maske glich der anderen. Es war fast so, als ob dieses Wesen mehrere Kreaturen in sich vereinte. Das ohrenbetäubende, schrille Sägegeräusch kam jedoch unmittelbar aus der Frontseite des Monsters, wo ein horizontal ausgerichtetes, sich drehendes Sägeblatt bis zur Hälfte aus dem Körper trat und das eigene Blut der Kreatur durch die Gegend spritzte.
Blutrünstig kam es wie eine Spinne auf seinen beiden scharfen Klingen auf mich zu. Arme hatte es keine. Der schrille Laut der Blattsäge war derart nervenzerreißend, dass ich mir am liebsten die Ohren zugehalten hätte, aber ich musste mich auf einen Kampf einstellen. Es kam näher und näher. Verstört vom Anblick des Ungeheuers zielte ich mit meiner Pistole auf das Monster und schoss unbändig auf seinen Rumpf, mehrere Male. Aber wo genau lag sein Schwachpunkt? Wo konnte ich dem Ungetüm einen effektiven Treffer verpassen, der es in die Knie zwang? An den metallenen Klingenbeinen, auf denen sich der Schein meiner Taschenlampe widerspiegelte, prallten die Kugeln einfach ab. Am Rumpf konnte ich dieser Bestie zwar Schaden zufügen, aber bei dem Ausmaß seines Körpers dauerte es zu lange, um vernichtenden Schaden anrichten zu können, mal abgesehen davon, dass ich nicht meine gesamte Munition für dieses Ungeheuer verschwenden wollte.
Dann stand es auch schon vor mir. Wutentbrannt hob es sein rechtes scharfes Bein, holte aus und schlug mit einem horizontalen Hieb zu! Reflexartig sprang ich unter seinem Rumpf auf die Kehrseite des Ungeheuers und lief in die nächste Ecke des Raums. Erstaunlich, dass es auf diesem einen Klingenbein so ausbalanciert stehen konnte, um sein anderes „Bein“ als Waffe einzusetzen. Für einen kurzen Moment konnte ich dieses Unwesen überlisten, aber mir musste schnellstmöglich eine Idee einfallen, wie ich dieser Kreatur den Garaus machen konnte. Lästig war zudem, dass ich auf die Taschenlampe angewiesen war und so

meine „44“er nicht mit beiden Händen festhalten konnte. Andererseits war dieses ekelerregende Biest ohnehin groß genug, als dass ich es hätte verfehlen können. Als ich auf der anderen Seite des Flurs stand und das dämonische Wesen beobachtete, startete es seinen nächsten Angriff und stakste erneut zielstrebig mit seinen Klingenbeinen auf mich zu. Jeder seiner Schritte wurde von einem metallenen Klang seiner messerscharfen „Beine“ und der ratternden Säge untermalt. Wenn es doch bloß nicht so dunkel gewesen wäre. Hilflos irrte ich in der Dunkelheit umher und versuchte es nicht aus den Augen zu lassen. Waren diese von Masken bedeckten Köpfe etwa seine Schwachstelle? Musste ich etwa jeden dieser Köpfe ausschalten, oder gab es vielleicht sogar nur einen „wahren“ Kopf, während es die anderen als Tarnung nutzte? Es müssen etwa 8-10 Köpfe gewesen sein. Da es ständig in Bewegung war, konnte ich dies nicht mit Sicherheit sagen. Klar war nur, dass meine Munition nicht ausreichen würde, um es auszuprobieren. Am anderen Ende des Flurs gab es tatsächlich noch eine weitere Tür, durch die ich noch nicht hindurch gegangen war. Hektisch rannte ich zu dieser Tür, um vorerst mal in Sicherheit zu gelangen. So groß und breit wie dieses Monster war, passte es unmöglich durch diese Tür hindurch, doch… „Natürlich… Was sonst!“ Als ich die Klinke nach unten drückte, fiel mir auf, dass die Tür verschlossen war.
„SHIT! Verdammter… MIST!“ Vielleicht war dieser braune Schlüssel, den ich im Klassenzimmer fand, der Weg in die Freiheit. Ob mir allerdings noch ausreichend Zeit bleiben würde, die Tür zu öffnen, bevor das Monster an der Tür angekommen war, war zweifelhaft. Ich musste dieses Monster zunächst abschütteln. Es blieb mir also nichts anderes übrig, als an der Kreatur vorbei zu rennen und währenddessen den braunen Schlüssel aus meiner Tasche zu kramen. Jeder Moment zählte, absolutes Timing war gefragt! Mich an der Kreatur vorbeizudrängen war jedoch schwieriger in die Tat umzusetzen, als ich dachte. Nicht nur weil es breit war und die Säge in seinem Rumpf bei einer zu kurzen Distanz tödlich gewesen wäre, sondern weil es auch noch meinen Plan durchschaut hatte. Es war verstörend, wie gut sich dieses massige Ungeheuer auf seinen beiden Klingen fortbewegen konnte. Aus seinem Fehler bei meinem ersten Ausweichmanöver schien es gelernt zu haben. Zielstrebig kam es auf der Mitte des Flurs auf mich zu und senkte seinen

Rumpf ab, damit ich nicht erneut zwischen seinen Beinen hindurch springen konnte. Es gab nur eine Möglichkeit, den Angriff dieser Bestie zu unterbrechen. So kam es, dass ich genau auf einen der Köpfe zielte und letztendlich doch noch einen Schuss entbehrte, um ein wenig Zeit zu gewinnen. Da es mehrere Köpfe waren, war es nicht sonderlich schwer, einen davon zu erwischen. Als die Kugel ins Schwarze traf, taumelte der Koloss hin und her, bis er sich einer Wand näherte. Genau in dem Augenblick, als das Monster direkt vor mir die Wand rammte, konnte ich mich mit einem beherzten Sprung aus der Misere befreien und dem lebensgefährlichen Angriff entgehen. Keuchend raffte ich mich auf und betrachtete die Konsequenzen dieses Angriffs. Das Monster hatte sich mit seiner Säge in den Sehnen dieser Wände verfangen und versuchte verzweifelt sich aus dieser Lage zu befreien. Das war meine Chance! Hurtig rannte ich zur verschlossenen Tür und steckte den Schlüssel in das Schloss, doch… fast schon klischeehaft ließ ich aus Nervosität diesen verdammten Schlüssel auch noch fallen. Das konnte auch nur einem Trottel wie mir passieren.
„Oh Gott… nein… ruhig Gordon, ruhig…“ Zitternd hob ich den Schlüssel auf und startete einen weiteren Versuch. Inzwischen hatte sich das Monster mithilfe seiner Stelzen aus der fleischigen Wand befreit und bereitete sich auf seinen nächsten Ansturm vor.
„Arg, Nein… nein… NEIN! NEIN!“ Schreiend steckte ich den Schlüssel in das dafür vorgesehene Schloss und entriegelte im letzten Moment diese Tür, in die ich geradezu hineinfiel. Es war eine große Halle einer Kirche, die sich unmittelbar hinter der Tür befand, erfreulicherweise sogar in einem normalen Zustand, erhellt durch das Tageslicht, das durch die großen Fenster fiel. Ich schlug die Tür sofort hinter mir zu und entfernte mich auf sichere Distanz. Mein Herz klopfte wie verrückt… Mein Leben hing am seidenen Faden.
„LASS MICH… IN RUHE, DU BESTIE!“ Schnaufend schleppte ich mich in eine der Bankreihen und wandte meinen Blick nicht von der Tür ab. Das Ungeheuer schien seinen ganzen Körper einzusetzen, um durch die Tür in die Kirche einzubrechen. Bei jeder weiteren Erschütterung fiel der Putz von der Wand. Jedes Beben ließ meinen Atem stocken und jagte mir eine Heidenangst ein. Mir war klar, dass Tür und Wand nicht lange standhalten würden, um die Kreatur von diesem Ort fernzuhalten.

Ich schluckte und zielte mit meiner Pistole weiterhin auf die Tür, die bereits Risse hatte. Vielleicht wäre es besser gewesen, wenn ich mich irgendwo versteckt hätte. Andererseits war es mir aber lieber, meine Ruhe vor diesem Ungetüm zu haben. Da es in dieser Kirchenhalle mehrere Türen gab, musste ich diesen Raum demnach zwangsweise mehrmals besuchen. Zeit, meine Meinung zu ändern, blieb mir ohnehin nicht mehr. Mit einem lauten Knall durchbrach der Koloss die Tür und riss gleichzeitig ein großes Loch in die Wand, durch das es in die Kirche gelangen konnte. Nun war es soweit! Aggressiver als je zuvor stürmte der blutende Riese rachsüchtig auf mich zu. Was sollte ich nur tun? Als ich das Monster im Lichtkegel des hereinfallenden Tageslichts sah, fielen mir erneut seine beiden Gelenke zwischen Rumpf und Beinen auf, die ich in der Dunkelheit nur schlecht wahrnehmen konnte. Ein gut platzierter Treffer wird das Monster vielleicht nicht bezwingen, aber in seiner Fortbewegung deutlich einschränken können.
Da mir nicht viel Zeit zum Nachdenken blieb, stieg ich auf die Bank, hinter der ich mich zunächst versteckt hatte, richtete meine Pistole auf das linke Gelenk dieser Teufelskreatur und feuerte mehrere Schüsse ab, um sicherzugehen, dass zumindest einer davon ins Schwarze traf. Ich mochte vielleicht kein begnadeter Schütze sein, aber ich hatte mir im Laufe meiner Reise zunehmend bessere Schussfertigkeiten angeeignet. Ich setzte alle meine Hoffnungen in diesen Angriff, bei dem ich den Rest meines Magazins verschoss. Das Monster blieb inmitten der Halle vor mir stehen und rührte sich einen Augenblick lang kein Stück vom Fleck. War mein Angriff erfolgreich? Für einen kurzen Moment lang verharrte es dort vor dem Mittelgang dieser Kirche, wir starrten einander an, sofern man das bei dieser Bestie so sagen konnte, und waren restlos erschöpft. Als die Missgestalt dann zur Seite hin umkippte und jämmerlich zu Boden fiel, war mir klar, dass ich – wie erhofft – das Gelenk mit den Kugeln durchtrennt hatte.
Hämisch dreinblickend sah ich zu, wie es sich am Boden wand. Es hatte keine Chance zu entkommen und zappelte wie eine verletzte Spinne mit dem anderen Bein umher. Solange es nicht tot war, war dieser Kampf noch nicht überstanden. Das Magazin mochte leer sein, aber ich hatte noch etwa 15 Kugeln im Gepäck. Dennoch entschied ich mich dazu, dem Treiben auf andere Art und Weise ein Ende zu setzen. So kam mir

der Gedanke, das Monster mit seinen eigenen Waffen zu schlagen und in dieser Ironie als Sieger aus dem Kampf hervorzugehen. Mit einer Selbstsicherheit, wie ich sie von mir nicht kannte und unfassbaren Mut näherte ich mich der Kreatur, die versuchte mit ihrem anderen Bein nach mir zu schlagen, allerdings war der Rumpf des Monsters so schwer und hinderlich, dass es mich mit seiner Klinge nicht erreichen konnte. Im Tageslicht der Kirche erkannte ich plötzlich, dass die maskenähnlichen Gesichter so etwas wie eine Mimik hatten und auf mich reagierten. Durch die Masken hindurch erkannte ich die Augen eines jeden Kopfes der mit diesem fleischigen Rumpf verbunden war. „Meine… Güte…“ Der Anblick war grauenhaft, ich hatte nicht länger den Eindruck, dass mir diese Köpfe feindlich gesinnt waren. Sie schienen auf diesem Körper gefangen zu sein und sich nach der Erlösung ihres Elends zu sehnen. Ich konnte es kaum mitansehen und drehte meinen Kopf immer wieder weg, weil ich nicht wusste, ob ich meinen Plan noch ausführen konnte. Wenn ich das Monster tötete, dann auch all diese Wesen, die darin verwoben waren und womöglich keine Gefahr darstellten. Ich stellte mir vor, dass es Menschen gewesen waren, die… aus welchem Grund auch immer mit dem Ungeheuer verschmolzen und… „Ich kann nicht… ihr…“ Ich sah die mitleiderregenden „Gesichter“ des Monsters an und erhoffte mir auf meine folgende Frage eine Reaktion. „Soll ich euch davon erlösen?“ Den maskenähnlichen Gesichtern war schreckliches Leid ins Gesicht geschrieben. Wäre ich an deren Stelle gewesen, hätte ich gewollt, dass man mich davon erlöst. „Also gut…“ So kam es, dass ich die schwere Metallklinge am verletzten Gelenk des Monsters mit all meiner Kraft nach oben hievte und sie auf den mit Köpfen überwucherten Körper fallen ließ. Der finale Schrei läutete das Ende des kräftezehrenden Kampfes ein. Das Rotieren der Säge inmitten des Rumpfes kam zum Erliegen und keines der Gesichter schien sich mehr zu bewegen. Stattdessen lösten sich beim Dahinscheiden des Monsters die maskenähnlichen Strukturen von den Köpfen ab und fielen zu Boden, ganz so, als ob ich sie davon befreit hätte.
Erschöpft sackte ich zu Boden und stützte mich mit meinen Armen auf meine Knie. Dieser Kampf verlangte alles von mir ab. Ich konnte kaum glauben, wie gut ich mich geschlagen hatte, zugleich musste ich aber auch an dieses tragische Schicksal dieser Wesen inmitten des Monsters

denken. Ich hoffte, dass ich das Richtige getan hatte. Um mein eigenes Lebens zu retten, beendete ich das vieler leidender Seelen, die in diesem Körper gefangen war. Wer war imstande, eine solch abscheuliche Kreatur zu erschaffen? Was auch immer es mit diesem Monster auf sich hatte, ich hoffte, dass es nun seinen Frieden fand.

Erneut war ich als Sieger aus einem Kampf hervorgegangen. Ich war trotz der Umstände und des tragischen Ausgangs unglaublich stolz auf mich. Wer nahm solche Gefahren in Kauf, um einen liebenden Menschen zu retten? Es gab sicherlich nicht viele Männer da draußen, die sich derart für eine Frau aufgeopfert hätten. Deswegen war ich mir so sicher, mir keiner Schuld bewusst gewesen zu sein. Ich war doch ein Mann, auf den man sich verlassen konnte, jemand, der seine Versprechen hielt, seine Mitmenschen unterstützte, rücksichts- und verständnisvoll war… Alles in allem war ich doch schwer in Ordnung!
„Warum also das Ganze? Was habe ich verbrochen?“, rief ich verzweifelt in das Langhaus der Kirche, auch wenn ich mir natürlich im Klaren darüber war, das niemand antworten würde. „Sag’ mir doch einfach nur, wann ich Mist gebaut habe! Rede mit mir und hör auf, mit mir zu spielen, SCHEIßE verdammt!“ Es war wieder einer dieser Momente, in denen Kraftlosigkeit, Übermüdung und grenzenlose Wut aufeinander trafen. Diese Odyssee mochte mir vielleicht dabei helfen, Annas und Andrews Gefühlswelt besser verstehen zu können, aber musste ich deswegen jedes Mal dem Tod ins Auge blicken? Diese Reise war nicht bloß ein Psychotrip, es war schlichtweg eine Tortur, die mich für etwas bestrafen sollte! Und diese Strafe hatte ich einfach nicht verdient. Was sollte ich sonst noch tun? Ich ging durch die Hölle für Anna…
Marode und ausgepowert saß ich auf dem harten Boden dieser Kirche und beobachtete meine Umgebung, während die schmerzlichen Laute dieser Kreatur hinter mir letztendlich verklangen… Es war still.

Die Kirche war dreigegliedert, wobei das mittlere Schiff deutlich höher war. Vom Boden aus sah ich das pompöse, sechsteilige Kreuzgewölbe an der Decke und die hohen Pfeiler, die die Dreiteilung des Langhauses unterstützten. Weit oben liefen die Pfeiler in Rundbögen zusammen,

sodass der Raum an sich höher und gewaltiger erschien. Das verstärkte Gemäuer erstrahlte gänzlich in weißer Farbe. Aufgrund des fehlenden Kapellenkranzes vermutete ich, dass es sich um eine ältere, gotische Kirche handeln musste, womöglich sogar um die Balkankirche in Old Silent Hill, die mir auf der Autofahrt bereits aufgrund ihres Aufbaus aufgefallen war.
Durch das große Kirchenfenster am Altar fiel ein helles, gleißendes Licht, das mich besänftigte und mit Hoffnung und Wärme erfüllte. Dann konnte ich sie hören, eine wunderschöne, mir sehr vertraute Stimme. Es war Annas Stimme… Als ich wieder auf den Beinen stand, sah ich, wie ihre Silhouette auf den Treppen zum Altar erschien. Wie ein bezaubernder Engel kniete sie dort auf der Treppe und sprach ein Gebet. Wohl wissend, dass es nur eine vorübergehende Illusion war, lauschte ich aufmerksam ihren Worten:

„Oh heilige Mutter Gottes, bitte erhöre meine Worte.
Mein Leben ist von großer Schande beschmutzt, denn ich habe gesündigt… Rastlose Träume und unaufhörliche Gewissensbisse plagen mich. Ich habe etwas Schreckliches getan, um mein neues Leben zu wahren und meine Vergangenheit für immer unter Verschluss zu halten. Ich… Nein, es tut mir leid, für diese Schande gibt es keine Rechtfertigung. Ich habe in allen Lebenslagen versagt. Trotz dieses Frevels habe ich meine Beweggründe nicht befriedigen können. Wie… Wie soll ich in diesem Dilemma weiter leben können? Ich kann weder mit dieser Lüge leben, noch kann ich meine Vergangenheit jemals akzeptieren. Ich belüge diesen Menschen, der mich von ganzem Herzen liebt. Kann ich jemals glücklich sein? Wirst du mir jemals verzeihen können? Mein Leben lang werde ich mit dieser Unwissenheit gestraft sein. Darüber hinaus sucht er mich in meinen Träumen heim. Bitte… Bitte erlöse mich von meinen Schmerzen. Mein Herz blutet, meine Seele brennt. Bitte verschone mich vor dem Fegefeuer und nimm mich zu dir auf. Du bist alles was ich habe, geliebte Mutter. Bitte… lass mich nicht allein.“

Als Anna vor dem Altar in Tränen ausbrach, verschwand ihr astrales Antlitz. Nachdenklich starrte ich auf die kleine Treppe vor dem Altar.

Hatte Anna dort ihre Gebete abgehalten und Zuflucht vor ihrem grausamen Alltag gesucht? Und diese Sünden von denen sie gesprochen hatte. War es tatsächlich möglich, dass sie… Anna, ich verstehe. Annas Vergangenheit war von dunklen Ereignissen geprägt. Kein Wunder dass sie dazu bereit war, alles zu tun, um diese Vergangenheit restlos auszulöschen. Aber… Ja, sie hatte ihre Gründe. Auge um Auge, Zahn um Zahn. „Gott“ soll ihrer Seele gnädig sein.

Kapitel 27

Der Hauch eisiger Kälte lag in der Luft. Einsam und verlassen stand ich in diesem Kirchenlanghaus und wusste nicht, wohin ich gehen sollte. Sowohl zur Rechten des Altars, als auch zur Linken des Kircheneingangs am anderen Ende gab es eine Tür, die mich in ein unbekanntes Gebiet führte. Ich näherte mich zunächst der Tür zu meiner Rechten und stellte erleichtert fest, dass sie blockiert war. Ich konnte sie zwar ein kleines Stück öffnen, aber hinter der Tür verwehrte mir ein Haufen Gerümpel den Zugang. So konnte ich mich gleich der anderen Tür zuwenden, die sich zur Linken des Haupteingangs befand.
Als ich den Gang hinab lief, hatte ich ein unbehagliches Gefühl. War ich wirklich allein? Oder gab es noch ein Ungetüm, das geradezu darauf wartete, mich aus dem Hinterhalt anzugreifen? Aus diesem Grund trödelte ich nicht lange herum und lief auf direktem Wege zur Tür auf der anderen Seite.
„So… weg hier!“ Da ich sonst niemanden hatte, mit dem ich sprechen konnte, führte ich Selbstgespräche, um mich nicht allzu einsam zu fühlen. In solchen Momenten wusste ich Bernards Gesellschaft sehr zu schätzen. Ich fragte mich, ob er vielleicht doch aus der Stadt flüchten konnte.
Auf dem Weg zur Tür fiel mir ein verdächtig roter Fleck auf dem Boden auf. Es handelte sich dabei zweifellos um Blut, aber wie kam es dorthin? Und wer war das Opfer dieses gefährlichen Blutverlusts? Nun gut, Blut sah ich in dieser Stadt mehr als genug, aber hierbei handelte es sich um einen Einzelfall, zumal ich mich nicht in der anderen surrealen, albtraumhaften Welt Silent Hills befand.
So verdächtig und auffällig diese Blutlache auch war, es war letztendlich nicht wirklich von Belang, zumal ich Besseres zu tun hatte. Wer auch immer das Opfer war, man konnte davon ausgehen, dass diese Person nicht mehr unter den Lebenden weilte.
Bevor ich die Tür öffnete, lud ich mein Magazin nach, holte noch einmal tief Luft und begab mich dann in den Raum, der sich hinter dieser Tür

verbarg. Es war ein weiterer Flur, der völlig abgedunkelt war. Demzufolge musste meine gute, alte Taschenlampe wieder zum Einsatz kommen, die mir einen Überblick über die Räumlichkeit verschaffen sollte. Der Boden war auch dort wie in der „anderen“ Welt vergittert und darunter befand sich eine endlos erscheinende Leere. Den Rollstühlen nach zu urteilen, die in der hinteren rechten Ecke standen, handelte es sich um einen Krankenhausflur, von dem aus drei Türen in benachbarte Räume führten.
„Verdammt, wie ich das hasse!“, grummelte ich vor mich hin, weil ich es nicht ausstehen konnte, die Qual der Wahl zu haben.
Zumindest wartete in diesem Raum keine böse Überraschung auf mich. Vorerst schien die Luft also rein zu sein. Vorsichtig näherte ich mich der ersten Tür zu meiner Rechten und lauschte der Stille dieser unwirtlichen Katakombe. Alles was ich hörte war das Klappern der Gitter unter meinen Füßen. Nicht auszudenken was passiert wäre, wenn sie unter mir weggebrochen wären. Auf dem Weg zur Tür wanderten meine Blicke über die Wände des Raums, die gänzlich grau und schimmlig wirkten. Weitaus merkwürdiger und erschreckender waren die Uhren, die an den Wänden hingen und alle die gleiche, scheinbar bedeutungsvolle Uhrzeit anzeigten: „11:36 Uhr“

„Was wollt ihr mir damit sagen?“ Mit offenem Mund starrte ich die Uhren an und erinnerte mich daran, dass alle Uhren diese Zeit angezeigt hatten. Die Uhren am Bahnhof, meine Armbanduhr, die Uhren in der Stadt… Was hatte das nur zu bedeuten? Selbst bei mir zuhause waren alle Uhren zu genau diesem Zeitpunkt stehen geblieben. Diese Tatsache jagte mir einen eiskalten Schauer über den Rücken.
„11:36 Uhr… Wenn… Wenn ich doch bloß wüsste, was in dieser Nacht passiert ist. Oder 11:36 Uhr tagsüber?“ Grübelnd stand ich in diesem grausigen Krankenhausflur und dachte darüber nach, was an diesem Tag geschehen war. Ich war mir sicher, dass sich mir dieses Geheimnis schon bald offenbaren würde.
Wirklich alles in diesem Raum jagte mir eine höllische Angst ein, auch wenn er sonst recht steril wirkte. Darüber hinaus sah ich keinen Grund, länger in dieser angstumwobenen Gruft zu verweilen, was mich dazu

bewog, sofort den nächsten Raum aufzusuchen und Neues in Erfahrung zu bringen.
Zu meinem Glück befand sich diese Räumlichkeit wieder in einem normalen Zustand, unangetastet von bösen Mächten. Ob das letztendlich auch der Fall war, konnte ich vorerst nicht beurteilen, aber zumindest schien ich allein zu sein. Unmittelbar vor mir stand ein großes Ehebett, das bis zur hinteren Wand reichte. Dementsprechend schmal war auch der Durchgang, der bis zu einem Schreibtisch und zwei Fenstern auf der rechten Seite führte. Auf der linken Seite des Betts stand ein großer Kleiderschrank, der beinahe die ganze Wand verdeckte. Durch die Fenster fiel das warme, orangefarbene Licht des Sonnenuntergangs, der das Zimmer in ein romantisches Flair tauchte. Allerdings roch es verdächtig nach Qualm, als ob irgendetwas angebrannt gewesen wäre. Von einer Quelle gab es jedoch keine Spur.
„Wo bin ich hier?“, fragte ich mich selbst und wanderte zum Tisch am Fenster. Als ich einen Blick nach draußen warf, fand ich mich in einem mir bekannten Areal wieder. Vom Fenster aus konnte ich links die Midwich Street sehen, auf der mich Bernard abgesetzt hatte. Die ganze Umgebung wirkte friedlich und unbeschwert auf mich, als ob in dieser Stadt nie etwas Übernatürliches vorgefallen war. Allem Anschein nach befand ich mich wieder im Haus der Mitchels. Dem Ehebett nach zu urteilen muss es sich bei diesem Zimmer um das Zimmer der Eltern gehandelt haben. Dann fiel mein Blick auf den Schreibtisch, auf dem das Foto einer Frau lag. Sie hatte langes, blondes Haar, strahlend grüne Augen, eine sehr grazile Figur und ein äußerst liebevolles Lächeln. Aufgrund der Tatsache, dass sie Anna ziemlich ähnlich sah, ging ich davon aus, dass es sich um ihre Mutter handelte, die in Annas Kindheit verstorben war. Annas Vater muss unter diesen Umständen schwer gelitten haben, aber das rechtfertigte noch lange nicht sein Verhalten gegenüber seiner Tochter. Das Kind hatte mindestens genauso viel durchleiden müssen wie er selbst, aber das verschaffte ihm wohl nicht die Genugtuung, die er sich erhofft hatte. Was für ein Mistkerl… Man hätte meinen können, dass er Anna für den Tod seiner Frau verantwortlich gemacht hatte.
„Oh… Könnte es sein…“ Grübelnd rieb ich über mein stoppeliges Kinn und dachte über die These nach, die mir soeben in den Sinn gekommen

war. Könnte das tatsächlich ein Grund gewesen sein, warum er seine eigene Tochter zur Zielscheibe seiner grenzenlosen Aversionen gemacht hatte? Der Gedanke schien mir unschlüssig zu sein, zumal sie laut Annas Brief an einem Herzinfarkt gestorben war.
„Hm…“ Da ich mir aus diesen neuen Informationen keinen Reim bilden konnte, beschloss ich, meine Suche nach brauchbarem Material fortzusetzen und die Schubladen des Schreibtisches näher zu untersuchen. In der oberen Schublade lagen zahlreiche Dokumente und Sammelwerke über Eisenbahnen, ihre Geschichte und über die Vielfalt der Fahrzeuge, die es in dieser Branche zu bestaunen ab. Ein weiteres Indiz dafür, dass sich Annas Vater mit Leib und Seele diesem Hobby gewidmet hatte, aber das erweckte nicht weiter mein Interesse. Doch in der unteren Schublade fand ich etwas weitaus Interessanteres. Es war ein braunes Fläschchen, das mit einem Etikett versehen war und darauf schließen ließ, dass es sich dabei um Medizin handelte. Wissbegierig nahm ich das Fläschchen an mich und las die Aufschrift des Etiketts:

„Seconal – Barbiturat mit schlafanstoßender Wirkung. Die Einnahme ist mit Vorsicht zu genießen. Die Dosis muss vor der Einnahme zwingend mit dem Arzt abgesprochen werden, da es sonst zu unangenehmen Nebenwirkungen kommen kann!“

„Ein Schlafmittel… Fast leer.“, murmelte ich beunruhigt vor mich hin. Und in diesem Moment ging mir ausschließlich nur eine Frage durch den Kopf:
„War es wirklich ein Unfall?“ Wie üblich war es mir zuwider, darüber nachzudenken. Darüber hinaus hätte es ebenso gut auch Selbstmord sein können.
Dieses Zimmer… Es war erstaunlich, wie schnell dieses Zimmer eine andere Wirkung auf mich hatte. Die bedrückende Atmosphäre lastete auf meinen Schultern, so nah gingen mir der tragische Todesfall von Annas Mutter und seine Konsequenzen. Aus diesem Grund wollte ich das Zimmer auf dem schnellsten Wege verlassen, doch…
„AAA! N….Nein…das…“ Ich… Ich konnte meinen Augen nicht trauen. Ich war dem Herztod nahe. Ein schrecklicher Schmerz in meiner Brust brachte mich nahezu zum Erliegen. Es war schrecklicher denn je.

Paralysiert stand ich vor dem Schreibtisch und starrte auf die andere Seite des Bettes, wo… ein Mann in komplett schwarzer Kleidung völlig bewegungslos nur so da stand und sich mir zuwandte. Ein weißes Band war um seinen Kopf gebunden, sodass lediglich seine Augen verdeckt waren. Allein an der Art und Weise wie er dort stand wusste ich, dass er ein weiteres Werk dieser feindlich gesinnten Welt war.
Was würde passieren, wenn ich mich bewegte? Würde er auf mich los stürzen? Würde mein Leben ein vorzeitiges Ende finden? Wie eine bleiche Puppe stand er dort in der Ecke und wartete geradezu auf eine Reaktion. Gott, was sollte ich nur tun? Bebend vor Furcht zog ich die Pistole aus meiner Tasche und richtete sie genau auf den starren Mann, der mir eine Todesangst einjagte.
„Bitte… bitte…“ Ich war schrecklich nervös. Was sollte ich nur tun, wenn dieser Angriff fehlschlug? Aber war er eigentlich ein Gegner? Zumindest schien er nicht bewaffnet zu sein, also sprach ich ihn erst einmal an. „H… Hallo?“ Keine Reaktion. Wie fest gefroren stand er dort und gab keinen Mucks von sich. Diese Minuten werde ich mein Leben lang nicht vergessen. Er neigte seinen Kopf blitzschnell zur Seite und verharrte erneut wie in Zement gegossen in dieser Position.
„G…Gott…“, stotterte ich leise vor mich hin. Er war eindeutig kein gewöhnlicher Mensch, sondern vielmehr eine übernatürliche Erscheinung, womöglich ein Geist? Ich musste Ruhe bewahren und zusehen, dass ich diesen Raum verließ, und zwar so schnell wie möglich. Ohne meinen Blick von dem steifen Kerl abzuwenden, richtete ich meine „44er“ auf den unheimlichen Mann. Wenn er nicht kooperierte, stellte er mit hoher Wahrscheinlichkeit eine Gefahr für mich dar, die es zu beseitigen galt. Im Nachhinein war mir klar, dass dies eine dumme Entscheidung war, schließlich gab es auch die Möglichkeit, mich an ihm vorbei nach draußen zu schleichen, da seine Augen doch verbunden waren. Nass geschwitzt und mit pochendem Herzen feuerte ich einen Schuss auf ihn ab und sah mit an, wie er auf meinen Angriff und den lauten Knall reagierte.
„E…e…“ Wie ein Blitz durchfuhr die Angst meinen Körper! Er… kam stillschweigend mit zielstrebigen schnellen Schritten auf mich zu.
„Nein…“ Ich musste handeln, sofort! Der Schuss zeigte keine Wirkung. Er schien direkt durch ihn hindurchzugehen. Ich riss mich aus meiner

Lähmung und stieg sofort auf das Ehebett. Er umrundete das Bett, bis er am Schreibtisch angekommen war. Wie er lief… Es war so furchterregend. Obwohl ich auf meiner Reise bereits eine Vielzahl schrecklicher Dinge erlebt hatte, war ich furchtsamer denn je. Panisch krabbelte ich über das Bett und sprang angsterfüllt zur Tür. Er hatte bereits kehrt gemacht und war wieder unmittelbar hinter mir her. Ich wusste nicht wie mir geschah. Mein Körper agierte, obwohl ich das Gefühl hatte, meine Bewegungen nicht kontrollieren zu können. Mit einem heftigen Ruck öffnete ich die Tür und schlug sie direkt vor seiner Nase zu, rannte und rannte den Flur hinab und war nicht mehr Herr meines eigenen Körpers. Als ich am Ende des Flurs angekommen war, drehte ich mich um und blickte mit weit aufgerissenen Augen zur Tür, aus der ich gekommen war. Er war weg! War er mir nicht gefolgt? „Geh… Geh weg! Ich will weg!“ Keuchend hielt ich mich an einem Rollstuhl fest und starrte angstgelähmt wie ein Irrer in die Leere des finsteren Flurs. Am schlimmsten war die Ungewissheit… Vielleicht würde er wieder aus dem Nichts erscheinen? Aber es kam ganz anders. Plötzlich ertönte ein grauenvoller, schmerzerfüllter Schrei direkt aus dem Zimmer des Vaters. Es war sein Schrei. Er schrie und schrie. Nervenzerfetzend strömten seine Schreie durch Mark und Bein. Ich musste schnellstmöglich von dort verschwinden, ehe ich meinen Verstand verlor.

So kam es, dass ich unbändig durch die Tür zu meiner Linken stürmte. Würde ich dort in Sicherheit sein? Hals über Kopf schlug ich die Tür hinter mir zu, ohne darüber nachzudenken, ob ich vom Regen in die Traufe geraten war.

So fand ich mich in einem völlig abgedunkelten Raum wieder, wo ein äußerst beunruhigendes Geräusch böswillige Gesellschaft ankündigte. Was nun? Sollte ich die Dunkelheit nutzen, um mich vor der drohenden Gefahr zu verstecken oder war es besser, Licht ins Dunkel zu bringen, um mir einen Überblick verschaffen zu können? Ich konnte nicht wissen, welche Gefahren dort auf mich warteten, geschweige denn welche Wesen diesen Raum unsicher machten.

Verunsichert stand ich an der Tür und lauschte konzentriert dem beängstigenden Geräusch, das etwa zwei Meter weit entfernt aus der linken Richtung kam. Es klang wie das Stöhnen eines leidenden Wesens,

das diese schmerzerfüllten Laute in regelmäßigen Abständen von sich gab. Darüber hinaus rappelte es dort kontinuierlich, als ob dieses Wesen an etwas herumgezerrt hatte. Nach längeren Überlegungen kam ich dann doch zu dem Entschluss, Gebrauch von meiner Taschenlampe zu machen. Früher oder später musste ich ohnehin erfahren, was sich dort in diesem Raum befand, auch wenn ich damit rechnen musste, in einen Hinterhalt zu geraten.
Ich befand mich in einem weiteren Krankenzimmer, das von der dämonischen Verwandlung nicht verschont geblieben war. Auch dort waren die Wände mit blutigen Strängen übersät, der Boden war restlos mit Gittern bedeckt, darunter erstreckten sich gähnende Abgründe bis in unergründliche Tiefen. Sowohl an der gegenüberliegenden Wand, als auch links von mir standen zwei Krankenbetten, deren Bezüge ebenso blutbespritzt waren wie die Decke des Raums. Die Quelle dieser entsetzlichen Laute war ein nicht identifizierbarer Körper, der auf dem Bett links in der Ecke festgeschnallt war. Sein Gewebe schien mit der Oberfläche des Bettes zu verschmelzen, was mich an die schaurige Missgestalt am Ende des Krankenhauses erinnerte. So sehr er sich auch bemühte, sich von diesen Fesseln loszureißen, ihm waren im wahrsten Sinne des Wortes die Hände gebunden, was mir natürlich sehr zu Gute kam, sofern er überhaupt eine Gefahr darstellte. Trotzdem widerstrebte es mir, mich dieser unwirklichen Kreatur zu nähern. Nach all meinen schauderlichen Erlebnissen in Silent Hill hatte ich großen Respekt vor diesen Monstern und es war mir nach wie vor ein Rätsel, wie es zu der Existenz solch entstellter Wesen kommen konnte. Doch dann sah ich das Dokument, das hinter dem Bett an der Wand befestigt war.
„Oh nein… Wie hätte es anders sein können.“ Nun gut, das Monster war gefesselt, zumindest war das der Gedanke, an den ich meinen restlichen Mut gekettet hatte. Zur Sicherheit hielt ich meine Pistole bereit und ging Schritt für Schritt auf das zappelnde Geschöpf zu. Es sah schrecklich widerwärtig aus, aber zugleich bemitleidete ich seinen Zustand. Selbst sein Gesicht schien derartig mumifiziert zu sein, dass ich nicht einmal sicher sein konnte, ob es sich bei dieser Kreatur überhaupt um einen Menschen handelte. Es war am ganzen Körper mit einer fleischigen und stellenweise roten Masse überzogen. Angewidert wandte ich meinen

Blick ab und fixierte das Dokument an der Wand, das nur noch etwa einen Meter weit entfernt war.
„Gleich… gleich…“ Angespannt streckte ich meinen Arm über den Kopf des Unwesens hinaus, aber das Monster konnte sich zu meinem Glück kein Stück vom Fleck bewegen. Hektisch riss ich den Zettel von der Wand und brachte mich schleunigst in Sicherheit.
„Dem Himmel sei Dank!“ Erleichtert ging ich zur Tür zurück und setzte mich auf den unbequemen Gitterboden, der mir weitaus lieber war, als die blutbeschmierten Betten. Ich widmete mich dem Dokument, auch wenn direkt gegenüber von mir das Unheil lauerte, aber das war mir weitaus lieber als der schwarze Mann im benachbarten Zimmer, dessen Schreie ich allerdings nicht mehr vernommen hatte.
Neugierig fing ich an zu lesen. Es war der Bericht eines Arztes:
„Neue Erkenntnisse bezüglich der Wirkung von „White Claudia“ an der Testperson L.G.
Die Testperson weist enorme Abnormalitäten auf, die psychischer Natur sind. Der Konsum der Droge scheint großen Einfluss auf die Wahrnehmung des Konsumenten auszuüben, woraufhin diese/r aufgrund der halluzinogenen Wirkung des Präparates sein Unterbewusstsein verstärkt wahrnehmen und zugleich schlechter kontrollieren kann. Es scheint, als ob die Testperson den Kontakt zur Wirklichkeit zunehmend verliert und ein sensibilisierteres Wahrnehmungsempfinden für psychische Strömungen entwickelt. Allerdings zeigt sich bei der Testperson eine ungewöhnliche Besonderheit, die unsere Kenntnisse stark in Frage stellt. So hat man den Eindruck, als ob die Testperson anstatt ihres eigenen Unterbewusstseins, das Bewusstsein eines anderen, einflussstärkeren Subjekts wahrnimmt, das die Kontrolle der Testperson zunehmend übernimmt. Aufgrund der Sachlage in unserer Klinik bin ich zu dem Entschluss gekommen, dass der Kontakt der Testperson mit der Patientin Alessa Gillespie von großer Bedeutung sein muss. Darüber hinaus nimmt das Suchtpotenzial der Droge gefährliche Ausmaße an, sodass es bei einer zu hohen Dosis zu einer gänzlichen Wahrnehmungsstörung kommen kann und der Konsument von der Wirklichkeit abgeschirmt wird. Dass der Konsum in größeren Mengen zum Tode führen kann ist hierbei nicht auszuschließen.
Michael Kaufmann“

„White Claudia…“ Handelte es sich bei „White Claudia“ um die Droge, auf die Martin Sein seine Untersuchungen stützte, oder war sie ein besonderes Präparat, von dem hier die Rede war?
„Was für ein Mensch muss das sein?“ Entsetzt schüttelte ich den Kopf und dachte über die Grausamkeit dieses Arztes nach, der den Indizien zufolge seine Finger mit im Spiel hatte. In dieser Stadt ging etwas Schreckliches vor. Je mehr ich über die Ereignisse in Silent Hill in Erfahrung bringen konnte, umso mehr machte es mir Angst, die Wahrheit zu erfahren, die hinter all dem steckte. „Anna…“ Besorgt starrte ich auf den Boden und dachte darüber nach, was sie durchmachte. Waren diese Drogen der Ausweg aus dem Schrecken ihres bürdenden Alltags? Unterlag auch sie einer ihr überlegenen Kraft, die ihr Unterbewusstsein manipulierte? Wenn dem wirklich so war, dann hätte ich ihr auch in diesen Zeiten beigestanden, darüber bestand kein Zweifel, aber war sie wirklich noch am Leben? Durfte ich sie jemals wieder sehen? Wie sehr vermisste ich ihre Stimme, ihren Duft, ihr liebreizendes Lächeln… Ich hatte ihr noch so viel zu sagen und allein der Gedanke daran, dass sie für immer fort war, trieb mir die Tränen in die Augen. Niemand sonst konnte ihre Situation so gut nachvollziehen wie ich und ich war immer der festen Überzeugung, dass ich sie zum Aufblühen bringen könnte.

In diesem Moment erinnerte ich mich an den Tag, als wir gepicknickt hatten und ich ihr den Talisman geschenkt hatte. Nie werde ich ihren Blick vergessen, als sie die Schatulle öffnete. Tränen standen ihr in den Augen, als sie den Talisman an sich nahm und ihn wie verzaubert anschaute. Zutiefst berührt sah sie mich an und beglückte mich mit ihren zauberhaften Worten:
„Gordon, das ist das schönste Geschenk, das man mir je gemacht hat. Du bist mein größtes Glück auf Erden, mein Augenstern. Bitte sag mir, dass wir für immer zusammen bleiben werden.“ Zärtlich küsste ich ihr die Träne vom Gesicht und nahm sie liebevoll in den Arm.
Anna und ich hatten eine wunderschöne Zeit zusammen, die ich niemals missen wollte, schließlich hatte unser Leben erst angefangen. Die Zeit mit Anna war die schönste Zeit meines Lebens. Wie sollte ich jemals wieder glücklich werden, wenn mir dieses Glück verwehrt werden

sollte? Dieses Phänomen war vergleichbar mit dem Handycap eines Blinden. Ein Mensch, der die Welt mit seinen Augen erleben und bewundern durfte, hatte es ganz besonders schwer, wenn er plötzlich seine Sehkraft verlor und nie mehr zurück erhielt. Ein Mensch, der die Gabe des Sehens jedoch nie erleben durfte, kam mit dieser Behinderung besser zurecht, weil er keinen Vergleich anstellen konnte. Man muss das Glück kennen, bevor man es vermissen kann. Und ich hatte das Paradies gesehen, die Zweisamkeit mit meiner geliebten Anna.

Ein schmerzerfüllter Schrei aus einem der benachbarten Räume riss mich aus meinen Tagträumen. Allerdings handelte es sich dabei nicht um den Schrei des schwarzen Mannes, sondern um eine mir bekannte Stimme eines Leidensgenossen, der allem Anschein nach in der Klemme steckte.
„BERNARD!“ Alarmiert stand ich blitzschnell wieder auf den Beinen und öffnete die Tür, aus der ich gekommen war, aber… Was war mit dem schwarzen Mann? War dieser Schrei womöglich eine Falle? Es jagte mir einen eiskalten Schauer über den Rücken, wenn ich nur an seine Erscheinung dachte und wie er als Geist in allen Räumen und Fluren auf mich lauern konnte. Aber wenn Bernard wirklich in Gefahr war, brauchte er schnellstmöglich meine Hilfe.
Aus diesem Grund öffnete ich resolut die Tür zum Krankenhausflur und betrat den ominösen Ort, der von Angst und Schrecken zeugte. Und da war er: Der schwarz gekleidete, bleiche Puppenmann. Er stand auf der anderen Seite des Flurs und „starrte“ mich mit seiner grell weißen Augenbinde unerschütterlich an, als ob ihn kein Felsbrocken bewegen könnte. Sein Anblick paralysierte mich, genau wie bei der ersten Begegnung. Es war seine steinige Haltung, die mich bis ins Mark fesselte. Einen Augenblick später löste sich das Problem jedoch ganz von allein. „Was zum?“ Verwundert beobachtete ich, wie der Mann von Kopf bis Fuß langsam in Asche zerfiel, die durch den lückenreichen Gitterboden hinunter flog und letztendlich in den Tiefen des Abgrundes verschwand. Er war fort. Aber war er das wirklich? Konnte ich sicher sein, dass mir dieses Wesen nicht noch einmal das Leben schwer machen würde?

Bernards Hilfeschreie entfesselten mich aus meiner Lähmung. Er brauchte dringend meine Hilfe, also löste ich mich von meinen Gedanken an den unheimlichen Puppenmann, der vermutlich auch als eine Botschaft zu deuten war. Die Hilferufe meines Kumpanen hallten durch die Tür direkt gegenüber, die restlos mit Zetteln überklebt war. Es waren Vermisstenanzeigen und Zeitungsartikel verschwundener und tot aufgefundener Kinder. Ich erinnerte mich sogar daran, eine davon in der Matheson Highschool gesehen zu haben. „Brittany Darson, Florence Gilbert, Samantha Crumwell… Mein Gott…“ Entsetzt überflog ich diese Artikel und hatte ein ganz mieses Gefühl in der Magengegend. Ich wollte mir nicht ausmalen, was mit diesen Kindern geschehen war. Insgeheim konnte ich mir denken, worauf all dies hinausführen sollte, aber es widerstrebte mir, es wahrzuhaben. Obwohl ich noch immer Bernards Hilfeschreie vernahm, ließ ich es mir nicht nehmen, einen kurzen Augenblick darüber nachzudenken, welche Personen ich auf meiner Reise angetroffen hatte und warum sie in dieser übernatürlichen Welt gefangen waren.
„Warum bin ich hier? Was habe ich nur getan?“, seufzte ich vor mich hin und öffnete die Tür. Als ich das Innenleben des Raums erblickte, offenbarte sich mir eine grauenvolle Schreckensszenerie, die mich völlig aus der Fassung brachte.
„Das darf nicht… BERNARD!“ Bernard hing kopfüber an einem langen Seil, das an der Decke weit oben befestigt war, direkt über einem großen Scheiterhaufen. Aber das war nicht alles. Darüber hinaus versammelten sich etwa ein Dutzend kleiner Mädchen in einem Kreis um ihn. Allesamt starrten sie ihn mit ihren kalten, restlos weißen Augen an, den Kopf nach oben zu ihm gewandt, als ob… Der ganze Raum… Nein, es war viel mehr eine große Halle mit schwarzgrauen Wänden, schwarzen beschlagenen Fensterscheiben und einem steinigem Boden, ähnlich dem aus der verwandelten Turnhalle der Matheson Highschool. Dieser Schauplatz glich dem einer verlassenen Fabrikhalle. Es war kalt und nicht sonderlich hell dort. Lediglich die Lampe hoch oben über dem Scheiterhaufen diente als Lichtquelle. Diese Mädchen… Angesichts ihrer Mienen, ihrer zerfetzten Kleider und Körperstaturen konnte man sie kaum auseinander halten, was mich ein wenig an diese Vision im

Krankenhaus erinnerte, in der ich auch entstellte Mädchen an den Wänden hängen sah.
„GORDON! Hilf mir! Mach diese kleinen Biester kalt, ich flehe dich an! Bitte hilf mir! Lange halte ich das nicht mehr durch.“ Sein Kopf war bereits deutlich rot angelaufen. Sein Hemd war bis zu seinem Hals gerutscht, sodass ich seine nackte Brust sehen konnte, auf der eine verdächtig rote Wunde zu sehen war, aber das war erst der Anfang des Folterhergangs. Jedes der Mädchen zückte ein Feuerzeug, begleitet von einem hämischen Kichern.
„Was… NEIN! GORDON! Schnell, TU WAS!“ Mittellos rannte ich unbedacht auf die Mädchen zu, bis ich von einer seltsamen, unsichtbaren Barriere zurückgeworfen wurde.
„Arg! Verdammt, was zum Geier?“ Leicht verletzt lag ich auf dem Boden und unterrichtete Bernard von der unvorteilhaften Situation: „Bernard, ich… Hast du das gesehen? Ist das ein Schild? Scheiße!“ Bernard war von dieser Neuigkeit alles andere als begeistert.
„Was? NEIN! Sag, dass das nicht wahr ist! HIIILFE, ICH WILL NICHT DRAUF GEHEN!“ Verzweifelt musste ich mitansehen, wie diese Mädchen wie auf Kommando gleichzeitig den Scheiterhaufen anzündeten. Die Lage war aussichtslos, aber ich konnte ihn doch nicht einfach so sterben lassen! Hektisch suchte ich den Raum nach nützlichen Utensilien ab, aber es war nichts zu finden.
„Scheiße… nein… Es muss doch…“ Hilflos sah ich zu, wie Bernard mehr und mehr von dem Feuer gelodert wurde. Es war unbeschreiblich grausam!
„AaaRaaRAAARGHHH“ Seine Schreie waren ohrenbetäubend. Qualvoll hallten sie durch den ganzen Raum. Er wurde bei lebendigem Leib verbrannt. Ich konnte nicht hinsehen.
„NEEEIN BERNAAARD! Nein… lasst ihn in Ruhe!“ Machtlos sank ich resignierend zu Boden. Es gab nichts, was ich hätte tun können. Alles was ich tun konnte, war dem abscheulichen Schauspiel beizuwohnen und Bernards Schreien zuzuhören, bis sie letztendlich verstummten und seinen qualvollen Tod einläuteten.
„Nein! Nein, nein, nein… Das dürft ihr nicht…“ Schwer betroffen kauerte ich mich auf dem kalten, steinernen Fußboden zusammen und weinte um meinen Kameraden, der den Kampf ums Überleben trotz

seines Durchhaltevermögens nicht gewonnen hatte. Ich war allein, völlig auf mich allein gestellt und verlor einen Freund, der mich auf meiner Reise unterstützt hatte. Diesen qualvollen Tod hatte er nicht verdient, oder… Hatte er es doch?
Nachdem Bernard das Zeitliche gesegnet hatte, verschwanden die mysteriösen Mädchen im Nichts. Alles was übrig blieb, war die geschwärzte Leiche eines guten Freundes, der mich auf meiner kräftezehrenden Reise begleitete und mich mental bei Kräften hielt. Und jetzt war er tot.
„Anna ist weg… Bernard ist weg… Wen habe ich jetzt noch? Was habe ich verbrochen? Warum kann mir keiner helfen?“ Bekümmert senkte ich meinen Blick zu Boden. Wie lange musste ich in diesem Albtraum noch umherwandern? Selbst Kapitulation befreite mich nicht von den Ketten dieser Welt. Da ich viele Geheimnisse lüften konnte, konnte es nicht mehr allzu lange dauern, bis auch diese Reise ihr Ende finden musste, also fügte ich mich meinem Schicksal und erhob mich mit Drohgebärden in eine aufrechte Position.
„Ich werde dich rächen, Bernard! Deine Hilfe… Deine ganze Unterstützung soll nicht unbelohnt bleiben.“

Anschließend klopfte ich den Dreck von meinen Beinen und umging die Bühne dieser kaltblütigen und grausamen Mordszene, bis ich im hinteren Teil der Halle auf eine weitere Tür stieß. In jedem Raum wurde ich mit entsetzlichen Dingen konfrontiert. Plötzlich ging alles Schlag auf Schlag. Ich konnte nur spekulieren, was mich hinter dieser Tür erwartete, aber das war die Zeit nicht wert, schließlich musste ich es ohnehin über mich ergehen lassen. Ich atmete tief durch und öffnete achtsam die Tür, hinter der ich eine weitere Halle erblickte, die wie ein Flur, etwa 5 Meter breit, scheinbar endlos in den dichten Nebel führte, sodass mir der Überblick über den gesamten Raum verwehrt geblieben war. Die Wände waren etwa 5 Meter hoch und liefen wie Rundbögen oben an der Decke zusammen. Prunkvolle, große Fenster an der linken Wand spendeten ausreichend Licht, sodass ich zumindest dort auf den Einsatz der Taschenlampe verzichten konnte. Ein langer, roter Teppich führte mich in das Dickicht dieses Nebels, vorbei an klassisch gestalteten, rotgoldfarbenen Tischen auf der rechten Seite des Raums,

wo die ganze Wand mit stilvollen, floralen Ornamenten geschmückt war, die farblich auf den Raum abgestimmt waren und das imposante und luxuriöse Ambiente der langen Halle untermalten. Doch so beeindruckend und fesselnd diese Architektur mitsamt Einrichtung auch war, sorgte ein äußerst beunruhigendes Geräusch aus den hinteren Bereichen dieses Flurs für Angst und Schrecken. Es klang, als ob jemand an rasselnden Ketten herumzerren würde. Um was konnte es sich nun dabei wieder handeln? Doch nicht etwa um einen gemeingefährlichen Höllenhund, der mordlüstern und bärenhungrig nur darauf wartete, dass sein Mittagessen ihm einen Besuch abstatten würde? Nun, man merkte, dass meiner Fantasie keine Grenzen gesetzt waren, aber das war bei diesem Höllentrip nicht wirklich überraschend. So lange dieses Wesen wirklich angekettet war, würde ich vielleicht unbeschadet daran vorbeigehen können.
Ich musste mich meiner Angst stellen und dem Flur ins Ungewisse folgen. Gespannt, was dort im Nebel auf mich wartete, setzte ich, mit meiner Pistole gewappnet, einen Schritt vor den anderen und erblickte mehr und mehr die Gestalt des ganzen Raums. Das Rasseln der Ketten war zunächst das einzige, was ich in diesem Raum vernommen hatte, bis mein Mobiltelefon plötzlich verstörende Geräusche von sich gab, genauso wie es auch in den Wäldern von Silent Hill und auch in der Highschool schon der Fall gewesen war. Je weiter ich den Flur entlang ging, desto lauter wurde das Rauschen meines Mobiltelefons. „Ok…“ Ich blieb einen Moment stehen, weil mir klar war, dass dies nichts Gutes bedeuten konnte. Schritt für Schritt folgte ich dem Flur auf dem roten Teppich und lauschte den ominösen Geräuschen, die mir große Angst bereiteten. Das Rauschen meines Telefons machte mich nahezu wahnsinnig, schließlich konnte es die Gefahrenquelle auch vor meiner Gegenwart warnen, sofern ein Angriff überhaupt notwendig war.
Nach etwa zwanzig weiteren Metern sah ich ein riesiges Tor am Ende des Flurs und… zwei grässliche Kreaturen, eine links, eine rechts neben dem Zugang des Tors. „Verdammt!“ Wie auch bei den anderen Monstern wurde ich auch dort mit grotesker, lebendiger „Kunst“ konfrontiert, die mich regelrecht anwiderte. Diese Wesen… Sie setzten sich aus jeweils 2 Körpern zusammen, die im Beckenbereich ineinander verschmolzen waren. Kopfüber stützten sie sich auf ihren „Armen ab“,

weil sie keine Beine hatten. Sie mussten sich auf ihren entstellten Armen fortbewegen, die wie bei an Elefantiasis erkrankten Menschen zu großen klumpigen Fleischsäcken verformt waren. An der Stelle, an denen ihre Oberkörper ineinander übergingen, türmte sich ein großer metallfarbener, etwa 30 cm dicker Stachel kegelförmig etwa einen Meter spitz nach oben. „Himmel… Meine Güte!“ Entsetzt hielt ich meine freie Hand vor meinen Mund und starrte die entstellten Kreaturen an, die glücklicherweise an die Wand gekettet waren. Die Köpfe hingen zwischen ihren Armen nach unten. Obwohl die Münder beider Köpfe weit geöffnet waren, gaben diese Wesen keinen einzigen Laut von sich, die Mimik war starr, als wären sie tot gewesen. Man hörte lediglich das Rasseln der Ketten, die an den sackartigen, stark durchbluteten Armstümpfen befestigt waren. Während an der einen Körperhälfte Ansätze von Brüsten und längere, graue Haare am Kopf zu sehen waren, war der Kopf der anderen Hälfte kahl, sodass man erahnen konnte, dass es sich um zwei Geschlechter handelte, die in diesem einen Wesen vereint waren. Was damit zum Ausdruck gebracht werden sollte, war unverkennbar. Der Gesichtsausdruck beider Köpfe war furchteinflößend starr, auch wenn die Gesichter nicht sonderlich entstellt waren. Kopfüber starrten sie kalt und leer in den Raum hinein und rissen ihre Münder weit auf, fast so, als ob es lediglich Puppenköpfe gewesen waren.
Ich wollte mir dieses mitleiderregende Spektakel nicht länger ansehen. Ich dachte darüber nach, ob jemand wirklich Hand an diesen Geschöpfen angelegt hatte, um sie derartig zu verstümmeln. Wenn dem wirklich so war, welche Schmerzen mussten diese Wesen erleiden? Es war so furchtbar. Es zeigte mir, dass selbst diese Monster ein grauenvolles Dasein erleiden und nicht unbedingt gefährlich sein mussten. Selbst sie waren die Opfer dieser blutrünstigen, verfluchten Stadt, in der alle Albträume wahr werden konnten. Silent Hill…
Ich fragte mich darüber hinaus, ob bereits jemand vor mir mit den beiden Gesichtern dieser Stadt konfrontiert worden war und ob es womöglich zu ähnlichen Vorfällen gekommen sein könnte.
Diese Stadt war der Inbegriff des Psychoterrors. Ein Ort, der scheinbar seinen eigenen Willen hatte. Ein Ort, in dem sich alle Ängste, Erfahrungen und Erlebnisse, die von Bedeutung waren, manifestierten.

Dieses Tor… Ich spürte, wie eine mysteriöse Aura mich dorthin zog und geradezu animierte, es zu öffnen. Was wartete dort auf mich? War es Anna oder lediglich ein weiteres Schreckensszenario, das mich bis ins Mark erschüttern sollte?
Unter der Türschwelle drang ein grelles Licht hervor, dass zumindest nichts Ungutes vermuten ließ. War das der Weg in die Freiheit?
Gespannt lief ich entschlossen zur Tür, vorbei an den beiden Monstern und öffnete den Zugang zu einem Ort, an dem meine Reise endlich ihr Ende fand.

"Alptraum?"
Amma's Haus
Kirche
Hoch
Zimmer des Vaters
1F
Erdgeschoss
Klosterzimmer
Altar
2F

Kapitel 28

Ich fand mich in einer weiteren Halle wieder, die aufgrund eines mysteriösen Nebelwand etwa 10 m vor mir nicht viel von sich preisgab.. Durch ein riesiges Fenster auf der rechten Seite der Halle fiel ein erhabenes, sanftes Licht, aber kein Sonnenlicht, es war definitiv kein Tageslicht, aber ich konnte nicht zuordnen was genau die Lichtquelle sein konnte. Alles wirkte mystisch, wie in einem Traum. Die Lichtbündel dieser Quelle fielen wie Lichtstrahlen einer Waldlichtung inmitten des Raumes, von dem im hinteren Teil aufgrund des starken Nebels nichts zu erkennen war. Alles in allem vermittelte die Atmosphäre in dieser Halle eine magische und übernatürliche Atmosphäre… Stille, die zugleich Skepsis und Ehrfurcht in mir fruchten ließ. Es war ruhig, zu ruhig.
„Erstaunlich, dass Sie es bis hierher geschafft haben, Mr. Cooper." ertönte es plötzlich aus der rechten Ecke, in der Mrs. Anderson zum Vorschein kam. Mit langsamen Schritten kam sie auf mich zu, hochnäsig wie immer.
„Hat Ihnen die Hinrichtung dieses Tölpels gefallen? Glauben Sie mir, er hat es verdient.", fügte sie versichernd hinzu.
„SIE? Was haben Sie hier zu suchen und… Wo ist Anna?! Rücken Sie endlich raus mit der Sprache!" Entrüstet entgegnete ich ihr mit Drohgebärden, bis sie intervenierte:
„Na na na… Sie drohen einer häuslichen Dame von Anstand und Manier? Einer Dienerin Gottes? Wo bleibt Ihre gute Kinderstube, Mr. Cooper? Sie enttäuschen mich zutiefst, außerdem… Sie ist doch hier! Können Sie sie nicht sehen?" Folgerecht zeigte sie mit ihrem Finger auf den hinteren Teil des Raums, wo sich wie durch Zauberei der Nebel lichtete und zwei Gestalten zum Vorschein kamen. Es waren Anna und Andrew. Die Art und Weise wie sie dort verharrten, erinnerte mich an das Gemälde aus dem Krankenhaus. Anna kniete trübselig auf dem Boden und senkte ihren Blick wehmütig zum selbigen, während dieses Mal Andrew daneben hockte und tröstlich seinen Arm um ihre Schultern legte. Auch sein Gesichtsausdruck war von Trauer und Schmerz unterlegt.

„ANNA!“, rief ich verblüfft in die Halle hinein und fragte sie nach ihrem Wohlbefinden.
„Geht es dir gut?“ Doch es kam keine Reaktion.
„Sag doch was mein Schatz!“
„Sie kann Sie nicht hören.“, bemerkte Mrs. Anderson.
„Sie sollten doch mittlerweile erkannt haben, dass sie nicht wirklich da ist. Offenbar fällt es Ihnen wirklich schwer, das zu akzeptieren.“ Belehrte sie mich mit einem arroganten Unterton. „Tja… Wie friedlich sie aussehen…“ Mit einem zufriedenen Grinsen verschränkte sie ihre Arme und beobachtete das schweigsame Paar.
„Sie haben lediglich einander, niemanden sonst. Niemand kann die beiden wirklich verstehen. Ist das nicht sonderbar, Mr. Cooper? Ausgerechnet der Mensch, der nach ihrem neu geschaffenen Leben trachtete, stand ihr in dieser schweren Zeit zur Seite und gab ihr die Kraft, die sie selbst nicht aufbringen konnte.“ Dann wandte sie sich zu mir und fuhr in ihrer überheblich altklugen Art fort, als ob sie diesen traurigen Zustand selbst heraufbeschworen hatte:
„Welch Ironie, dass ihr scheinbar größter Feind ihr einziger Freund ist, nicht wahr?“
„Was soll das?! Was soll dieses niederträchtige, hochmutsvolle und gefühlskalte Gehabe?“, erwiderte ich erbost.
„Wie können Sie da stehen und diesen bemitleidenswerten Zustand in dieser taktlosen Art und Weise kommentieren? Was glauben Sie eigentlich wer Sie sind, Sie herzloses…“
„Herzloses was?“, intervenierte sie.
„Nur Mut, Mr. Cooper, lassen Sie ihren aversiven Gedanken freien Lauf und amüsieren Sie mich!“ Unerschütterlich kam sie auf mich zu, als ob sie mich das Fürchten lehren wollte, aber wenn sie Respekt von mir verlangte, war sie auf dem falschen Dampfer.
„Hass und Widerwille sind ebenso unabdingbar wie Freude und Zuneigung. So negativ das Eine sein mag, so bringt es doch den Ausgleich, damit wir in dieser ungerechten Welt bestehen können. Mutig zu sein ist eine tolle Eigenschaft, aber ohne die Angst lernen wir nicht, Gefahren einzuschätzen. Wut hilft uns, uns vor Gefahren zu schützen. Es gibt – jenachdem aus welcher Perspektive man es betrachtet – nicht wirklich die „guten“ und „schlechten“ Eigenschaften“.

Wir brauchen beides, es bringt den Ausgleich, den wir brauchen, um in diese kranke Welt erfolgreich hinein sozialisiert zu werden.“ Dieses kontextlose und zusammenhangslose Gerede ging mir auf den Geist.
„Wovon zum Teufel reden Sie da? Wen wollen Sie mit diesem Schwachsinn beeindrucken? Sie brauchen nicht zu erwarten, dass ich Sie ernst nehme oder zulasse, dass Sie mich… belehren oder gar bekehren. Sie sind eine Kurpfuscherin, nichts weiter!“ Trotz meiner offensiven Haltung ihr gegenüber fuhr sie mit ihrem Fachchinesisch fort, das ihren spleenigen Charakter nur unterstrich.
„Verstehen Sie das nicht? Denken Sie nach und benutzen Sie ihren letzten Funken Verstand!“ Furios fuchtelte sie mit ihrem Finger durch die Gegend. Danach spazierte sie durch den Raum und fuhr mit ihrem Blödsinn fort. Sie sprach und gestikulierte, als ob ich ein kleines Kind sei. „Hass und Liebe, Gut und Böse… Diese Gegensätze hängen unmittelbar miteinander zusammen und bedingen einander.“ Konfus lauschte ich ihren hirnverbrannten Phrasen. Was hatte all das mit der aktuellen Situation zu tun? Was sollte das ganze Geschwafel? Doch dann kam sie endlich auf den Punkt, sodass ich endlich nachvollziehen konnte, worauf sie hinaus wollte.
„Anna… Sie ist wie ein Vulkan, voller sprudelnder Energie. Diese junge Frau hat aufgrund ihrer immensen Menge an Erfahrungen ein gewaltiges Energiepotential!“ Dann ging mir langsam ein Licht auf.
„Sie ist ein Beweis dafür, dass unsäglicher Hass und Missgunst aus Liebe, Unschuld und Gutmütigkeit geboren werden können. In dieser Welt kann kein ungeschwärztes Leben existieren, weil sowohl das Gute, als auch das Böse feste Bestandteile unserer Existenz sind. Aus Boshaftigkeit kann kein reines Leben entstehen. Es gilt – und das haben wir uns zur Aufgabe gemacht – diese Welt von diesem Sündenpfuhl zu befreien.“ Es dauerte nicht lange, bis ich meine Geduld verlor und ihr die Leviten las.
„Sie… Sie niederträchtige, missratene Hexe! Ist das alles, was Sie in ihr sahen? Einen Vorteil in ihrem Leid? Sie und Ihre Sekte profilierten sich in Ihrem Fanatismus an ihr, nicht wahr? Sie können sich ihren Drogenkult sonst wohin stecken!“ Meine ausfallende Bemerkung schienen der Guten nicht zu gefallen. Tobsüchtig kam sie auf mich zu und erwiderte:

„Zügeln Sie ihre Zunge, ich warne Sie!“ Doch diese Rüge kümmerte mich nur wenig. Diese Frau musste völlig ihren Verstand verloren haben. Was bildete sie sich eigentlich ein?
„Sie sind ein Monster wenn Sie glauben, ein so liebreizendes Wesen wie Anna für ihre schäbigen Zwecke missbrauchen zu können.“ Erzürnt plusterte ich mich vor der Schwester auf und fuhr fort:
„Sie wollen mir drohen? Wie Sie sehen können, sitze ich am längeren Hebel, meine Gute!“ Ich packte meine Pistole aus der Tasche und fuchtelte damit vor ihrer Nase herum.
„Wenn Sie glauben, dass ich Sie mit Ihrem kranken Müll durchkommen lasse, nur weil Sie an solchen Schwachsinn glauben, täuschen Sie sich gewaltig! Anna hatte Ihnen ihr Vertrauen geschenkt. Tag für Tag kam sie in Ihre Kirche und suchte nach der Liebe und Fürsorge, die ihr zuhause nicht widerfuhr. Sie wissen was sie durchgemacht hatte. Und Sie haben nichts Besseres zu tun, als diese Trostlosigkeit auszunutzen? Weiß Anna, was sie getan haben? Weiß sie, dass Sie das Miststück sind, das ihren Rachefeldzug am meisten verdient hat? Sie haben keinerlei Verständnis für sie, Sie herzloses Biest!“ Endlich konnte ich ihr mal so richtig die Meinung geigen. Meine ganze Wut konnte endlich zum Tragen kommen, aber dieser überlegene Moment war nur von kurzer Dauer. Mrs. Anderson war alles andere als eingeschüchtert, ganz im Gegenteil. Höhnisch grinsend schüttelte sie den Kopf und antwortete mit erschütternden Worten.
„Mr. Cooper… Wollen Sie mich töten? Nur zu!“ Dann folgte ein spöttisches Gelächter.
„Aber damit werden Sie rein gar nichts erreichen. Auch ich bin ein Glied dieser Kette.“ Danach folgte eine Pause, in der sie ihren arroganten Hochmut für einen Moment ablegte und wieder ihren verletzlichen Charakter zeigte: „Ich weiß, dass ich den Tod verdient habe. Und das wissen die beiden auch, seit Sie meinen Brief erhalten haben.“ Verwirrt sah ich sie an, weil ich nicht wusste, was sie damit sagen wollte. Dann fuhr sie mit ihrer altklugen, hämischen und selbstgefälligen Art fort:
„Was glauben Sie, warum ich hier bin? Ich… bin der große Höhepunkt im Programm, die letzte Haltestelle auf Ihrem Weg! Mit mir wird es zu Ende gehen. Der große Tag ist gekommen! Wollen Sie es nicht einsehen?“ Sie kam näher und näher und drängte mich zurück.

„Wie lange wollen Sie sich eigentlich noch belügen? Sie haben tatsächlich keine Ahnung, von welchem Brief ich rede, nicht wahr? Wann wollen Sie endlich akzeptieren, was geschehen ist?“
„Was… Was meinen Sie? Reden Sie Klartext verdammt noch mal!“, forderte ich sie auf, woraufhin eine lückenreiche Erklärung folgte:
„Ich verstehe. Offenbar war es Ihr Unterbewusstsein, das Sie in diese Welt geführt hat. Für den Rest dürfte unser zwielichtiges Paar dort verantwortlich sein. Aber Sie sollten doch inzwischen wissen, dass es einen Grund gibt, warum diese Stadt Sie Ihren eigenen individuell auf Sie zugeschnittenen Albtraum durchleben lässt Mr. Cooper. Sie… Sie allein haben es sich selbst zuzuschreiben!“
„Hören Sie auf damit! Sie wissen doch rein gar nichts, weder von mir, noch von der Gefühlswelt meiner Freundin!“ Doch meine belehrenden Worte fanden keinen Anklang. Es folgten Vorwürfe und Anschuldigungen, mit denen ich niemals gerechnet hätte.
„Sie sind verdammt, Mr. Cooper. Bis in alle Ewigkeit werden Sie an Ihren Schuldgefühlen zu feilen haben. Wir alle fielen unserem Schicksal bereits zum Verhängnis, es ist zu spät. Es gibt keinen Weg mehr zurück!“ Sie wandte sich von mir ab, hob ihre Arme und fuhr voller Inbrunst fort. „Wir alle tragen unverzeihliche Sünden mit uns herum, für die es keine Rechtfertigung gibt. Wir alle ziehen wie Schachfiguren in dieser Vorhölle umher, um die Wahrheit und unseren Frieden zu finden.“ Sie konnte es nicht lassen, egal wie oft ich sie darum bat, mit dieser Geheimnistuerei aufzuhören. Und aus irgendeinem Grund… schallten ihre vorwurfsvollen Worte schmerzhaft durch meinen Kopf. Jedes ihrer Worte war wie ein Stich ins Herz. Es machte mich wahnsinnig. Ihre überspitzt lebhafte Ausdrucksweise, ihr blasiertes, selbstgefälliges Getue und ihre Kaltherzigkeit gegenüber meiner geliebten Anna.
„HÖREN SIE SOFORT AUF DAMIT! Ich… Ich…“ Kochend vor Wut stotterte ich vor mich hin und war wie von Sinnen. Sie drängte mich mehr und mehr in die Ecke und hatte das Gespräch voll und ganz in der Hand. Tosend kam sie auf mich zu, ohne jegliche Angst, ich würde sie aus Affekt erschießen.
„WIR ALLE haben dem Tod ins Auge gesehen und SIE haben sich dem Rachefeldzug Ihrer Freundin angeschlossen! SIE! SIE ALLEIN sind das

Monster und DESWEGEN sind Sie hier!“ Daraufhin zeigte sie erneut selbstgefällig mit dem Finger auf mich und wies mich weiterhin zurecht: „Sie wollen Anna geliebt haben? ! Sie sind ein VERWEICHLICHTER FEIGLING, ein NICHTSNUTZ!“ Verzweifelt richtete ich die Pistole auf sie. „AUFHÖREN! Kommen Sie keinen Schritt näher!“ Aber es schien sie nicht zu interessieren, ganz so als ob sie mich provozieren wollte. Sie war in ihrem Redeschwall nicht mehr zu stoppen. „Sie wollen MIR was von Taktlosigkeit und Kaltherzigkeit erzählen und haben selbst KEINEN blassen Schimmer davon! SIE sind schuld daran, dass Sie Ihre Freundin verloren haben, sonst KEINER!“ In diesem Moment schmoren in meinem Kopf alle Sicherungen durch. Sie hatte es geradezu darauf angelegt! Niemand, niemand durfte solch schreckliche Behauptungen in die Welt setzen! Mein ganzer Körper bebte vor unbändigem Hass. All mein Hass, all mein Groll drang in diesem Moment an die Oberfläche und brachte mich dazu, etwas Schreckliches zu tun. Im Affekt betätigte ich den Abzug der Pistole und traf sie mitten in die Brust. Sie stand noch einen Augenblick dort, sah mich entsetzen Augen an. Offenbar glaubte sie nicht, dass ich es wirklich tun würde, was mich selbst schockierte. Mein Gott, was hatte ich getan? Wie konnte ich nur so etwas Schreckliches tun? Sie fasste sich ächzend mit einer Hand an die Wunde, aus der Blut trat und zitterte am ganzen Körper. Gerade als sie begann, in sich zusammenzusacken, geschah etwas Merkwürdiges. Es war als ob sich die Zeit verlangsamte und alles in Zeitlupe seinen Lauf nahm. Ich vernahm nur noch einen ohrenbetäubenden Ton, bemerkte wie mir selbst schwummrig wurde und die Kraft in meinen Beinen verlor. Genau wie Mrs. Anderson sackte ich langsam in mich zusammen und wurde offenbar ohnmächtig. Alles wurde schwarz, das letzte was ich sah, war Mrs. Andersons bewusstloser oder gar toter Körper auf dem Boden bevor mein Kopf auf dem Boden aufschlug.

Dann hörte ich eine Stimme, die immer und immer wieder meinen Namen sagte. Alles war finster… Dort war es kalt.
„Gordon… Gordon…“
Was war das?

Nur einen Moment später erlangte ich wieder mein Bewusstsein und fand mich auf einem Bett wieder.
„Wo… Wo bin ich?“ Verwirrt sah ich mich um und kam zu einer unglaublichen Erkenntnis. Nein, konnte das die Möglichkeit sein?
„Was… ich… Ich bin in meinem Zimmer!“ War das tatsächlich alles nur ein Traum? Oder war das wieder eines meiner Hirngespinste? Anna… Oh bitte lass es nur ein Traum gewesen sein. Und tatsächlich! Plötzlich ertönte der liebliche Gesang von meinem größten Schatz. Es war so atemberaubend schön, den Klang ihrer Stimme zu hören. Wie sehr hatte ich mich danach gesehnt... Ich weinte sogar vor Freude. Was für ein unbeschreiblich großartiger Augenblick.
Ungeduldig und aus überschwänglicher Euphorie sprang ich aus dem Bett, um meinen Segen endlich wieder in den Arm zu nehmen, zu küssen… Ich rannte zur Tür hinaus auf den Flur und…
„Huh!“ Vom Flur aus konnte ich in der Küche etwas sehen, was mir die Sprache verschlug. Ich sah mich selbst in der Küche. Schockiert blieb ich wie angewurzelt stehen und beobachtete „mich selbst“. Ich hatte mich geirrt. Wie sehr hatte ich mir gewünscht, dass alles nur ein Traum gewesen war, aber es war noch nicht vorbei.
„Anna, die Post ist da!“, rief „ich“, woraufhin Annas bezaubernde Stimme erklang:
„Ok, bin sofort da! Ich zieh mich noch schnell an.“
„Das kannst du auch gerne auf später verlegen, hehe“, rief „ich“ belustigt zurück, woraufhin sie nur kicherte. Doch dann sah ich die Miene in meinem Gesicht, als ich einen der Briefe öffnete.
„Was…“ Verwundert fing „ich“ an zu lesen und schon kurz darauf schüttelte „ich“ wie vom Blitz getroffen den Kopf. Was hatte „ich“ da nur gelesen? Und wer hatte mir diesen Brief geschrieben? Völlig entgeistert starrte mein anderes Ich mit aufgerissenem Mund und toten Augen auf den Brief, bis Anna murmelnd in die Küche eilte.
„Oh… Bitte, bitte lass es eine Zusage sein.“ Dann sah sie „mein“ Gesicht, das von Fassungslosigkeit zeugte.
„Gordon? Ist alles ok?“ Besorgt ging sie auf „mich“ zu und sah „mein“ bestürztes Gesicht.
„Nein… Nein Anna. Komm bitte nicht näher.“ Beängstigt sah sie „mich“ mit ihrem bekümmerten Blick an.

„Was? Gordon, bitte! Sag was! Du… Du machst mir Angst!“ Entsetzt reichte „ich“ ihr den Brief, den „ich“ gerade gelesen hatte.
„Sag, dass das nicht wahr ist!“ Nervös hielt „ich“ „meine“ Hände vors Gesicht, während Anna den Brief las.
„Was… Oh Gott, nein… Wie kann das sein, wer… Nein, Oh GOTT!“ Verstört hielt sie zitternd den Brief in ihren zierlichen Händen. Tränen standen ihr in den Augen.
„Nein! NEIN!“ Erschüttert taumelte sie rückwärts an die Wand und sank zu Boden. Dann brach sie in Tränen aus.
„Neii…einnn… bitte nicht! WARUM? Bitte Gordon, hör mich an, bitte, bitte…“ Trotz ihres kläglichen Wimmerns hielt sich „meine“ Entrüstung nicht zurück.
„Ich glaub's einfach nicht! Wie… Wie konntest du mir das nur antun?! WARUM?“ Verzweifelt starrte „ich“ sie vorwurfsvoll an, während sie sich bemitleidenswert und weinend an der Wand zusammenkauerte.
Noch nie hatte ich sie so traurig gesehen. Nein halt. Das hatte ich, nämlich als Mathew sie verlassen hatte. Wie konnte ich nur so grausam sein? War das wirklich ich?
„Es… tut mir leid… Bitte, bitte versteh mich!“ Doch „ich“ war gnadenlos. Sie wand sich am Boden und „ich“… „Ich“ hatte nichts Besseres zu tun, als das jähzornige Opfer zu spielen und sie fertig zu machen.
„Nein, ich will nichts mehr hören… Das… ist die größte Enttäuschung meines Lebens Anna oder Andrew, wie auch immer!
Ich kann das nicht glauben! Scheiße! Was bist du?“ Hastig lief „ich“ wie ein Irrer durch die Küche, bis auch „mir“ letztendlich die Tränen kamen: „Anna, ich habe dich geliebt! Und dann das… Wie konntest du mich nur so belügen? All das hier… ALLES war eine Lüge! Du… widerst mich an!“ Kopfschüttelnd stürmte „ich“ zur Tür hinaus und ließ sie mutterseelenallein. Anna brach erneut in Tränen aus und schrie qualvoll durch das ganze Apartment.
„NEEEIN! NEEEeeeeiiiin… Nein… BITTE… bitte lass mich nicht allein! GORDON! Ich liebe dich doch! Bitte… Gott… warum nur, WARUM?!“ Brüllend schleppte sie sich am Boden entlang, weil ich ihr das Herz gebrochen hatte. Ich hatte ihr alles genommen, ich Mistkerl.

„Mutter, ich will nicht mehr… Ich… Ich hab' ihn verloren. MEIN EIN UND ALLES, neeeiiin! Nein, Gordon!" Wehmütig zog sie sich an einem Stuhl hoch und stürzte verwirrt durch die Küche. Sie zerbrach Gläser, räumte die Schränke aus und warf alles mit einem lautstarken Gebrüll auf den Boden, bis sie erneut zusammenbrach und auf den Boden hämmerte. Sie war völlig verzweifelt.
„Warum nimmst du mir mein Glück? Warum? Warum darf ich nicht glücklich sein?" Dann war sie still, als ob sie aufhorchen wollte, doch es kam ganz anders. Sie stand auf und stürzte panisch ins Schlafzimmer, direkt an mir vorbei. Was hatte sie nur vor? Besorgt rannte ich ihr hinterher und beobachtete ihr Treiben. Nach und nach warf sie stillschweigend ihre Kleider aus dem Kleiderschrank, bis letztendlich eine kleine Glasflasche zum Vorschein kam.
„Meine Güte, nein!" Erschüttert rannte ich zu ihr und versuchte sie davon abzuhalten, etwas Falsches zu tun, aber ich konnte nichts tun, ich… war dazu gezwungen, hilflos zuzusehen. Das war der schlimmste Augenblick meines Lebens. Sie nahm das Fläschchen und rannte zurück in die Küche. Sie öffnete den Kühlschrank und nahm den Wein, den wir am Sonntagabend getrunken hatten. Dann… Sie öffnete das Fläschchen und… Sie schluckte diese weißen Tabletten, eine nach der anderen mit Wein runter.
„Nein, ANNA!" Ich war machtlos. Ich war der Zuschauer dieser Tragödie, die ich selbst verursacht hatte. Weinend sank ich an dem Türrahmen der Küche zu Boden und wurde Zeuge meiner schrecklichsten Vorstellung. Sie, mein größter Schatz, der Sinn meines Lebens… Sie nahm sich vor meinen Augen das Leben. Und das letzte, was ich ihr gesagt hatte, waren kaltherzige Vorwürfe und Frechheiten. Ich hatte alles kaputt gemacht. ALLES! Ich hasse mich!
Nach einigen Tabletten fiel sie zu Boden und sprach ihre letzten Worte: „Mama… Mama, ich komme zu dir. Du… warst die einzige, die mich je… geliebt hat… Mam… ma…" Dann schlief sie ein. Niemals sollte sie wieder erwachen.
„Lass mich nicht allein… Anna ich liebe dich doch auch! Du darfst nicht gehen. Ich brauche dich!" Da lag sie. Kein Lächeln mehr; Kein Lachen. Weinend kroch ich zu ihr und streichelte ihre blassen Wangen. Das

letzte Mal, dass ich sie berühren durfte? Ich wollte so gern ihre Stimme hören.
„Anna, bitte sag was! Bitte…“ Mein Schmerz war unerbittlich, ich war innerlich gestorben. Mit ihrem Herzen starb auch meins. Doch dann… Ehe ich mich versah, kam mein anderes Ich unerwartet durch die Tür, woraufhin ich schnell zum Türrahmen zurück kroch, um „meine“ Reaktion zu beobachten.
„Anna… Ich… Anna?“ Die Angst war „mir“ ins Gesicht geschrieben. Besorgt beugte „ich“ mich zu ihr.
„Anna? Nein… ANNA! SAG WAS! BITTE SAG WAS!“ So sehr „ich“ sie auch rüttelte und schüttelte, sie zeigte keine Reaktion. Dann sah „ich“ die Tabletten im Glas und schrak innerlich zusammen.
„Oh Gott nein! Gott… Gott… bitte lass sie nicht…“ Panisch tastete „ich“ ihren Puls ab, bis alle Hoffnung versiegt war. Genau wie ich kurz zuvor, brach auch mein anderes Ich in Tränen aus und sank zu Boden. Es war, als ob ich diese Situation zwei Mal erlebt hätte. Mein anderes Ich drückte sie weinend an sich und küsste ihr lebloses Gesicht.
„NEIIIN! DU DARFST NICHT TOT SEIN, ANNA! WARUM? Warum hast du das getan? NEIIIN!“ Hatte ich diesen Tag tatsächlich verdrängt? Ich wünschte, ich hätte das nie mitansehen müssen. An diesem Tag war ich innerlich gestorben, es war der schlimmste Tag meines Lebens.
„Gott… Ich habe nie an dich geglaubt, aber wenn es dich gibt… Bitte, bitte nimm sie mir nicht weg! Ich brauche dich Anna, ich liebe dich doch! HÖRST DU?!“ Trüb und leer sah ich, wie „ich“ sie fest an mich drückte, aber ich hatte sie bereits verloren. Es war zu spät.
Als ich da am Türrahmen saß, wollte ich meinem anderen Ich am liebsten die Kehle aufschlitzen. Es war so beirrend, das war doch ich selbst! Aber wie konnte ich nur so etwas tun? Das durfte nicht wahr sein! Gedanklich flehte ich darum, dass es nur ein Traum war, doch dann kam der entscheidende Moment, der mich entsetzte, fast noch mehr als der Suizid meiner Freundin und alles andere, was ich bislang in Silent Hill erlebt hatte. Der alles entscheidende Moment, der auch das letzte Rätsel lüftete: Perplex sah ich, wie „ich“ mein eigenes Schicksal besiegelte.
„Anna, es tut mir leid. Ich bin ein Schwein! Ich… habe dich sterben lassen. Ich kann nicht ohne dich leben, NEIN! Nie wieder… Nein, das

kann ich nicht.“ Mein anderes Ich nahm das Fläschchen, das noch zu einem Drittel mit den Tabletten gefüllt war, und schluckte sie runter, eine nach der anderen. Ich konnte meinen Augen nicht trauen. Ich sah meinen eigenen Tod! Er… „Ich“… legte mich neben Anna, nahm sie in den Arm und küsste sie.
„Mein Engel, ich will mit dir zusammen sein, für immer. Gleich… gleich bin ich bei dir mein Schatz. Ich liebe dich.“ Mit gläsernen Augen starrte ich wie gelähmt auf das tote Paar und war sprachlos. Nein, ich war tot! Ich… Was war ich? Was… tot. Ich konnte keinen klaren Gedanken mehr fassen. Als ich einen Blick auf die Küchenuhr warf, war es 11:36 Uhr.
Angsterfüllt schloss ich die Augen und murmelte kontinuierlich einen Satz vor mich hin.
„Das ist nicht wahr! Das ist nicht wahr!“

Als ich meine Augen wieder öffnete, befand ich mich wieder in der Kirche.
„Was… Ich bin wieder hier? War das wieder ein Traum? Ich kann mich wieder an alles erinnern.“ Als ich zu Boden blickte, sah ich die vor mir liegende gekrümmte Schwester. Sie hielt sich eine Hand an ihre stark blutende Brust und sah mich gehässig an.
„Jetzt… kennen Sie die Wahrheit! Und mein Tod… wird Sie aus dieser tragischen Misere nicht befreien. Sie sind ein Feigling, Mr. Cooper, wahrhaftig… Auch Sie werden seiner Rache nicht entkommen.“ Man merkte ihr an, dass sie kaum noch bei Kräften war und ihre letzte Energie dazu nutzte, um mir Schuldgefühle einzubläuen. Aber im Grunde hatte sie Recht. Meine Schuldgefühle fraßen mich innerlich auf, sodass mir auch die Motivation fehlte, mich zu verteidigen, schließlich hatte ich das Leben zweier Menschen zerstört.
„Nein… ich… Das darf nicht sein, das wollte ich nicht! Das war doch nie meine Absicht!“ Verzweifelt starrte ich in die Leere des Raums und versuchte zu realisieren, was ich angerichtet hatte. Im Laufe meiner Reise waren mir viele Gedanken in den Sinn gekommen, die zum Teil wirklich absurd waren, aber nie hatte ich mir eine solch abscheuliche Schandtat zugetraut. Anna war alles für mich! Wie konnte ich das zulassen, WIE?

Mrs. Anderson hatte ihre Genugtuung und diesen Triumph spielte sie auf ihre rechthaberische und tadelnde Art schamlos aus.
„Die Wahrheit… kann entsetzlich sein… und das ist der Grund warum wir lügen. Sie… hat gelogen, um Sie glücklich zu machen… Um Ihnen ein Lächeln zu entlocken… Um Ihnen eine heile Welt vorzugaukeln, die sie sich immer gewünscht hatte. Sie hat eine Welt aus Lügen konzipiert, und das nicht nur für sich selbst, sondern auch für Sie.“ Sie krümmte sich vor Schmerz, aber sie ließ es sich nicht nehmen, ihre Weisheiten zum Besten zu geben.
„Wahrheit… Was ist das eigentlich? Und was ist eine Lüge? Sind das auch Gegensätze, die einander bedingen? Kann ein ausschließlich ehrlicher Mensch eigentlich glücklich sein? Kann ein lügender Mensch sündenfrei sein? Sie sehen, Mr. Cooper… dass es mit der Wahrheit nicht immer so einfach ist. Jetzt sehen Sie es, leider zu spät. Sie selbst sind schuld am Tod Ihrer Partnerin. Und mein Tod… ist keine Lösung für Ihr Problem. Wenn überhaupt… war es wohl Ihr eigener.“ Stück für Stück trug sie die Reste ab, die von meinem Stolz, meiner Würde und meinem Kampfgeist übrig geblieben waren. Nein, es war doch… Meine Wut auf Anna war doch lediglich eine affektbedingte Reaktion.
„NEIN! Das ist nicht wahr! Ich bin kein schlechter Mensch!“ Hin und her gerissen rang ich um meinen Verstand, bis ich mich erneut an Anna wandte, die noch immer neben Andrew auf dem Boden kniete.
„Anna, es tut mir schrecklich leid! Glaubst du auch, dass ich das hier heraufbeschworen hab? Mein Schatz… Als du gestorben bist, war auch ein Teil von mir gestorben, ohne den ich nicht weiterleben konnte.“
„Warum… sollte sie Ihnen zuhören?“, intervenierte Mrs. Anderson, die blutüberströmt am Boden lag.
„S… Sie haben ihr auch nicht zugehört… I…ich bin kein Unschuldslamm, d…das bestreite ich auch nicht. Meine… Zeit ist gek… kommen, in… der ich meine g… gerechte Strafe antr… treten muss. F… Fügen Sie sich und folgen… Sie meinem Beispiel. Heilige Mutter, ich ersuche d… dich. Be… befreie uns. Der Tag der Abrechnung naht. Sie… können nichts… tun, ich…“
Dann verklangen ihre von Leid und Schmerz gezeichneten letzten Worte, woraufhin sie an der starken Blutung starb. Ich hatte sie erschossen, einen Menschen. Was war nur aus mir geworden? Erst der

Rückschlag mit Anna, dann Bernard und dann sie. Niedergeschlagen blickte ich zu ihrer Leiche hinab. Diese Leere in meinem Körper… Alles, was ich bisher erlebt hatte, zog an meinem inneren Auge vorbei und ergab plötzlich einen Sinn. Ich durchlebte einen Albtraum, der dazu bestimmt war, Buße zu tun und in die Rolle eines Menschen zu schlüpfen, der sein Leben lang Grausamkeiten und Ungerechtigkeiten ausgesetzt war.

Verträumt starrte ich auf mein erschütterndes Werk, als ich plötzlich das Tapsen mehrere Schritte aus unmittelbarer Nähe vernahm. Kurz daraufhin öffnete sich hinter mir die Tür, wo das kleine Mädchen völlig unerwartet in das Zimmer stürmte. Doch als es dann den leblosen Körper von Mrs. Anderson erblickte, rannte es mit großem Entsetzen zu ihr hin und beugte sich besorgt zu ihr.
„Oh Nein! Mrs Anderson, bitte sagen Sie doch was!“ Rührig zerrte sie am Kleid der Baroness, bis sie feststellen musste, dass sie nicht mehr am Leben war. Es war eine furchtbare und mitleiderregende Situation. Sie erflehte das Wohl dieser Schwester, die sie scheinbar sehr gerne hatte, während ich regungslos das herzergreifende Schauspiel beobachtete und unerträgliche Schuldgefühle hatte.
Doch dann ertönte eine vertraute Stimme aus dem Hintergrund. Es war Andrew, der sich von Anna entfernte und wie üblich mit gleichgültiger Miene auf mich zukam.
„Du hast den Kreis vollendet, Gordon. Sie verdiente den Tod mehr als jeder andere auf dieser Welt. Aber du hast mir diesen Genuss, diese Genugtuung zunichte gemacht. ICH wollte sie töten, sie zu Tode quälen und foltern, bis sie elendig draufgeht.“ Daraufhin hakte Anna ein, die noch immer trübselig und bekümmert am Boden saß.
„Nein, Andrew… Niemand hat den Tod verdient, nicht einmal sie.“
Andrew war außer sich vor Bestürzung:
„Was sagst du da?! Natürlich hat dieses Miststück den Tod verdient! Sie hat unser Leben zerstört, hast du das vergessen?“ Doch aus Annas Mund sprach die reine Vernunft, Nachsichtigkeit und Reue.
„Mein Leben war sowieso ein niemals endender Kampf. Ich wollte nie, dass es so weit kommt. Sieh nur, was ich angerichtet habe! Mein Hass hat diese abscheuliche Welt geschaffen. Aus meiner Rachsucht

resultierte ein barbarisches Blutbad. Ich bin ein eiskaltes Monster. Wo ist meine Güte, mein Nachsehen, meine selbstlose, liebenswerte Art? Gott muss all seinen Glauben in mich verloren haben und Gordon auch, dabei wollte ich doch nur unser Glück.“ Das war Anna, wie ich sie kannte. Sie machte sich endlos Vorwürfe, bis sie daran verzweifelte. Andrew nahm dazu Stellung und versuchte sie vom Gegenteil zu überzeugen.
„Anna, mach dir keine Vorwürfe. Du warst stets der gutmütige Mensch von uns beiden, aber das hat nie jemand zu schätzen gewusst, ganz im Gegenteil. Sie alle haben dir das Leben zur Hölle gemacht und das trotz deiner wehmütigen Geschichte.“ Dann wandte er seinen Blick abfällig zu mir und fuhr fort: „Und Gordon?... Der soll dich geliebt haben? Sogar er hat dich im Stich gelassen, und zwar in dem Augenblick, als es darauf ankam, dir beizustehen.“ Andrew wurde immer lauter und wütender. Vor meinen Augen machte er mich hemmungslos zum Sündenbock.
„Er ist genau wie alle anderen: Ein rücksichtsloser, eigennütziger Egoist, ein Feigling, ein oberflächlicher, skrupelloser Schweinehund, der nur auf seinen Vorteil bedacht ist, nichts weiter!“
„DAS IST NICHT WAHR!“ Erzürnt über seine bodenlosen Frechheiten schrie ich den erzürnten Wicht an, der Anna systematisch gegen mich aufzuhetzen versuchte.
„Ich habe Anna geliebt! Und daran hat sich nie etwas geändert. Dieser Brief hatte mich… Natürlich war das zunächst schockierend, was ich da las. Das stellte meine Welt in nur einem kurzen Moment komplett auf den Kopf, weil ich nie mit einer solchen Wahrheit gerechnet hatte. Ich würde ja sagen, dass sie es mir von Anfang an hätte sagen müssen, aber… Ich weiß, warum sie es nicht getan hat… jetzt verstehe ich es, die Reise hat es mich gelehrt, zufrieden? Es tut mir leid! ES TUT MIR LEID!“ Aber Andrew schien das gar nicht zu beeindrucken. Anna hingegen senkte ihren Blick nachdenklich zu Boden. Es war sonderbar, wie gegensätzlich sich die beiden verhielten, obwohl sie Teil eines Ganzen waren.
„Du verstehst gar nichts, Gordon. Warum hast du es zugelassen, dass sie sich das Leben nahm? An diesem Tag ist ihre ganze Welt zusammengebrochen, und das nur weil du dich überrumpelt fühltest? Mensch, der arme Gordon, das muss ja eine Katastrophe für dich

gewesen sein, du Weichei!“ Zornig und fluchend kam er näher und näher, während seine hasserfüllten Blicke mich fesselnd anstarrten. „Und zu allem Überfluss hast du sie in den Trümmern ihres zerstörten Traums liegen lassen, du Dreckschwein! Sie hat alles verloren. Und du Scheißkerl hast es genossen, sie leiden zu sehen und deine ganze Wut an ihr auszulassen.“ Bangend ging ich einige Schritte zurück, zumal ich nicht wissen konnte, zu was dieser Kerl in einer solch angeheizten Situation fähig war. Diabolisch machte er sich über mich lustig. „Pf… Schau dich nur an! Hast du Angst?“ Dann blieb er stehen und atmete tief durch, als ob er sich selbst beruhigen wollte.
„Ich bin der einzige, der sie versteht und ich war auch der einzige, der immer für sie da war, auch wenn sie mich auf immer und ewig verdrängen und beseitigen wollte. Die Welt da oben hat sie zu dem gemacht, was sie jetzt ist, nämlich ein Wrack ohne jeglichen Lebenswillen.“ Belehrend hielt er seinen Zeigefinger an mein Kinn. Ich hingegen war paralysiert, weil ich großen Respekt vor dem Knaben hatte. Außerdem… Was hätte ich ihm antun sollen? Er war in gewisser Weise der Mensch, den ich über alle Maßen liebte. Eine wirklich seltsame Vorstellung…
„Unser Rachefeldzug ist noch lange nicht vorbei. Er hat gerade erst angefangen!“, flüsterte er mir drohend zu. Dann wandte er sich von mir ab und reichte dem kleinen Mädchen die Hand.
„Komm, meine Kleine, es wird Zeit!“ Das kleine Mädchen stand konsequent auf und folgte ihm auf Schritt und Tritt. Sie nahm ihn an der Hand, warf mir einen letzten traurigen Blick zu und begleitete ihn zu Anna. Verwundert rief ich Andrew hinterher:
„Was hast du jetzt vor?“ Aber er hatte es wohl nicht nötig, auf meine Frage zu antworten. Vertrauensselig streckte er Anna seinen anderen Arm entgegen und sprach:
„Anna, gib mir deine Hand. Vertrau mir, schließlich war ich immer für dich da. Ich vergebe dir, was du getan hast. Ich liebe dich so, wie du bist.“ Verunsichert sah sie ihn an und reichte ihm zögerlich die Hand.
„NEIN, TU’S NICHT!“, warnte ich sie, aber es war bereits zu spät. Anna erhob sich und bildete zusammen mit Andrew und dem kleinen Mädchen einen Kreis, woraufhin ein gleißendes Licht den ganzen Raum erfüllte. „Lasst uns erwachen!“

Kapitel 29

Das Licht war so hell, dass ich nur noch ihre Silhouetten erkennen konnte, wie sie ineinander übergingen. Sie verschmolzen vor meinen Augen zu einer einzigen Gestalt, aber das war noch nicht alles. Nachdem sie miteinander fusionierten, konnte ich im Quell des gleißenden Lichts die Silhouette einer Frau erkennen, die sich wie durch Zauberei in die Lüfte erhob. Geblendet hob ich meine Arme schützend vor mein Gesicht und ging einige Schritte zurück.
„Was zum…“ Als sie etwa drei Meter an Höhe gewonnen hatte, nahm auch das Innenleben des Raums völlig neue Formen an. Im krassen Gegensatz zu der mystischen Aura, die die Halle zuvor ausstrahlte, zeugte der neue Raum von Leid und Finsternis. Amorphes Gewebe bewegte sich fortlaufend an den Wänden, ebenso an der Decke, von der zu allem Überfluss schwarzrotes Blut tropfte. Der Boden wiederum war pechschwarz geworden und waberte vor sich hin, wodurch die Haftung am Boden umso schwerer war. Doch was aus Andrew, Anna und dem kleinen Mädchen geworden war, ließ sich kaum in Worte fassen.
„Allmächtiger…“ Fassungslos richtete ich meinen Kopf nach oben zu der fusionierten Gestalt. Völlig nackt saß sie auf pechschwarzen Haaren, die ihr in Scharen aus dem Kopf wuchsen und sich kreuz und quer über den ganzen Raum erstreckten. Ihre gänzlich grellweiß strahlende Haut stand in starkem Kontrast zu ihren pechschwarzen Augen, die von endloser Leere und Gefühlskälte zeugten, ebenso ihr gleichgültiger und kalter Gesichtsausdruck, den ich von Anna in der Form nie kannte. Unmittelbar hinter ihrem Rücken drehte sich eine große Scheibe, auf der das Motiv von Yin und Yang abgebildet war. Der Durchmesser der Scheibe selbst war in etwa doppelt so groß wie das Wesen, von dem ich dachte, dass es noch immer eine Form von Anna war.
Ihr Erscheinungsbild war nahezu unbeschreiblich, zum Einen erschreckend bedrohlich und Ehrfurcht erweckend, zum Anderen aber faszinierend und fesselnd. Auf den Unmengen an Haaren saß ein makelloser Körper, fast puppenhaft mit einer Haut wie aus Porzellan, eine Erscheinung, die abgesehen von den auswuchernden Haaren einem

Engel gleich kam. Es war verwirrend, weil ich ihn angsteinflößend, aber zugleich faszinierend schön fand. War es denn immernoch die Anna, der ich mein Leben vermacht hatte? Oder waren die drei Seelen die miteinander fusionierten zu einer neuen Lebensform mutiert, die nicht mehr den Menschen ausmachte, den ich liebte?
Hoffnungsvoll appellierte ich an ihre Güte, weil ich davon überzeugt war, dass Anna nicht fort war und der gute Kern in ihr auf mich reagieren würde.
„Anna… Was immer du jetzt auch vor hast. Was… immer IHR auch vorhabt, bitte tut nichts, was eurem herzlichen und liebevollen Wesen widersprechen würde. Du, Anna und Andrew… ihr seid mehr als nur ein Spielball dieser Unmenschen, die nie an eurem Wohl interessiert waren, sondern viel mehr daran, wie sie DICH… oder vielmehr EUCH für eigenen Zwecke missbrauchen konnten. Bitte bleib das herzensgute Mädchen, das ich kennen und lieben lernen durfte.“ Doch auf meine ersuchenden Worte ertönte eine Mixtur, sich überlagernder bedrohlicher Stimmen, die nichts Gutes verheißen ließen.
„Es gibt keine Anna! Sie ist an dem Tag gestorben, als ihr Vater ihr das Leben genommen hat.“
„Nein, das glaube ich nicht.“, widersprach ich bestimmend, trat einige Schritte an sie heran, was auf dem wabernden Boden zunehmend schwieriger wurde und fuhr fort.
„Ich selbst habe ihren… nein, DEINEN bezaubernden Charakter kennen gelernt. Deine Kindheit war grausam, aber du warst trotzdem stark genug und konntest dich aus der Tyrannei deines Vaters befreien und all seinen Hass hinter dir lassen. Du hast dir aus eigener Kraft selbstständig ein völlig neues Leben aufgebaut.“
„Ein Leben in fortdauernder Zwietracht. Glücklich war sie nie.“, intervenierte das Wesen, thronend auf ihrem eigenen pechschwarzen glatten Haar, das sich restlos über den gesamten Raum ausgebreitet hatte. „Doch… das war sie…“ entgegnete ich in einem trauernden Unterton und ließ sowohl meinen Kopf, als auch meine Schultern wehmütig und schulderfüllt hängen. „Wir waren glücklich, bis… ich ihr das Glück wieder genommen habe. Weil… ich ein Mistkerl bin und… aus gekränktem Stolz meine Laune nicht unter Kontrolle hatte. Es ist meine Schuld.“ Daraufhin war es kurz still, bis ich überzeugt meinen

Einwand ergänzte und mich ihr entschlossen wieder zuwand: „Aber glücklich war sie! Und sie zeigte mir jeden Tag wir groß und stark ihr Herz war! Das ist nicht einfach so mir nichts dir nichts weg, DU bist mein Herz, Anna!“ Mit gläsernen Augen streckte ich ihr erwartungsvoll meinen Arm entgegen.
„Ughhhh Ngrrr“ Kläglich hielt sie schmerzerfüllt beide Hände an ihren Kopf. „Hör… AUF DAMIT!“ Offenbar fanden meine Worte an sie tatsächlich Anklang, allerdings schien es sie auch zu verletzen, woraufhin sie herrisch und gebieterisch schrie und ihren Oberkörper hin und her, von der einen zur anderen Seite riss, als sei sie nicht mehr Herr ihrer Sinne. „ARG! … SEI RUHIG du Wurm!!“ Daraufhin hörte ich einen hallenden Hilfeschrei, der unmittelbar aus ihrem Körper ertönte.
„Was… ANNA? Hörst du mich?“ Allem Anschein nach gelang es mir, einen Teil von ihr durch meine Worte, die an sie gerichtet waren, zu erreichen, aber das schien dieser Kreatur ganz und gar nicht zu gefallen. Mit einem tosenden Gebrüll bündelte sie einen Teil ihrer schwarzen Haare und stieß sie mit gewaltiger Kraft direkt in den Boden, woraufhin dieser zu beben begann. Verängstigt taumelte ich auf dem wabernden Boden umher und wusste nicht, wie mir geschah.
„Du… bist ein Gotteslästerer! Die heilige Mutter ist bei uns, wir spüren all ihre gegenwärtige Herrlichkeit und können nicht zulassen, dass du ein Verräter wie du uns dazwischen kommt. Du hast nicht nur die heilige Mutter verraten, sondern auch Anna! Also schweig und ersticke an deinen Lügen!“ Ihr mordlüsternes Geschrei kündigte einen gefährlichen Angriff an, der sich unter dem Boden bemerkbar machte. Kurz darauf geschah es: Mit einem mächtigen Stoß traten ihre pechschwarzen Haare in Form einer Säule an die Oberfläche. Er erwischte mein rechts Bein und schleuderte mich auf den Boden, der aufgrund seiner seltsamen Struktur glücklicherweise nicht allzu hart war. Trotzdem lag ich wehrlos dort und verlor für einen Moment die Orientierung, während ich sie weiter in ihrer Vielstimmigkeit reden hörte:
„Du hast die Ehre, Zeuge unseres Aufstiegs zu sein. Mrs. Anderson und die Organisation mochte mein Vertrauen missbraucht haben, da hast du recht, aber sie haben es für einen Zweck getan, der so viel wichtiger ist als alles andere. Uns wurde die Ehre zuteil, dieses Opfer zu bringen, und so soll es sein.“

„Nein, das lasse ich nicht zu! Anna würde das genauso wenig wollen. Dafür liebt sie die wunderbaren Dinge unserer gottgegebenen Natur zu sehr, auch wenn sie ihre eigene Natur hasste. Aber so missgünstig war sie nicht!“ rief ich ihr belehrend entgegen und stützte auf meinem Knie wieder auf. „Nur weil sie selbst kein Glück im Leben hatte, hätte sie es niemals den Menschen genommen, die es verdient hatten glücklich zu sein. Ja, das Leben ist nicht fair, nicht jeder bekommt das, was er verdient, aber das gibt uns nicht das Recht über die zu richten, die an unserem Unglück nicht schuld sind und einfach nur ihr Leben leben wollen. Anna hat ein gutes Herz, DU hast ein gutes Herz! Ich gebe dich nicht auf! Egal wie oft du mich angreifst“ Es war nicht mehr nur das Leben meiner Freundin, sondern auch das vieler anderer, das von meinem Handeln abhängig war. Erneut sah man ihr an, dass sie mit sich selbst rang und einen inneren Kampf mit sich selbst führte.
„Du sollst damit aufhören… HÖR AUF!“ Ihr Schrei hallte durch den ganzen Raum und hinterließ ein seltsames Echo. Daraufhin schien sie sich jedoch wieder unter Kontrolle zu haben. „Hast du eigentlich eine Vorstellung davon, wie viel Macht wir jetzt besitzen? Wir… können die Grenzen dieses Reichs, das wir nach unseren Vorstellungen geschaffen haben überschreiten, Gordon! Es muss nicht länger nur diese Welt sein, in der wir entscheiden, wer verurteilt wird, wer für seine Sünden büßen muss und wer die Gerechtigkeit der heiligen Mutter erfährt.“ In ihrem Größenwahn ballte das Wesen dort oben beide Fäuste und leuchtete am ganzen Körper, ganz so als ob sie mehr und mehr das Potential ihrer Kraft erkannte, die ihr nun innewohnte. „Endlich können wir die Grenzen dieser Vorhölle durchbrechen und dieser verkommenen Welt einen Neuanfang ermöglichen, um sie aus dem Sündenpfuhl zu befreien und die neue Welt auf der Basis einer anderen Natur aufbauen, in der die Gesetze unserer heiligen Mutter gelten und nicht das Elend, das wir einer lebensfeindlichen Evolution zu verdanken haben. Der Plan der heiligen Mutter ist viel größer, als unser Vergeltungszug, der damit einhergehen wird. Nichtsdestotrotz… werden wir ihn genießen.“ Herrisch verkündigte sie den Größenwahnsinn ihres Plans, wodurch der Zorn in der Gestalt die Güte Annas einmal mehr verdrängte, zu groß waren der Hass und die Rachsucht, die dieses Wesen in sich vereinte. All die Jahre trugen dazu bei, dass sich der Hass in Anna manifestierte,

und zwar in der Person Andrew, ihres früheren Ichs Andrew, als das sie gezwungen war zu leben. Es war vielmehr ein böswilliges Wesen, das Annas Potential in ihrer Spiritualität erkannte und genau wie dieser Orden versuchte sie und ihr besonderes Wesen zu instrumentalisieren. Solange es die Überhand ergriff, war es unmöglich Anna zu erreichen, sinnbildlich für das Monster, das dort oben unheilvoll schwebte. Anna war jahrelang gefangen. Niemand hatte ihre Hilfeschreie vernommen. Und nun galt es, mich dieser Aufgabe zu stellen und das zu bereinigen, wo ich zuvor versagt hatte.

„Nicht jeder hat dich gehasst, Anna. Da draußen gibt es auch Menschen, die ebenso bitterlich leiden müssen wie du, und das weißt du."

„Du hast es erfasst! Und deswegen muss diese Welt von diesem Schmutz befreit werden." Tadelte sie mich und ließ sich nicht mehr so leicht beirren, aber aufgeben wollte ich noch lange nicht.

„Hast du gesehen, was ich alles auf mich genommen habe, nur um dich wieder zu sehen, wieder in meine Arme schließen zu können und wieder einen Sinn in meinem Leben zu finden? Ich wollte dich… sie… doch nur glücklich machen und für immer mit ihr zusammen sein. Warum Anna? Warum hast du das nur getan?" Erneut standen mir die Tränen in den Augen. „Wir hätten beide unendlich glücklich werden können. Siehst du nicht, was ich für dich getan habe? Glaubst du, ich hätte diese Tabletten geschluckt, wenn du mir das nicht wert gewesen wärst?"

„Arghhgrr Lass… das!" Selbst in diesem Zustand war das Gute in ihr nicht verloren. Ich spürte, wie sie um die Kontrolle ihres Körpers kämpfte und mit sich rang. „Anna, verdammt, ich liebe dich doch! Meinst du, ich hätte so reagiert, wenn ich dich nicht geliebt hätte? Ja, ich war geschockt und habe dich einfach so da liegen lassen. Als ich das Haus verließ, zerriss es mir schon das Herz, dich so leiden zu lassen. Ich wollte, dass du leidest! Ich wollte, dass du siehst, wie sehr mich dieses Geheimnis verletzt hatte, aber… ich wollte es auch, weil… Ja, weil ich dich auch spüren lassen wollte, wie viel du mir bedeutest." Obwohl ihr Gesicht starr gefühlskalt und ausdruckslos aussah, fühlte ich den inneren Kampf ihrer bipolaren Gefühlswelt. Ich ging noch näher auf sie zu und appellierte unaufhörlich an ihren Verstand.

„Anna, es wäre egal, was du machst. Es ist egal, was passiert, ob du mich hasst, mich enttäuschst oder verletzt. Ich liebe dich und kann nicht

ohne dich leben.“ Genau in diesem Augenblick trat etwas Schwarzes aus ihrem Brustkorb, woraufhin sie anfing bitterlich zu schreien. Nun erkannte ich, worum es sich bei diesem schwarzen Objekt handelte. Wie versteinert sah ich mit an, wie ein schwarzes Herz aus ihrer Brust trat. Konsequent zog ich wie von Geisterhand geführt die Pistole aus meiner Tasche und schoss hemmungslos auf das schwarze Organ, das bei jedem weiteren Schuss pechschwarzes Blut aussonderte. Es war seltsam… In diesem Moment dachte ich noch nicht einmal darüber nach, ob ich Anna dabei Schaden zufügte oder nicht. Es war, als ob mich eine fremde Macht kontrollierte. Die schmerzerfüllten Schreie der Kreatur waren ohrenbetäubend und markverzerrend.
Das war der Beginn einer Schlacht, die nun nicht mehr verbal ausgefochten werden sollte.
Nachdem sie sich von ihrem Schmerz erholt hatte, startete sie mit einem luftzerreißenden Schrei den nächsten Angriff. Erneut bündelten sich ihre Haare auf beiden Seiten zu dicken Stricken, die sie mit voller Wucht wie Gliedmaße in den Boden schlug. Angsterfüllt rannte ich unkoordiniert durch den Raum, um den tödlichen Angriffen zu entgehen. Der Boden bebte unaufhörlich.
Hastig lief ich kreuz und quer durch die Halle, ohne dabei meinen Blick von dem Monster abzuwenden, schließlich konnte sich jeden Moment eine weitere Gelegenheit bieten, der Kreatur Schaden zuzufügen.
Aber konnte ich auch wirklich davon ausgehen, dass Anna dabei keinen Schaden erlitt? Irgendetwas musste ich tun! Dieses Wesen durfte keinen Besitz von ihr ergreifen. Außerdem… Auch wenn sie mir die Welt bedeutete, durfte ich nicht zulassen, dass sie eine Gefahr für die reale Welt darstellte. Nein… Darüber wollte ich nicht nachdenken. Trotz der aussichtslosen Zustände hielt ich mich noch immer an einem Fünkchen Hoffnung fest, dass Anna und ich noch eine Chance erhalten würden.
Dann war es wieder soweit: Die erste Ranke schoss in einem erstaunlichen Tempo aus dem Boden. Jeder Sprung musste genau abgestimmt sein, sodass ich im richtigen Moment zur Seite springen konnte, was mir aber aufgrund des wabernden Bodens äußerst schwer fiel. Kurz daraufhin machte sich auch die zweite Säule aus pechschwarzem Haar durch ein beunruhigendes Beben bemerkbar, das mich auf einen bevorstehenden Angriff vorbereiten sollte. Aber dieses

Mal trat die dicke, schwarze Ranke unmittelbar nach dem ersten Beben aus dem Boden hervor, womit ich ganz und gar nicht gerechnet hatte. Dementsprechend verheerend waren auch die Folgen ihres Angriffs: Die Ranke traf ihr Ziel ins Schwarze und schleuderte mich kopfüber nach oben. Wenn es diesen wabernden Boden nicht gegeben hätte, hätte ich den Sturz aus dieser Höhe vermutlich nicht überlebt. Dennoch brachte dieser Angriff Verletzungen mit sich, die mir in diesem Kampf ein großes Handycap verschafften.
„Shit…“ Klagend lag ich auf dem Rücken und hielt meine linke Schulter, auf die ich soeben gefallen war. Doch so unerträglich diese Schmerzen auch waren, ich durfte keine Zeit zu verlieren, da es jederzeit zu einem weiteren Angriff kommen konnte. Zu meinem Glück war das mutierte Wesen damit beschäftigt, „Herr“ seiner Sinne zu werden. Annas Güte war stark in ihr. Ironischerweise kämpfte sie ihr ganzes Leben gegen sich selbst. Der Gedanke daran, dass dies ihr letzter Kampf gewesen sein konnte, trieb mir das Wasser in die Augen. Auch dieses Mal drang ein schwarzes Herz an die Oberfläche, woraufhin ich meine „44er“ zückte und mit meinen Kugeln im Magazin bleibenden Eindruck hinterlassen konnte.
„Lass… sie… frei!“ Nach jedem meiner Worte folgte ein beherzter Schuss, der direkt ins Schwarze traf und zwar im wahrsten Sinne des Wortes. Nach vier Schüssen war das schwarze Herz jedoch wieder verschwunden. Ihr Haar wurde länger und lebendiger, als ob es seinen eigenen Willen gehabt hätte. Es spross fortwährend in Scharen aus ihrem Kopf, es war überall! Wie sollte ich da noch den Überblick behalten? Die Lage wurde kritischer und nervenaufreibender. Schweiß gebadet lief ich verzweifelt durch die Gegend und versuchte jeden Winkel des Raums im Auge zu behalten. Wie Würmer räkelten sich ihre schwarzen Haare an der Decke entlang, als ob sie mich von allen Seiten einkeilen wollten. Gegen einen solchen Angriff war ich nicht gefeit! Und dann… „Himmel, nein!“ Wie ein Häufchen Elend blickte ich zur Decke, wo sich zu allem Überfluss auch dort die Haare zu dicken Bündeln zusammenschnürten und wie Stalaktiten zunehmend nach unten wuchsen. Darüber hinaus bereitete sich das Wesen auf seinen nächsten Angriff vor.

„Was jetzt?“ Meine Ausdauer ging zur Neige, mittel- und kraftlos sah ich mich um und sah ein, dass ich es mit der allgegenwärtigen Bedrohung nicht aufnehmen konnte. Wie sollte ich dagegen ankommen? Je länger ich darüber nachdachte, desto mehr Zeit verlor ich zu handeln. Langsam, aber zielstrebig wuchsen die Haare weiter und tiefer von der Decke herab. Inzwischen hatte sie erneut ihr Haar in den Boden gestoßen. Einen weiteren Fehler durfte ich mir also nicht erlauben, das hätte mein Schicksal besiegeln können.
„Ok…“ Seufzend fasste ich meinen ganzen Mut zusammen und bereitete mich geistig auf die nächste Hatz vor. Jeder Schritt musste bedacht sein. Als es anfing zu beben, lief ich panisch los. Wie in einem Hindernislauf umging ich die zahlreichen, schwarzen Säulen, die von der Decke herunter ragten. Keuchend rannte ich wie ein Irrer durch die Halle und wartete auf die Angriffe der unterirdischen Ranken. Das engelsgleiche und doch kaltblütig anmutende Wesen hingegen saß noch immer bewegungslos auf ihren Haaren und schlug die Beine übereinander. Sie musste sprichwörtlich keinen Finger rühren, während ich ums nackte Überleben kämpfte. Ihr neues Angriffsmuster zeugte jedoch davon, dass sie aus ihren Fehlern gelernt hatte. Die erste Ranke stieß wuchtartig direkt vor mir aus dem Boden, woraufhin ich – genau wie zuvor – zusammengefahren stehen blieb, um zur Rechten auszuweichen. Doch die zweite Ranke stieß unmittelbar danach genau dort hervor, wo ich hinsprang und somit unglücklicherweise genau in diese zweite Ranke hinein, die sich unter mir zusammenbauschte und mich ruckartig in die Höhe beförderte.
„NEIN! Ugh…“ Mit voller Härte schlug mein Körper an der Decke auf, wo mich das Haar fixierte und hilflos hingen ließ.
„Ghh.. gnein..g…“ Das war mein Ende. Ungeheuerliche Schmerzen durchfuhren meinen Körper, der gänzlich von Haaren an der Decke festgebunden war.
„Hi…lfe ugg“ Als sich das Blut in meinem Mund sammelte, war mir klar, dass ich den Kampf verloren hatte. Mein Schicksal war besiegelt.
„Du bist erledigt!“, teilte sie mir genügsam mit und hob mich gefesselt in ihrem Haarstrang zu ihr herab, wo ich etwa 3 Meter entfernt von ihr in der Luft hing und sie blutspuckend ansah. Mit letzter Kraft versuchte ich ihr schwer verletzt ins Gewissen zu reden.

„W…wenn du mich t..t…tötest, ugh… bist du allein. W… willst du wirklich… all… allein sein? Ich will… für dich… da sein!“ Dann war es still. Einen Moment später antwortete sie kühl und unbekümmert: „Ich war immer allein. Ich habe mich daran gewöhnt, auf mich allein gestellt zu sein. Wer allein ist, kann nicht enttäuscht werden.“
Dann kam mir eine Idee, die mir womöglich doch noch das Leben retten konnte, sofern das überhaupt Sinn ergab, schließlich war ich bereits tot, genau wie sie… Aber sie war nicht nur für mich eine ernstzunehmende Bedrohung. Sie war eine Bedrohung für alle. Ich hatte eine Verantwortung, der ich nachkommen musste, schließlich war ich Schuld an diesem ganzen Desaster, so sehr es mir auch das Herz brach.
„Ja… das mag sein. Aber… wer allein ist… muss auch alleine sterben.“ Unauffällig durchwühlte ich meine Tasche nach meinem Feuerzeug. „Das Leben… ist nun mal ungerecht. Du musst… es nehmen wie es kommt, auch… w… wenn es nicht fair ist. Das müssen wir alle akzep… akzeptieren…“ Erzürnt über meine unterrichtenden Worte unterbrach sie mich sofort. „LASS DAS! Wir hassen diese Halbweisheiten! „Oh, du kannst keine Kinder kriegen? Das musst du nun mal akzeptieren, schließlich gibt es Schlimmeres auf der Welt.“ Oder „Wie? Du fühlst dich in deinem Körper nicht wohl? Du musst lernen, dich selbst zu akzeptieren!“ „Was? Du hast das Gefühl, dass du weder etwas Halbes noch etwas Ganzes bist? Na hör mal, immerhin kannst du von Fug und Recht behaupten, dass du gesund bist, das zählt doch!“ Menschen, die deine Probleme nicht kennen und nachvollziehen können, haben gut reden. Die ganze Welt soll erfahren, was wir durchgemacht haben! Erst wenn sie alle unser Leid am eigenen Körper spüren, werden sie begreifen, was echte Qualen sind! Das zu sehen, wird eine Genugtuung für uns sein, ein Moment auf den wir schon so lange warten.
Mit deiner törichten Aussage hast du nun endgültig dein eigenes Schicksal besiegelt.“ In diesem Augenblick zückte ich das Feuerzeug aus meiner Tasche, hielt es direkt an den Haarstrang und teilte ihr meine letzten Worte mit:
„Es… tut mir leid…“ Nachdem ich ihr Haar in Brand gesteckt hatte, dauerte es nicht lang, bis sich das Feuer über all ihre Auswüchse verteilte und alles lichterloh in Flammen aufging. Mit einem tosenden Geschrei ließ sie mich auf den Boden fallen und wedelte ihr brennendes

Haar durch den ganzen Raum. Ein letztes Mal kam ihr schwarzes Herz zum Vorschein, woraufhin ich nicht lange zögerte und unbändig auf das ominöse Organ feuerte, bis meine Munition zur Neige ging. Sie schrie unerbittlich und hatte keinerlei Chance sich zu wehren, weil ihr Haar restlos in Flammen stand und sich das Feuer langsam aber sicher bis zu ihrem Kopf vorkämpfte. Verletzt schleppte ich mich in Sicherheit und beobachtete das lodernde Spektakel. Nachdem von ihrem Haar nichts mehr übrig war außer Asche, stand auch ihr graziler blasser Körper in in Flammen.
Sowohl das Verhallen ihrer qualvollen Schreie, als auch ihr gepeinigtes Gezappel kündigten ihren nahenden Untergang an. Weinend wandte ich meinen Blick ab, weil ich wusste, dass ich sie ein zweites Mal getötet hatte. Aber sie ließ mir keine andere Wahl. Ich musste endlich akzeptieren, dass Anna tot war und sie nichts zurück ins Leben brachte, genauso wenig mich selbst. Aber wenn es wahr war, was sowohl dieses Wesen, als auch Mrs. Anderson sagten, so durfte diese Gestalt nicht leben und musste sterben, egal wie hoch der Preis dafür war. Ich spürte sie in ihr, ein Teil von Anna steckte noch in ihr, aber sie war fort.

Indessen nahm die Gestalt des Raums wieder seine normale Form an. Das gewebeartige Gemäuer verschwand, woraufhin die kahlen, in Licht getrübten Wände wieder zum Vorschein kamen. Der Dreck blätterte von der Decke ab, die lichtspendenden Fenster traten hinter den lebenden Wänden hervor und auch der Fußboden gelang zu seiner ursprünglichen Form zurück. Der Körper des fusionierten Wesens sank zu Boden und retransformierte sich im gleichen Moment strahlend hell in das Antlitz von Anna.
Durch das Fenster zur Rechten fiel das Licht gebündelt und erhaben auf ihren regungslosen, am Boden liegenden Körper.
Besorgt ließ ich alles fallen und rannte unmittelbar zu ihr, um mich nach ihrem Wohlergehen zu erkundigen. Mit all meiner Willenskraft versuchte ich, sie zurück ins Bewusstsein zu rufen.
„Anna, bitte sag was!“ Was dachte ich mir dabei… Sie war doch schon längst tot, wollte ich es immernoch nicht wahrhaben? Zumindest durfte ich sie noch einmal im Arm halten, ihr hübsches Gesicht bewundern und es mir einprägen, damit ich es niemals vergaß. Als eine meiner Tränen

auf ihr Gesicht tropfte, öffnete sie wider Erwarten schwerfällig und kläglich ihre Augen und… mein Gott… lächelte mich sogar einen kurzen Moment später an, auch wenn man sehen konnte, dass sie mit ihren Kräften rang und sich nur schwer bei Bewusstsein halten konnte.
„G…Gordon, du bist da.“ Dieses Lebenszeichen rührte mich zutiefst, schon lange hatte ich nicht mehr so sehr geweint wie in diesem Augenblick.
„Anna, es tut mir so leid, alles! Ich… habe so viel Mist gebaut, dich im Stich gelassen und… dich sterben lassen. A… aber…“ Noch bevor ich meinen Kummer gänzlich zum Ausdruck bringen konnte, unterbrach sie mich in ihrer anmutigen und tröstlichen Art.
„Nein, Gordon. D… du brauchst dich nicht zu entschuldigen, m…mein Bärchen…“ Liebevoll legte sie ihre Hand auf mein Gesicht, während ich vor ihr kniete und sie weinend ansah.
„Ich will dich nicht verlieren Anna. Bitte… Sag, dass wir noch eine Chance haben.“ Flehend drückte ich ihre Hand und hoffte so sehr, dass es noch eine Möglichkeit gab, mit ihr an meiner Hand aus dieser Vorhölle zu entkommen, aber Annas Antwort war eindeutig:
„Es… war meine Entscheidung, Gordon. D… Du weißt, wie sehr ich gelitten hatte, auch wenn du mir Tag für Tag so viel Glück und Lebensfreude hast zuteil werden lassen. Ich… Ich habe meinen Frieden gefunden.“ Annas Augen waren auch mit Tränen gefüllt und ihre Hand zitterte auf meinem Gesicht. Sie durfte nicht sterben. Wie sollte ich das nur verkraften?
„D…Du hast mich erlöst und… dafür bin ich dir dankbar, mein Schatz.“ Wimmernd hielt ich meine Hand an ihre zitternde Hand und ließ sie über mein mit Tränen gefülltes Gesicht gleiten.
„Aber… du Gordon… Warum nur?“ Verständnislos schüttelte sie ihren Kopf und blickte mich vorwurfsvoll und zugleich trauernd und besorgt an. „Warum… hast du meinem Ableben auf diese… närrische und grausame Art und Weise Folge geleistet? Deine Zeit war noch nicht gekommen. Schreckliche Vorwürfe plagen mich… Dass ich es so weit habe kommen lassen… D…Du wolltest dein Leben meinetwegen beenden… Ich fühle… mich furchtbar. Du hast das nicht verdient!“ Unzögerlich fing ich an, mein Verhalten zu rechtfertigen.

„Weil ich dich liebe! Wie… Wie soll ich ohne dich weiterleben? Du bedeutest alles für mich! Du, allein du hast mein Herz erobert Anna und mit deinem Tod ist auch mein Herz gestorben.“ Das Weinen erschwerte es mir bemerkbar deutlich zu sprechen.
„Was habe ich nur getan? Ich Mistkerl! Nach meinem Ausbruch von Bestürztheit habe ich über mein rücksichtsloses und gemeines Verhalten nachgedacht. Ich kam zurück und als ich dich da auf dem Boden liegen sah… Ich war am Ende! Meine ganze Welt war zusammengebrochen, genau wie deine.“ Wie aufgelöst stammelte ich diese Phrasen vor mich hin, um mich zu rechtfertigen; Um ihr zu zeigen, dass meine Reaktion emotionalbedingt war, aber für mein abscheuliches Verhalten gab es keine Entschuldigung.
„Warum bin ich nur weggelaufen? Ich habe alles kaputt gemacht!“
„Gordon, bitte…“, intervenierte sie und redete tröstlich auf mich ein. „Du hast gehandelt, wie es jeder in einer solchen Situation getan hätte und ich hatte nichts anderes erwartet. Ich… bin und war es nie wert. Es gab keine bedeutungsvolle Aufgabe, der ich hätte nachkommen können. Ja, ich hatte dich, aber sonst gab es nichts, was ich der Nachwelt hätte hinterlassen können. Gordon, ich will, dass du glücklich bist und… dich nicht weiter grämst. Das ist mein einziger Wunsch. Bitte erfülle mir diesen Wunsch und genieße dein Leben, in welchem dir eine wundervolle, viel versprechende Zukunft bevorsteht. Mach es für mich. Du hast diesen Kampf nicht umsonst ausgefochten, sondern eine weitere Chance erhalten. Und ich… Ich habe dafür gekämpft, dass wir in Liebe und Verständnis füreinander auseinander gehen können.“ Ihre schönen blauen Augen strahlten wie das Blau des Himmels, ihre sinnlichen Lippen, die mich mit ihrer engelsgleichen Stimme verwöhnten… Nie wieder sollte ich dieses Glück erfahren. Aber… was meinte sie damit, ich solle glücklich weiterleben? War ich doch nicht tot?
„Anna… Ich werde tagtäglich an dich denken. Wie soll ich das nur bewerkstelligen? Ohne dich, ohne deine Wärme, deine liebliche Seele… Ich werde dich nie wieder küssen können, geschweige denn berühren. Ich werde dich nie wieder sehen, deine Stimme hören, dein Lachen... Du wirst für immer weg sein, und mich nicht mehr umarmen können. Nie wieder hören, wie du mich zum Essen rufst, wie du mich Bärchen nennst… Und ich werde nicht mehr neben dir aufwachen. Ich kann das

nicht. Nein, bitte!“ Anna und ich weinten unaufhörlich. Sie gab sich so viel Mühe, mich zu trösten, mich davon zu überzeugen, dass ich ohne sie leben könnte, aber das konnte ich nicht.
„Ich bin immer bei dir. Bitte denk immer daran, wie glücklich du mich gemacht hast. Erst durch dich habe ich einen Sinn in meinem Leben gefunden und das solltest du dir immer vor Augen halten, mein geliebter Gordon.“ Mit gläsernen Augen lächelte sie mich an, während ich noch immer ihre zierlichen Hände an mein Gesicht hielt.
„Ich… liebe dich Anna. Ich liebe dich! Bitte, lass mich nicht allein! Ich brauche dich doch. Bitte!“ Weinend schmiegte ich mich an ihren Bauch, und berührte ihre Arme, ihr Gesicht, verzweifelt, weil ich es nicht wahrhaben wollte, dass sie bald weg war.
„Gordon, bitte… Ich will es auch nicht. Ich liebe dich auch so sehr, aber es ist zu spät!“ Sie fing schrecklich an zu weinen und drückte mich fest an sich.
„Es tut mir leid, Gordon. Bitte verzeih mir! Du bist nicht allein. Ich bin hier drin, solange du mich nicht vergisst.“ Mit ihrem Finger deutete sie auf mein Herz.
„Ich… Ich kann nicht mehr lange bei dir… sein, drum bitte ich dich… Gib dich niemals auf, mein Schatz und mach mich glücklich. Weißt du, Liebe bedeutet auch zu lernen, jemanden gehen zu lassen und zu wissen, wann es heißt Abschied zu nehmen. Danke, dass du mich glücklich gemacht hast… und dass ich Teil deines… Lebens sein durfte. Lass nicht zu, dass unsere Gefühle dem im Weg stehen, was… am Ende besser für uns beide ist. Gordon… ich… liebe d… dich.“
Dann verschwanden ihre einst strahlenden Augen hinter ihren Augenliedern, für immer.
„NEIiiiiiin, neiheiiin… Annaaa!“
Wehmütig klammerte ich mich an ihren leblosen Körper und brüllte mir die Seele aus dem Leib, aber es half nichts. Sie war weg, für immer. Verzweifelt küsste ich ihre Wangen, ihre Lippen, ihre Augen. Dann legte ich mich neben sie und umarmte ihren Körper, der sich nie wieder bewegen würde.
„Anna, ich liebe dich… Ich liebe dich.“ Tränenüberströmt schmiegte ich meinen Kopf an ihren, und schloss die Augen. Es dauerte nicht lange,

bis mich meine Müdigkeit packte und mich in einen tiefen Schlaf versetzte.

Ich kann mich nicht genau erinnern, was passiert war. Als ich erwachte, fand ich mich auf dem Flur meines Apartments wieder. Neben mir lag Anna. Es war der Zustand, nachdem ich versucht hatte, mir das Leben zu nehmen. Mit Schwindelgefühlen richtete ich mich auf und wandte mich hoffnungsvoll zu ihr.
„Anna?“ Vergebens. Sie war tot. Leer und kalt starrte ich auf den Boden. Ich verharrte dort noch eine Weile, aber in meinem Kopf ging kein einziger Gedanke umher. Ich war innerlich tot.
Meine Blicke wanderten durch den Flur meines Apartments. Die Garderobe zu meiner Rechten… Dort hing ihr roter Mantel, den sie so gern mochte; Die offene Tür zur Küche; Die Utensilien, die auf dem Boden verstreut waren; Das Glasfläschchen, auf dessen Etikett die Worte „White Claudia“ zu lesen waren; Der Schirmständer… Sie liebte die Sonne mehr als den Regen; Ihre schönen Schuhe; Die Uhr… „11:44 Uhr“; Dann wieder ihr toter Körper, ihr blondes Haar, ihr zierliches Gesicht, ihre sinnlichen Lippen, ihr Hals, ihr grünes Oberteil mit den Blumenmotiven, das ich so gern mochte, ihre Arme, ihre Hände… Da lag etwas in ihren Händen: Es war ein zusammengeknüllter Zettel. War er für mich bestimmt? Ich nahm den Zettel an mich und las, was Anna mich wissen lassen wollte.
„Ja, Anna…“
Ich kniete mich vor ihr hin, hob sie auf meine Arme und brachte sie in das Schlafzimmer, wo ich sie behutsam auf das Bett legte.
„Anna, ich kann nicht ohne dich sein. Warte hier auf mich.“
Danach küsste ich ein letztes Mal ihre zärtlichen Lippen, erhob mich, ging zur Garderobe und zog meine Jacke und meine Schuhe an. Dann verließ ich das Apartment.

„Vertrauen ist das Gefühl,
einem Menschen sogar dann glauben zu können,
wenn man weiß, dass man an seiner Stelle lügen würde.

Henry Louis Mencken“

Meine Aufzeichnungen:

Lösungswege zu den Rätseln:

- **Notenliste:**

Hinweisnotiz:

„Eine Kombi aus 5 verbirgt den Preis,
5 Schüler der Liste schließen den Kreis.
Der Lehrer sie an Leistungen misst,
doch die Liste falsch geordnet ist.
Nicht nach Rufen, nicht nach Tat!
Weißt du junger Knappe Rat?
Mit Angst und Schrecken sie dich kührt,
Das Rätsel dich zur Wahrheit führt.
Doch dunkler Gänge hat der Ort…
Das Grauen wartet, geh fort! Geh fort!“

Bei genauerer Betrachtung der Liste sieht man, dass genau 5 der Schüler glatte Noten erhalten haben. Laut Notiz dürfen diese Schüler weder nach Rufen (Vornamen), noch nach Tat (Leistung) geordnet werden. Da die Liste sonst nur Informationen über die Nachnamen der Schüler bereithält, müssen diese 5 Schüler nach diesem Kriterium geordnet werden.
Demnach ergibt sich die folgende Kombination:

Bears Pamela – F
Corvet Sandy – A
Dixon Cynthia – C
Harver Scout – B
Kilmer Ray – C

=> F A C B C

- **Requiem der Verdammten:**

Interpretation des Hinweistextes:

„12 Schüler in der Gewalt eines Mannes,
ihre Herzen pochend und vor Angst zitternd
blicken sie in seine düst'ren ominösen Augen,
dem Tod ins Auge starrend und Nerven zersplitternd."

Dieser Abschnitt hat keine Bedeutung und dient lediglich als Einführung.

So beginnt die letzte Stunde…
Alle sind sich ihrem Schicksal bewusst.
Da nähert sich der Graus dem Jungen,
seine Angst verdrängend, Nervosität und Frust.

Bei diesen Zeilen handelt es sich um eine Andeutung auf Michael Cassidy, dessen Angewohnheit auf einer Notiz kurz vermerkt wird: „Michael hat diese schreckliche Angewohnheit an den Fingern zu kauen."

Ganz anders als das Mädchen in rot,
schön, bezaubernd und strotzend vor Glück.
Ein tiefer Kratzer unterstützt den Schmerz.
So bricht der Lehrer ihr zärtliches Genick.

Der folgende Text gibt Aufschluss darüber, welches Mädchen gemeint ist:

„Hey Olivia! Guck mal, was Ashley an hat. Fette Kuh. Trägt genau das gleiche Kleid wie du letztens, nur in XXXXXL, ist das nicht armselig?"
… Moment, trägt die etwa den gleichen Lippenstift wie ich?"
„Krass, ja, voll geklaut. Rot steht der null! Was für eine Witzfigur..."
…

„Aber klar, dann kann's losgehen. Ich brauch drrrrrrringend ne Maniküre, ich reiß mir ständig die Haut auf!“

Sowohl Ashley, als auch Olivia tragen einen roten Lippenstift. Der Hinweis mit der Maniküre lässt jedoch darauf schließen, dass es sich um Olivia handeln muss.

Das schwarze Schaf traut seinen Augen nicht,
lange kann er nicht mehr starren.
Mit Freude der Mann in sein Auge sticht,
seinen spitzen Lehrerstock, dort soll er verharren.

Bei diesem Jungen handelt es sich um Sam Baxter. Dies wird durch die folgende Notiz ersichtlich, die man in der Schule finden kann:
„Zu Händen von Mrs. Kendelay.
Wenden Sie sich bitte an Herrn Baxter. Er ist der Vater des Störenfrieds aus Klasse 9 und muss über die regelwidrigen Vorkommnisse in Kenntnis gesetzt werden. Das permanent penetrante und störende Verhalten des Schülers ist nicht länger duldbar. Er bezieht andere Schüler in seine Kaspereien mit ein und hindert besonders Louis Mitchel daran, am Unterricht teilzunehmen.“

Lechzend nach Blut sieht er die Zwillinge,
der Betrüger ist des Rächers Wahl
Schlitzt er seinen Rumpf auf, zerquetscht sein Herz…
Die Schreie hallen durch den ganzen Saal.

In diesem Abschnitt wird auf eine weitere Notiz verwiesen, die man in der Highschool finden kann:
„Betreff: Verweis!
Name des Schülers/Schülerin: John Orwell
Grund: Täuschungsversuch“
Demnach ist John Orwell das Puzzleteil dieses Abschnitts.

Setzt man die entsprechenden Nummern der Schüler zusammen, erhält man den folgenden fünfstelligen Code: „12816“

Allerdings verändert der nächste Abschnitt die Reihenfolge der Kombination:

Der Lehrer, erschöpft, genießt das Blutbad.
Sein letzter Rat an des Märtyrers' Pack:
„Das Ende? Das ist erst der Anfang!
Ich räume das Feld von hinten auf."
Steckt die Köpfe seiner Opfer in einen Sack.

Folglich muss die Kombination von rechts nach links gelesen und eingetippt werden („Das Ende ist der Anfang")
Also lautet der richtige Code

=> 61821

Der Henker scheint das Werk vollendet,
die Schüler sind der Freiheit nah.
Nun bringt er sie alle zur Strecke, kurz das Glück war.
Erst jetzt… ist das Blutbad beendet."

- **Plattenrätsel in der Kirche:**

Ziel dieses Rätsels ist die richtige Zuordnung der Platten in die vorhergesehenen Vertiefungen. Jedes Motiv symbolisiert einen bestimmten Teil des Gedichts (siehe unten). Die Anordnung der Tafeln zeigt, wo sich eine bestimmte Situation im Rahmen des Gedichts abspielt.

Zu sehen sind bereits 2 eingesetzte Tafeln, ein Käfig und eine Hand. Der Käfig befindet sich auf mittlerer Höhe und symbolisiert Annas Gefangenschaft, in diesem Fall ihr Zimmer.
Die Hand befindet sich auf der gegenüberliegenden Seite von Annas Zimmer/Haus und symbolisiert die Herzlichkeit der Nachbarn, die sich um Annas Wohl sorgen.

Plattenmotive:

Platte 1: Auf der Platte ist ein großes Auge eingeritzt.
Platte 2: Ein vierblättriges Kleeblatt ziert die Platte.
Platte 3: Auf der Platte kann man ein erzürntes Gesicht erkennen.
Platte 4: Auf dieser Platte ist ein „E“ abgebildet.
Platte 5: Diese Holplatte zeigt eine Musiknote.
Platte 6: Ein Engel ziert die Fläche der Platte.
Platte 7: Auf dieser Platte sieht man eine Wolke.

Hinweisnotiz:

„Aus versunkenen Träumen bin ich erwacht
Ich sehe das Licht der aufgehenden Sonne“

Diese Zeilen sind ein Hinweis darauf, dass die Platte 4 mit dem „E“ rechts oben eingesetzt werden muss. Da Anna die aufgehende Sonne sehen kann, kann sich die Sonne nur dort befinden. Das „E“ ist das bekannte Kürzel des Wortes „East“ und bedeutet Osten. Dort geht die Sonne auf.

„Die Stimme eines Mannes hat mein Feuer entfacht
Eine Lerche vor meinem Fenster in trällernder Wonne“

Die 5. Platte „Musiknote“ stellt die singende Lärche dar, die sich vor dem Zimmer von Anna befinden muss. Demnach muss diese Platte in der Mitte platziert werden.

„Doch unten im Hofe, der, der mir zu Füßen liegt
Dort steht mein Prinz in voller Pracht
Und mich sanft in meinen Träumen wiegt
Wie er mich anstrahlt und fröhlich lacht“

Mit dem Prinz ist natürlich Annas große Liebe gemeint, die durch das vierblättrige Kleeblatt dargestellt wird und das Glück symbolisiert. Also muss die 2. Platte in das mittlere untere Feld eingesetzt werden.

„Doch da ertönt die Stimme der Wut
Von unten kommt er schnell herbei
Sie ist des Vaters inbrünstige Glut
Mit seinem tosenden Geschrei.“

Gemeint ist der tosende Vater, der sich in der 3. Platte in Form eines erzürnten Gesichts wieder findet. Da er von unten herannaht, muss diese Platte unten links unter dem Käfig eingesetzt werden.

„Näher und lauter dringt er hervor
Er kommt herein, tobend und bieder
Angsterfüllt fliegt die Lärche in den Himmel empor
Mit einem Stock schlägt er mich nieder“

Aus Angst fliegt die Lerche in den Himmel empor, der durch eine Wolke symbolisiert wird. Oben in der Mitte muss die 7. Platte also ihren Platz finden.

„So bleibt mir verwehrt die große Liebe
Krümmend schleppe ich mich hin
Aufgrund hasserfüllter Hiebe
Und hatte nur noch eins im Sinn
Zum Fenster schaute ich hinaus
Und sah viele Menschen mich betrachten
Auf der anderen Seite vor dem Haus
die insgeheim über mich wachten“

Hier muss die 1. Platte, das Auge, in die Vertiefung rechts unten eingesetzt werden. Sie ist stellvertretend für das Starren der Nachbarn, die zu Anna hinaufblicken.

„Doch mein Segen er ist verschwunden
Wird er kommen nimmermehr?
Lässt mich zurück mit meinen Wunden
Mit einem Herzen kalt und leer
So kehre ich zurück zu meinem Schrein
Um in meinen Tränen zu ertrinken
Um erneut allein zu sein
Und in meinen Träumen zu versinken.
Lieber Gott hoch oben, lass mich nicht allein
Lasse meine Sinne schwinden
Ich will so gerne bei dir sein
Und schnell ein neues Leben finden“

In diesem letzten Abstand ist der letzte Hinweis versteckt. Er gibt Aufschluss darüber, dass die 6. Platte, der Engel, oben links eingesetzt werden muss, da Anna in ihrem Zimmer zu dem übernatürlichen Wesen, Gott, betet.
Somit sind alle Platten an ihrem richtigen Platz und das Rätsel ist gelöst.

Weitere Karten der Schauplätze

Nathan Ave.
Ranger
Quelle
Zug
Waldhorst
Wälder von
Silent Hill

Nachwort und Danksagung

Bereits im Vorwort habe ich erahnen lassen, warum ich mich von Silent Hill habe inspirieren lassen.
Als ich 14 (und wesentlich zu jung) war, spielte ich heimlich ohne das Wissen meiner Mutter oder meines Bruders den ersten Ableger der Videospielreihe, beendete ihn aber nicht, weil ich zu große Angst davor hatte. In meinem 16. Lebensjahr wurde Silent Hill 2 veröffentlicht, das ich gemeinsam mit meinem Bruder und einem guten Freund zusammen durchgespielt hatte. Wirklich alles an diesem Spiel hinterließ einen bleiben Eindruck, das Setting, die herzergreifende wohl durchdachte Handlung mitsamt all ihrer Nebenfiguren, die musikalische Untermalung, die mich auch in meinem musikalischen Schaffen inspiriert und beeinflusst hat und das Konzept einer Stadt, die sich in einen Albtraum verwandelt, jenachdem wer sie besucht oder von ihr gerufen wird. Die Art und Weise, wie die Protagonisten in dieser Stadt durch zahlreiche Elemente mit ihren Ängsten und Sünden konfrontiert werden und Buße tun, um ihr Leben kämpfen, bis sie letztendlich ihre Taten akzeptieren und sich ihrer Verantwortung stellen. All das hat mich nachhaltig bewegt und dazu inspiriert, meine eigene Geschichte und deren Rahmenhandlung in das Silent Hill Universum einzubetten. Es fügte sich nahtlos ein und war von Anfang an stimmig, geradezu dafür geschaffen.
Es war mir aber auch wichtig, dass sich die Handlung meines Romans auch in die Rahmenhandlung der Videospiele problemlos einfügt und es zu keinen Widersprüchen kommt. Fans des Franchises sollten in meiner Geschichte diese Einflüsse aus der Videospielreihe entdecken, die zu einem großen Teil auch explizit genannt werden. Dies resultierte aus meinem Vorhaben, einen Roman zu schreiben, der insbesondere auch an die Fans der Silent Hill Reihe gerichtet sein sollte.
Ich habe mich sehr darum bemüht, dass grundlegende Elemente der Serie in das Drama um die tiefgründig durchdachten Charaktere des Romans mit eingebunden und adäquat umgesetzt werden.
Hin und wieder gibt es inhaltliche Bezüge zu der Spielreihe in Form von zahlreichen Dokumenten, die dem Werk zusätzliche Tiefe verleihen und den Neuzugängen einen Einblick in die Welt Silent Hills gewähren sollen, sodass kein Vorverständnis notwendig ist, um die Vorgänge und Handlungen verstehen und nachvollziehen zu können. Darüber hinaus sollen einige

Fragen aus den Videospielen beantwortet und einige Handlungsstränge vertieft werden, die insbesondere in Fangemeinden für ausgiebigen Diskussionsstoff und weit reichende Spekulationen gesorgt haben.
Einigen bisher unauffälligen Charakteren (wie zum Beispiel George Roston und Martin Sein) habe ich in meinem Roman eine neue Aufmerksamkeit zukommen lassen und dabei darauf geachtet, dass sich die interpretatorischen Elemente nicht denen anderer Silent Hill Projekte widersprechen. So haben auch viele Orte, die in anderen Silent Hill Projekten nur am Rande erwähnt wurden, in dieser Geschichte eine Bedeutung erhalten. Daher war es lediglich nur eine Karte (Stadtplan von Silent Hill – Southvale), die ich von einem Silent Hill Projekt übernommen und leicht modifiziert hatte.

Es war mir wichtig, dem Erzählstil der Reihe treu zu bleiben. Hierbei hatte ich mich stark an den Ablegern orientiert, an denen Team Silent mitgewirkt hatte. Ich habe all mein Herzblut in dieses Projekt gesteckt und hoffe, dass ich diese Geschichte, die mir auch persönlich sehr am Herzen lag, als Amateur-Autorin möglichst authentisch erzählen konnte und meine Leser nicht enttäuscht habe.
Ich bin zumindest der festen Überzeugung, dass es eine Reise ist, die einen nachdenklich stimmen kann und dazu animiert über den Sinn des Lebens nachzudenken und was im Leben wirklich von Bedeutung ist.

An dieser Stelle möchte ich mich noch einmal bei der Spielefirma Konami und beim Entwicklerteam dafür bedanken, dass sie uns diese Meisterwerke geschenkt haben. Die Handlung meines Romans und die sensible Thematik, die in der Geschichte um das Liebespaar behandelt wird, hätten ohne die Welt von Silent Hill nicht die Wirkung erzielt, die ich mir für mein Projekt gewünscht hatte.
Ich möchte mich außerdem bei Michael Hartlapp und Jose Andres Guzman Torrez für ihre seelische und moralische Unterstützung und Beratung hinsichtlich des Buchcovers bedanken. Ohne euch wäre der Umschlag sicherlich nur halb so schön geworden, tausend Dank!

Silent Hill is registered trademark or trademark of KONAMI COMPUTER ENTERTAINMENT JAPAN, INC.
© 1987 2003 KONAMI COMPUTER ENTERTAINMENT JAPAN.